

28 421

P.-E. 8
G.-E. Afr. 10.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

GROSSHERZOG KARL ALEXANDER

von Sachsen.



PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

PRINZ GEORG

von Preussen.

DAS CURATORIUM:

Dr. E. Gneist

Ordentl. Professor an der Königl. Universität zu Berlin.

Dr. K. Werder

Geh. Rath und Professor an der Kgl. Universität zu Berlin.

Graf Usedom

Königl. Preuss. Wirkl. Geh. Rath.

C. v. Dachröden

Königl. Kämmerer und Schlosshauptmann zu Berlin.

Adolf Hagen

Stadtrath.

STATUT:

§ 1. Jeder Literaturfreund, welcher dem *Allgemeinen Verein für Deutsche Literatur* als Mitglied beizutreten gedenkt, hat seine desfallsige Erklärung an die nächstgelegene Buchhandlung oder an das Bureau des Vereins für Deutsche Literatur in Berlin direct zu richten.

§ 2. Jedes Mitglied verpflichtet sich zur Zahlung eines Jahresbeitrags von *Achtzehn Mark R.-W.* (Für die Serie I—IV betrug derselbe 30 Mark pro Serie von 7 Bänden.)

§ 3. Jedes Mitglied erhält in der Serie vier Werke aus der Feder hervorragender und beliebter Autoren. Jedes dieser Werke 20—23 Bogen umfassend, in gefälliger Druckausstattung und elegantem Einbände. Nur bei poetischen Werken wird nicht immer der festgesetzte Umfang der Vereins-Publicationen innezuhalten sein, dafür jedoch diesen Werken eine besonders elegante Ausstattung zugewendet werden.

§ 4. Ein etwaiges Austretenwollen ist spätestens bei Empfang des dritten Bandes einer jeden Serie dem Bureau des Vereins anzuzeigen.

§ 5. Die Geschäftsführung des Vereins leitet Herr Verlagsbuchhändler **A. HOFMANN** in Berlin selbstständig, sowie ihm auch die Vertretung des Vereins nach innen und aussen obliegt.

Jeder Band ist eleg. in Halbfranz mit vergoldeter Rückenpressung gebunden.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie das Bureau des Vereins in Berlin, Kronenstrasse 17, nehmen Beitritts-Erklärungen entgegen.

In den bisher erschienenen Serien I—IV kamen nachstehende Werke zur Vertheilung:

Serie I

Bodenstedt, Fr., Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.

Hanslick, Dr. Ed., Die moderne Oper.

Löher, Franz v., Kampf um Paderborn 1597—1604.

Osenbrüggen, E., Die Schweizer, Daheim und in der Fremde.

Reitlinger, Edm., Freie Blicke. Populärwissenschaftliche Aufsätze.

Schmidt, Adolf, Historische Epochen und Katastrophen.

Sybel, H. v., Vorträge und Aufsätze.



28421

Zur

Erinnerung an einen 28. Mai.

Sta viator
caritatis memor veritatisque.



RUSSISCHE
BIBLIOTHEK
Schatzkammer

Acc. 1931. 234.

N-4632848

NH-66649/TMK



Vorwort.

Wenn Einer eine Reise thut, so mag er etwas erzählen — und von Wanderungen will das kommende Buch berichten, literarischen allerdings an der Hand der Geschichte. Aber mit eigenen Augen ist gesehen worden. Der Reisende hat nicht fremde, sondern eigene Beobachtungen heingebracht. Studien sind es, die meinen öffentlichen Vorträgen in Berlin gedient haben und die gern auch lesbar sein möchten auch für die Freunde von Geschichte und Literatur, welche nicht selbst sammeln und studiren können. Ich habe zumal Freude an denjenigen meiner Arbeiten, die ich weiten Kreisen zugänglich machen kann. Ich lebe ja in der Aufgabe, öffentlich zu wirken und an das ideale Herz der Menschen mich zu wenden. Ich trage darum gern die Wissenschaft auch auf das Katheder, das mitten unter bildungsfreundlichen Zeitgenossen steht. Ein anderes freilich ist es, öffentlich zu reden; es ist leichter und schwerer, als ein wissenschaftliches und doch populäres Buch zu schreiben. Der Redner hat Hilfsmittel, die

dem Schriftsteller abgehen, dem deutschen Schriftsteller zumal, dem die Gelehrten kein Material des Beweises erlassen — und die Gebildeten keinen Apparat und kein Citat gönnen wollen.

Das deutsche Publikum möge die folgenden Blätter nicht nach den glänzenden Dichtungen von Ebers und Freytag richten. Ich bin zufrieden, wenn es sich die Anregungen zu Gedanken, die ich auf meinen Wanderungen fand, gefallen läßt. Leopold Ranke sagte einmal zu mir: Bleiben Sie bei der Geschichte: Nichts Höheres schafft der Mensch. Ich bin ihm gefolgt; in der Geschichte Gottes und der Menschen habe ich meinen Frieden gefunden.

Aus ihm, den keine Parteifehde mehr beunruhigt, ist auch dies Buch entstanden. Möge es Frieden und Liebe finden.

Pfingsten 1880.

Paulus Cassel.

Inhalt.

	Seite
Palmyra	1
Zenobia	12
Elagabal	37
Sultan Saladin und Lessings Nathan	54
Antiochia I	71
Antiochia II (Julian)	85
Antiochia III (Bohemund)	102
Der Libanon und die Drusen (Hakem Biamr-Allah)	116
Die Kreuzzüge	131
Der heilige Georg	148
Der Mahomet von Voltaire	163
Damaskus und Cordova	176
Bagdad und Harun	194
Mahmud von Ghazna	210
Die Engländer in Delhi	232
Die gestügeltten Stiere von Persepolis	248
Cypern in alter Zeit	277
Cypern in der Literatur des Mittelalters	299
Bellerophon und die Solymen in Lycien	319
Die Pyramiden und Obelisken	328
Die Sphinx und ihr Räthsel	353



Palmyra.

Auch die Geschichte in der Poesie ist Geschichte. Es ist geschehen, was Homer und Shakespeare erdichtet. Echte Poesie ist eine Vision der Wahrheit in die Vergangenheit, und die Prophetie ein Blick in die Geschichte des Ewigigen Geistes. Ideale Begeisterung macht wahr, was eigentlich nie geschehen ist. Wen Gott zum Künstler machte, der schafft, ohne Chronik und Urkunde, nicht blos Kunst, sondern Thaten. Der schaffende Geist ist nicht seiner, sondern nur der Wahrheit mächtig. Indem er zu erdichten meint, giebt er unsichtbar Seiendes wieder; er bringt nicht sowol hervor, er stellt verhüllt Vorhandenes dar. Das Bild des plastischen Meisters ist nicht Leinwand, sondern natürliches Leben. Das Werk des Dichters ist, kaum geboren, ein Drama alter Geschichte. Um die Wahrheit geschaffener Dinge schwebt alle Poesie. Man sagt, der Geschichtschreiber sei ein umgewandter Prophet. Mit Recht, denn der Prophet offenbart die Pfade des Geistes Gottes mit lichter Weisheit. Und alle Propheten sind Dichter, wie der rechte Dichter weissagend sieht und schafft. Kein geringerer wie Sokrates spricht dies aus. Drum sind Poetik und Historik nichts so fernes, als es scheint. Durch die Wahrheit empfangen Beide Glanz und Werth.

Der Prolog zu Heinrich dem achten sagt den Zuschauern, daß die, welche Geld geben, um Wahres zu erleben, hier Geschichte finden. Es sind im Drama nicht bloß Personen mit historischen Namen benannt, sondern die Gestalten leben. Der Kampf der weißen und rothen Rose wird von Shakespeare so beschrieben, daß der Hörer meint, die Chronik entbehren zu können. Er findet Wahrheiten der Geschichte neben der Geschichte der Wirklichkeit. Macbeth und Hamlet sind in die Geschichte ihrer Völker eingewirkt. Wer will sie daraus trennen, wie sie der Dichter sah! Der Egmont im Trauerspiel lebt für die moderne Bildung mehr als der Egmont, den seine Zeit beschrieben hat. Die Spanier sind in ihrer vaterländischen Erzählung ärmer als wir; denn nur unserm Dichter ist Marquis Posa erschienen. Nur in Deutschland lebte dieser Spanier. Wahrlich, wären Geister wie er am Manzanares geboren, Spanien wäre politisch minder gefallen. Große Dichter sind eine Gnade Gottes für die Völker, unter denen sie aufsprossen. Aus Coulissenkunst und Lampendunst werden sie nicht bereitet. Solches sind Erben idealer Kraft, welche ihren Völkern nicht um der Mode willen, sondern zum belebenden Aufschwung gegeben werden. Ueberall, wo ihr Wirken in lebenbildender Herrlichkeit erscheint, ist heiliger Boden. „Ziehe die Schuhe aus. Laß Partei und Leidenschaft dahinten!“ Novalis hat Recht, wenn er das Märchen auch eine Weissagung nennt. Jede Dichtung ist es, wenn sie aus reiner Berührung mit dem göttlichen Geiste, frei von Streit und Sünde, sich erhebt wie der Lerche Gesang. Jedes Schaffen ist göttlicher Art; es löset sich von der Endlichkeit zur Ewigkeit. Der wahre Geschichtschreiber muß ein poetisch und prophetisch Auge haben. Was die Tabellen der Geschichte und deren geistloses, oft parteiisches Aneinanderheften von Namen und Zahlen bis zur langweiligen Armuth verzerren, — das in ein ergreifendes dramatisches Leben zu fassen, bedarf es eines Lichtbildes poetischen

Geistes. Namen und Zahlen dürfen nur werthvolle Wegweiser sein: Echte Poesie schafft immer eine geschichtliche Wahrheit. Echte Geschichtschreibung wird immer als ein Epos von Menschenkraft und Menschenleid erscheinen. Die Genauigkeit der Forschung hat die künstlerische Darstellung Ranke's nicht gestört, wie des Malers Genie auch der gewissenhaften Zeichnung nicht entbehren kann. Wer Geschichte schreiben will, bedarf des Romanes nicht, um poetisch zu schaffen. Dürr und trocken ist die Weltgeschichte niemals. Allerdings haben Urkundensammlungen und Regesten einen immensen Werth, aber Weltgeschichte sind sie so wenig, als Farbentöpfe ein kunstvolles Bild darstellen. Es giebt eben keine noch so große Technik, welche die schaffende und schauende Idee entbehren läßt.

Diese Bemerkungen stellt der Wanderer voran, wenn er seine Reise beginnt. Es lag ihm an Ideen, die er fand; es sind nur Skizzen, die er entwirft; in keine Gallerie großer Werke führt er ein; eine Mappe von Handzeichnungen legt er vor. Es ist in der Wüste, wo er beginnt; wenn man den Namen Palmyra nennt, kann man auf Aufmerksamkeit hoffen. Man wird dabei an ein historisches Bild erinnert, das keiner poetischen Juwelierarbeit noch bedarf, um wie ein Märchen zu scheinen.

Wir verließen nicht ohne erwartungsvolle Spannung Damaskus, durch Bab-Tuma, das ist das Thomasthor, über einen breiten Steinweg schreitend. Unsere Aufmerksamkeit wird wenig durch die Thürme gefesselt, die vor dem Thore stehen. Sie heißen nach den Rebellenköpfen, mit welchen sie einst ein Pascha geziert, Kopsthürme. Durch liebliche Gärten hindurch führt unser Weg. In Salehije in der Vorstadt machen wir Halt. Im October unternahmen wir unsere Reise und zur Zeit, da Ibrahim Pascha Syrien mit disciplinirter Armee und eiserner Hand in der Mitte der dreißiger Jahre regierte. Es ist dies ein Glück für uns; wir hätten sonst kaum die Ruhe und Sicherheit, durch die Einsamkeit der Wüste nach Palmyra zu gelangen. Die

ganze Wüste bis an den Euphrat und von Haleb bis Arabien ist von vielen Stämmen durchzogen, die von ihren Heerden, sonst auch von Krieg und Raub leben. Ibrahim hatte sie gehändigt und man konnte sich einigen Führern unter ihnen guten Mutes anvertrauen. Damals durften die Beduinen in Damascus, wenn bewaffnet, nicht erscheinen. In der Vorstadt mußten sie die Waffen ablegen. Welch ein Jubel daher, als unsere Führer in Salehije sich wieder bewaffneten. Sie schwangen die langen Bambuslanzen, welche Straußfedern schmückten. Andere trugen Flinten, Keulen und Dolche. Fröhlichkeit erfüllte alle, als sie ihren Weg in die Wüste nahmen. Selbst die Kameele schienen munter und elastisch, als sie den Wüstenduft, den langentbehrten, wieder athmeten. Erst vom Dorfe Nebk, am dritten Tage, begann die eigentliche Wüstenregion, wenn auch noch nicht die Sandwüste. Man zieht zuerst zwischen niedrigen Hügelzügen, die dürr und mit Dornen bewachsen sind, an Salzflachen entlang. Der Boden ist mit trockner Grasung versehen. Eine der Hyacinthe ähnliche Blume wächst daselbst; die Araber pflegen sie zu dörren und zu verbrennen. Man könnte meinen, daß eine Cultur von Getreidefeldern hier möglich wäre und früher statt gehabt habe. Der Boden berstet im Sommer oft; in den Spalten sichern sich die gereiften Samen. Kommt dann Regenzeit, bedecken sich weite Strecken mit Blumen. — Doch wir machen Halt; vor dem Zelte des Scheichs ist die Lanze mit der Straußfeder aufgestellt. Bei ihm wird ein Lamm geschlachtet; das Mahl geschieht nach tausendjähriger patriarchalischer Art. Die Kameele kommen hinter die Zelte; die Pferde werden mit den Vorderfüßen an die Zeltplöcke gebunden. Ein Pferd ist für den Araber ein kostbares Ding. Es kostet mehr Unterhalt als mehrere Kameele und hält doch weniger aus als ein Dromedar. Aber der Besitz eines Pferdes giebt hohes Ansehen.

Der Morgen rief uns zum Weitermarsch. Aber vorher fielen alle Araber vor den Zelten zur Erde nieder bei Sonnenaufgang zum Morgengebet. Statt der Abwaschung mit Wasser wurde Sand genommen, man rieb die Hände damit und warf ihn dann rückwärts über den Kopf. Erst danach begann der Zug. So kamen wir am vierten Tage nach Carhetein, der letzten Station, wo der Sandboden beginnt und das Wasser aufhört.

Eine ganze Tagereise dauerte es, die nächste Sandplaine zu durchziehen, und noch einmal wurde Rast gemacht. Die Sonne ging prachtvoll unter: es war eine weite Straße von wunderbarem Purpur, den sie den langen Horizont hinunterzog. Wie mit einem leisen Rauschen nächtlicher Geister wechselte die Stille ab, als vor unserm Lager der lange Zug der Bagdad-Karawane vorüberkam.

Es war am sechsten Tage, als die Beduinen einige feine blaue Regel mit dem Jubelrufe: „Tadmor, Tadmor!“ begrüßten. Noch ein paar Stunden, und man durchzog ein Thal, welches zwischen zwei Hügelketten lag. Spuren einer Wasserleitung traten hervor. Auf den Gipfeln sah man Ueberreste alter Bauwerke; jetzt öffnet sich die Bergreihe, und die wunderbare Ruine liegt vor unsern Augen.

Auf der gelben Ebene, die von einem blauen Himmel überdacht wird, erheben sich zahllose, weiße Trümmer. Mitten aus der Wüste steigt ein Wald von Marmor auf, weißer als die Birken. Wie nach einem Sturme sind hunderte von Säulen umgeworfen, die Häupter zertrümmert. Auf einer Straße mit weichem, welligen Boden schreiten wir heran. Eine vierfache Säulencolonnade, — vierhundert Fuß lang, mit zerschlagenem Dach, weiten Lücken, zerrissenen Capitälen, aber frei, herrlich und groß, — nimmt uns auf. Andere Säulenbahnen gehen hindurch; Trümmer von Palästen und Tempeln, Kunstwerke mit Inschriften, Büsten und Gesimse kostbar geschmückt,

liegen traurig und gebrochen zu ihren Seiten. Am Ende der Halle, die vielleicht zwölfhundert Säulen tragen, erhebt sich die gewaltige Ruine des Tempels wie eine Burg, den ganzen Hintergrund einnehmend. Einst war das Haus der Sonne mit fast vierhundert Säulen umgeben; mehr als siebenhundert Fuß maß jede Seite. Alles zeigt Spuren der Zerstörung. Im innern Raume des Tempels hat sich das ganze Araberdorf, zweihundert bis dreihundert Menschen an Zahl, in fünfzehn bis zwanzig Hütten angesiedelt. Das köstliche Prachtthor ist von den Bewohnern verengt, die prächtigen Hallen, noch immer mit Säulen und Marmorpilastern geschmückt, sind von Staub und Trümmern bedeckt. Noch schwebt auf Steingrund am Hauptportal ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln — das Sonnenbild, aber jetzt nur ein Symbol des Untergangs — noch sieht man den Thierkreis in schöner, bildlicher Figur an der Wand. Noch findet man die wunderbaren Steinthüren, die sich in den eignen Angeln drehen. Von Trümmerstücken sind die Hütten der Araber selbst erbaut, auf Trümmern leben sie. Diese bilden ihren Schutz und ihre Heimat, in den Kammern alter Heiligtümer verbergen sie Habe, Geheimnis und Schmutz. Die Mauer ist noch zu erkennen, die einst die gewaltige Stadt umgab, welche Bäder und Schwefelquellen, Aquäducte, Bassins, Fontänen, Stadien und öffentliche Gebäude umschloß. In den Ruinen findet man noch Spuren von ihnen. Ueber sie breitet sich jetzt eine wunderbare Wüste aus.

Wie anders bei uns, wo auf grünendem Berge, von Eichen umkrönt, eine Ruine hängt! Die Wehmut über den Bruch des Alten erquickt das neue Leben. Um Palmyra's Säulen schlingt sich kein Ephen; seine Trümmer wechseln nicht mit buschigem Grün; kein anmuthiger Saumpfad im Schatten des Laubwaldes führt zum Tempel hinan; kein Blatt rauscht, kein Vogel singt; frei und weiß in eintöniger, verfallener Pracht ragen die Trümmer empor, um die nirgends Leben

gedeiht: die einzigen Zeichen versunkner Größe. Sie gleichen einem halb zerronnenen Traumbild mitten in dem Schlummer, der jede Wüste gefangen hält. In den Märchen des Ostens erscheinen wol ähnliche Bilder. Ein Zauberer spiegelt dem ungeduldigen Sultan aus vertrockneter Ebene eine köstliche Stadt. Doch schnell ist diese verschwunden. Palmyra wird noch erkannt, wenn auch in Fall und Zerstörung, und das Herz fühlt die Trauer, die mit leis rauschendem Flügelschlag die Säulenstraßen hinabschwebt, an denen sein Beginn und Namen hängt. Diese Säulengänge sind das Abbild des Palmenwaldes, von dem Palmyra den Namen entlehnt hat. Marmorpalmen sind diese Säulen, schlank und weiß; auch im Sande standen sie fest, das Symbol des Lichtes zu bleiben.

Neuere wunderliche Gedanken, von denen leider ein theurer noch jüngst gefeierter Mann (Ritter) geblendet wurde, haben den Namen in unverständlicher Art aus dem Sanskrit erklärt. Aber alles, Natur und Geschichte, hätte davon abrathen sollen. Daß heute wenig Palmen in Palmyra noch gefunden werden, darf nicht irre machen. Es gab deren noch in Abulfeda's Zeiten. Auch Jericho heißt unbezweifelt Palmenstadt; trotzdem haben neuere Reisende kaum eine Palme dort gefunden, und doch war es in alter Zeit von Palmenwäldern umgeben. Palmen gedeihen überall, wo, wie in Palmyra, feuchter, sandiger Boden mit salzigen Stoffen und Salpetergehalt, wie sie die Palme braucht, vorhanden ist. Die Palme mit der Quelle ist das Merkmal der Wüstenoase; sie ist der Leuchtthurm auf den Inseln der Wüste. Darum ist sie die Säule und der Name, der Schmuck und die Kunst der Wüstenstadt geworden. Das hebräische Tamar, die Palme, wird auch für Säule gebraucht (Jerem. 10, 15.). Tadmor ist nur eine dialektisch verschiedene Bildung von Tamar. Es ist kein Zweifel, daß auch im ersten Buch der Könige 9, 18 Tadmor gemeint ist, und die Nachricht 2. Chron. 8, 4 bestätigt dies.

Salomo hat Tadmor in der Wüste angebaut. Daß er ihm den Namen gegeben habe, ist so wenig Grund anzunehmen, als bei anderen Städten. Es ist klar, warum Tadmor einen Werth in den Augen Salomo's gewann. Es war eben eine schöne Insel im Wüstenmeer, durch Wasser und Schwefelquellen, durch Palmen und Salzfelder ausgezeichnet. An ihr mußte man bei der Reise vom Euphrat nach Damaskus vorüber. So wurde Tadmor im Frieden eine wichtige Handelsstation, im Kriege ein Castell und Vorposten. Schon in uralter Zeit drohten die Fürsten am Euphrat mit Eroberungszügen nach dem Westen, nach Tyrus und Phoenicien, doch mußte man Damaskus inne haben, um die Dase völlig zu behaupten. David und Salomo's Macht reichte so weit. Mit Einsicht gedachten sie darum, die Grenzplätze überall zu befestigen. Salomonische Traditionen haben um Tadmor noch später geschwebt. Die Paläste und Säulen Palmyra's galten, wie die Terrasse von Persepolis, für sein Werk. Dort wie hier, erzählt die Legende, war eine der Residenzen des Weltbeherrschers. Die Juden verbreiteten die Sage, daß Salomo einen Adler als Flügelroß besessen, auf dessen Flügeln er in einem Tage nach Tadmor gelangte (Jalkut Melachim §. 195. II. p. 31 a). Die arabische Legende setzt hinzu, dem König Salomo wäre (Sure 34) der Ostwind als ein Roß unterthan gewesen. So weilte der Mächtige des Morgens in Jerusalem, des Mittags in Persepolis und senkte sich zum Abend in die Schatten der Säulen Palmyra's. Offenbar war schon damals die Wüste von syrischen Stämmen besucht, welche beduinenartig sie durchzogen. Der Talmud giebt uns Notizen an die Hand, daß sie schon damals den Namen der Nasarya trugen. Kühne Führer erkannten die Wichtigkeit der Palmenoase. Ein kleiner Staat wurde begründet, dessen Geschick durch die veränderte Weltstellung nach dem Tode Alexander's sich entschied. Als die Römer ihre Macht über Syrien und Palästina ausdehnten,

schwankte eine Zeit lang die Politik der Beduinen und ihr Interesse zwischen Rom und den Parthern. Unter Antonius wurden sie bedrängt, daher ihr späterer Anschluß an die Römer. Eine eigenthümliche, für die Juden verderbliche Rolle müssen sie in ihrem Kriege gegen die Römer gespielt haben. Seit der Zeit nannten die Juden jene Stadt nicht Tadmor, sondern Tarmod, den Namen wortspielend verändert, indem das letzte Spreu unter Weizen bedeutet, und wollten den Tag glücklich preisen, an dem Tarmod zerstört sein wird. Bei beiden Zerstörungen Jerusalem's, auch im Kriege Hadrian's, hatten die Syrier mit Tausenden von Bogenschützen auf Seiten der Römer gestanden. In der That scheint sich Tadmor der Gunst des Kaisers Hadrian erfreut zu haben, der sie Hadrianopolis nennen wollte. Die Juden bezeichneten die Einwohner als Leute mit üblen Augen durch den aufstiegender Sand. Die Gegnerschaft der Juden mit den Beduinstämmen überhaupt bezeugt eine Stelle, die ganz mit den Arabersagen übereinstimmt. Als von dem Untergang Tarmod's als von einem Gottes-Gericht die Rede ist, sagt ein Lehrer: „Tarmod ist ja schon zerstört.“ „Nein,“ sagte ein anderer, „das war Tamud.“ Der Talmud weist dabei auf den sagenhaften Untergang des Stammes Tamud, der, wie Muhamed auch im Koran erzählt, durch Ungehorsam das Gericht Gottes erfuhr.

Daß zahlreiche Juden in Tadmor gelebt haben müssen, geht noch aus den Inschriften hervor. Nichts desto minder war man bei den jüdischen Lehrern dagegen, von den Tarmodäern Proselyten anzunehmen, weil sie diese Nachkommen nur als Bastarde aus einer Mischung von Juden und Arabern ansahen. Der dauernden Verbindung des Volkes mit den Römern gegen die sinkenden Parther verdankt die Stadt den Namen Palmyra. Die Einwohner haben sich immer, nach orientalischer Tradition, Bewohner von Tadmor genannt. Den Namen Palmyra kennt der Orient gar nicht.

Die römischen Schriftsteller, ob sie lateinisch oder griechisch schrieben, haben Tadmor zuerst so genannt. Man wußte eben, daß Tamar die Palme hieß und gab es daher durch Palma wieder. Statt Tadmira (Tadmor, nur) sagte man Palmyra. Aus einer anderen Sprache den Namen zu erklären, ist ganz unzutraglich. Die Religion der Palmyrener war die der Wüstenvölker vor Muhamed. Man sieht noch an ihren Sculpturen den Adler, der mit weit ausgespannten Flügeln am Himmel schwebt. Er ist das Bild der Sonne, der der Tempel gewidmet war. Auch die Araber verehrten vor Muhamed einen Adler, wie der Talmud und Koran erzählen. Sie theilten auch andere uralte saracenische Sitten und enthielten sich der Nahrung von Schweinefleisch. Die Verbindung mit den Römern brachte sie deren Cultur immer näher. Während das Partherreich sank, hob sich ihre Bedeutung. So ist denn das Erscheinen des Odenat mitten unter den römischen Feldherren nichts absonderliches; wenn auch sein und seiner Gemahlin Zenobia Erfolg und Herrlichkeit dem Meteor gleicht, das, je heller es blitzt, desto schneller in Dunkelheit verschwimmt. Aber die Zeichen ihrer Zeit sind die Marmortrümmern, die wir schauen. Nach ihrem Sturze hat die Stadt sich nie mehr erhoben. Der Fall Tar-
mod's ist eingetreten.

Wie die lockende Pracht eines Wüstenbildes, das plötzlich am Horizont der Ebene, von glänzenden Strahlen berührt, kaum erscheinend, wieder verschwindet, so die Geschichte Palmyra's. Wundervoll gewiß müßte der Anblick sein, wenn mitten in der sandig stillen Wüste, wo die Hügelketten sich theilen, die alte Stadt mit tausend Palästen und Tempeln vor uns stände. Der freudige Klang des „Tadmor, Tadmor“, welches heute die Araber rufen, ist ein Nachklang der Vergangenheit. Benjamin von Tudela suchte die Station in der Wüste auf und fand noch die erstaunlichen Denkmale von Tadmor. Der Glaube, daß es einen Geist giebt, der einst alle Trümmer erlöst und

lebendig wieder herstellt, ist an solchen Stätten der Denkmale und der Erinnerung natürlich. Es wurde Lady Hester Stanhope, der Nichte des Minister Pitt, als sie 1815 im Orient lebte, nicht schwer, sich für die wiedererschienene Zenobia auszugeben. In ihrer phantastischen Erscheinung mit zahlreichem Gefolge sah man sie zu Palmyra. Als Königstochter wurde sie dort verehrt. Eine neue Zeit wurde von ihr erwartet.

Die Täuschung ging vorüber. Es wird auch von einer Auferstehung des dortigen Lebens nicht die Rede sein, bis eine andere Vision sich erfüllt haben wird. Dann machen wir abermals den Zug von Damaskus durch die Wüste hindurch. Auf den aufgebrochenen Blüten glänzt der Thau. Der Abend ist herabgekommen; die Sonne sinkt langsam zum Horizont herab. Die Hügelreihen öffnen sich: Dunkel liegt zwischen weißen Marmorsäulen eine weite stille Stadt. Da beginnen von den Thürmen die Glocken zu klingen. Den Sabbath läuten sie ein, der die Wüste ruhen macht. Heiliger Friede schwebt über alle Welt.





Zenobia.



Der Abend war gekommen — die Karawane wird still, auf einem Säulenstumpf ruhe ich aus von langem Sehen und Beschauen — da blinkt noch ein Stein entgegen — eine Inschrift wird leserlich — sie trägt den Namen Zenobia.

Eine Welt von Erinnerungen weckt dieser Name auf. Und Erinnerung ist wie ein Rausch, der die Seele wunderbar umfängt. Wie wahr ist, was Parcival geschah! Er sah die Blutstropfen im Schnee und an dem Gegenbild von Weiß und Roth zeigt ihm seine Sehnsucht das Antlitz der holden Gattin; er kann sich von dem reizenden Traume nicht trennen; sein Weib, sein Haus, sein Kind sieht er um sich in lebendiger Gegenwart. Mit etwas Schnee und Blut malt ihm die Erinnerung jenes liebe Bild. So geht es mir mit dem Namen: Zenobia. Ein weltgeschichtlicher Traum umfaßt die Seele, Jahrhunderte weichen zurück, altes Leben steigt empor, Zinnen blinken, Throne glänzen, Waffen klirren, Heere nahen — ja die Weltgeschichte ist der wunderbare Traum der Menschheit selbst, aus dem erst der Morgen der Ewigkeit weckt.

1. Zenobia ist es, von welcher Calderon den begeisterten Decius sagen läßt:

„Dort herrscht Zenobia, jene Göttergleiche,
Zu welcher sich geneigt der Sterne Schaaren,
Daß Alles ihr an Stärk' und Schönheit weiche;
Denn selbst das Fernste sollt' in ihr sich paaren.
Luna, Saturn und jener Strahlenreiche
Verlieh'n ihr das Metall, das sie geboren,
Mercur gab ihr Verstand, Zeus Glück und Ehre,
Mars Tapferkeit und Schönheit gab Cythere.“

Es ist keine Uebertreibung in dieser Schilderung. Nicht als ob der Dichter in seinem Schauspiel die wirkliche Zenobia in ihrem Ringen und Leiden dargestellt hätte. Er macht einen willkürlichen Roman aus ihrer Geschichte, aber ihre Person und den Eindruck, den sie auf die Mitlebenden übte, hat er schön und richtig gezeichnet.

Es war eine eigenthümliche Zeit, in der sie erschien, reich an Samen und Vorbereitungen für die Zukunft. Von ihr eine Skizze zu geben, ist nöthig, um das Auftreten des wunderbaren Weibes zu verstehn.

Das Römische Reich bestand noch in seiner vollen Ausdehnung — der Name Rom hatte noch seine unbestrittene und ungebrochene Autorität, aber der Colosß stand auf gebrechlichen Füßen. Es war ein Kaiserthum der ehrgeizigen Feldherren geworden. Es regierten wenig wirkliche Römer mehr, und diese nicht mehr glücklich. Der Geist war von Rom gewichen, welcher einst nicht bloß seine Fürstenthümer, sondern auch seine Schriftsteller erfüllte. Es gab keine Dichter und Geschichtschreiber mehr, wie in älterer Zeit. Die Religion des heidnischen Volkes hatte alles Leben verloren. Magie, Zaubersprüche, mystische Bräuche und Opfer konnten nicht ersetzen, was in Folge des Reichthums und der Ueppigkeit verloren gegangen war. Das Christenthum hatte das Herz und den Geist des Volkes schon in weiten Kreisen gewonnen. Die großen Schriftsteller waren

Kirchenväter. Mit Clemens von Alexandrien und Tertullian konnte sich an Geist und Gelehrsamkeit kein römischer Autor mehr vergleichen. Es ist sehr charakteristisch, was uns der Memoirenschreiber Vopiscus selbst erzählt: Er fährt mit dem Stadtpräfecten Tiberian, einem gebildeten Manne, und sie reden über den Verfall der alten Geschichtschreibung. „Trebellius Pollo,“ sagt jener, „schreibt ohne Kritik.“ Aber, meint Vopiscus, es hätten auch die Schriftsteller früherer Zeit wie Livius, Salust, Tacitus, Trogus Irrthümer in ihren Schriften. Da lachte jener und sprach: „Nun, so schreibe du nur unbesorgt, da du zu Genossen der Irrthümer, die du begehst, Diejenigen haben wirst, die wir als unsere Meister ansehen.“ Das war ein geistreiches Wort. Die Römer und ihre Literatur sehen ihrer Vergangenheit nur noch in ihren Fehlern ähnlich, Kindern gleich, die, wenn sie vom Beispiel ihrer Väter gefallen sind, sich damit trösten, daß diese auch zuweilen sich Morgens verschlafen hatten und Sünder waren.

Im Orient hatte das Christenthum eine seltsame Wirkung hervorgebracht. Es förderte das Hervorbereiten einer Menge religiöser Bündstoffe, die dort verborgen lagen. Seltsame Gegensätze machten sich dabei dießseits und jenseits des Euphrat offenbar.

Dießseits in Syrien herrschte ein üppiger und glanzliebender Sonnendienst, der sich mit allem Göttercultus vertrug und durch prächtige Aufzüge, schlaffe Sittlichkeit und schöne Kunstbauten zumal die Römer anzog.

Dagegen jenseits hatte sich eine große Revolution vollzogen. In Persien war das bisherige Königsgeschlecht, das wir das Parthische zu nennen pflegen, von Ardeschir Babekan, gestürzt worden. Die letzten Eindrücke der Eroberung Alexander's und der Griechen wurden daher vermischt. Die alte nationale Religion kam wieder zur Geltung und mit ungestüme Macht. Die Lehren, welche wir aus den Büchern des Avesta kennen,

wurden die allein herrschenden. Eroberungslustige Fürsten hatten durch diese Revolution des nationalen Geistes die Erinnerung an die uralte Größe des persischen Namens aufzufrischen, Lust und Feuer genug. Der alte Kampf gegen die Römer, welche eigentlich Herren bis zum Euphrat waren, trat mit neuer Energie hervor; der Parsismus unterscheidet sich auch dogmatisch scharf von den Lehren des Sonnendienstes diesseit des Euphrat. Dieser war mild und tolerant wie die wärmende Sonne, der Parsismus ist ausschließend und verzehrend, wie das Feuer, das ihm heilig ist.

Die syrischen Sonnenstädte befanden sich unter der römischen Herrschaft in Frieden und Schutz; das römische Heidenthum nahm selbst immer mehr die Lehren an, daß in der Sonne alle Gottheit sich vereinige, aber der erneuerten Religion der Saffaniden standen sie feindlich gegenüber. Der Kampf der Saffaniden gegen die Römer ging daher diese Städte sehr nahe an.

Hatra, Bosra, Emesa, Heliopolis, lauter Städte mit Sonnentempeln, wie ganz Syrien, waren daher Römisch gesinnt.

Daß aus einer Palmenoase in der Wüste, aus Palmyra, ein weltgeschichtlicher Staat geworden ist, hat in diesem Gegensatz seinen Grund. Nicht blos die Schwäche der römischen Kaiser, sondern vielmehr die drohende Gefahr des Saffanidenreiches unter Sapor hat Palmyra unter Odenat und Benobia zum Haupt eines mächtigen Reiches, wenn auch nur für wenige Decennien gemacht.

2. Nach dem Tode des Kaisers Decius hatten sich einige ehrgeizige Generale mit dem Namen des Kaisers geschmückt, verloren aber in wenigen Jahren ihr Leben. Da schien das römische Reich an Valerianus einen Kaiser von altem Schlage zu gewinnen. Er selbst war ein vornehmer Römer und ging damit um, das Reich auf seine alten Fundamente zu gründen. Dies konnte nicht ohne Entscheidung gegen das Christenthum

im Reiche selbst und gegen die Feinde an den Grenzen des Reichs, gegen die Perser, geschehen. In Betreff des Christenthums schien ihm besonders daran gelegen zu sein, die Verbreitung desselben unter den höheren Ständen zu hindern und dem Volke seine Führer zu nehmen. Im Jahre 258 erschien ein Edict, „daß die Bischöfe, Presbyter und Diakonen mit dem Schwerte hingerichtet, den Senatoren und Rittern ihre Würden und Güter genommen und diese, falls sie immer noch Christen blieben, getödtet werden sollten“. In der That starben am 6. August 258 der Römische Bischof Sixtus, am 14. September der große Bischof von Carthago, Cyprianus, außer vielen Andern den Märtyrertod. Befleckt mit dem Blute vieler treuer und unschuldiger Männer zog Valerian gegen die Perser. Die sonstige Weisheit und Klugheit bewährte er nicht, namentlich einem so kühnen und listigen Manne gegenüber, wie Sapor war. Er ließ sich überreden, mit ihm eine Conferenz zu haben, kam dahin mit edlem Leichtsinne, nur von einer kleinen Schaar begleitet, und wurde von Sapor gefangen. Die Behandlung, die er erfuhr, war schmachvoll und demüthigend. Gerade weil sie Sapor gegen einen römischen Kaiser ausführte, ist sie nicht zu bezweifeln. Der Triumph für Sapor, obschon schmachlich erkaufte, konnte nicht größer sein. Der Perser zwang den Kaiser den Rücken zu beugen und benutzte ihn zum Steigbügel, sein eigenes Pferd zu besteigen. Das war im Orient nichts Unerhörtes. Byzantinische Schriftsteller erzählten, daß Alparslan, der Türkenkaiser, dasselbe im Jahre 1071 mit dem Byzantinischen Kaiser gethan habe. Die Jüdische Legende berichtet, daß als Haman auf Befehl des Perserkönigs dem Mordechai hätte das Roß anschirren müssen, Haman den Nacken beugte, damit Jener auf seinem Rücken das Pferd besteige. Im Alterthum hatten die Cypriischen Königswiber Hofdamen, welche ihren Rücken liehen, damit jene bequemer in den Wagen oder auf das Reithier stiegen und daher den Namen „Steigbügel“ trugen. Auch

die Erzählung, daß Sapor dem todten Valerian habe die Haut abziehen lassen, dieselbe ausgestopft und unter seinem Volke als Zeichen seines Sieges herumgesandt habe, hat nichts verwunderliches. Als Bragadino, der Venetianer, nach der heldenmüthigen Vertheidigung von Famagusta in Cypern bei einer Conferenz, gerade wie Valerian, gefangen genommen war, wurde ihm nach Qualen, die ihn tödteten, ebenfalls die Haut abgezogen und diese ausgestopft im Lager umhergezeigt. Ähnliches geschah mit dem Passionsbilde Jesu Christi 1571, den 17. August.

Als die Nachricht vom Fall Valerian's sich im römischen Reiche verbreitete, erregte sie ungeheure Verwirrung. Ueberall erhoben sich Feldherren mit dem Anspruche, Kaiser zu werden. Gallienus, der Sohn Valerian's, konnte der Bewegung nicht Meister werden. Das Reich schien zerfallen zu müssen. Die Neuperfer ergossen sich wie ein glühender Strom; Sapor plünderte durch ganz Kleinasien; Antiochien, Tarsus mußten unter ihm leiden; Syrien spürt seine Räuberhand — da findet er einen siegreichen Gegner, wo er ihn kaum erwartet, in einem Saracenischnen Fürsten, in Odenat von Palmyra.

3. Durch die Heerzüge Sapor's nach Syrien war auch Palmyra in Mitleidenschaft gekommen. Dort stand an der Spitze des Saracenischnen Stammes der Nasarya ein tapferer Emir, Odenat, welcher zuerst dem Sapor ein Bündniß angeboten haben soll. Aber Sapor, in seinem Hochmuth, behandelte den Emir und sein Schreiben mit Verachtung. So soll Eugen von Savoyen von Louis dem Bierzehnten von Frankreich verachtet und in die Dienste seines Gegners, des Kaisers von Oesterreich getrieben worden sein. Odenat greift die Perser an; dem ersten glücklichen Erfolge reihen sich andere an. Er pflanzt die römische Fahne im Gebiete des Feindes auf. Die Feinde der Perser in Syrien fallen ihm zu; Alle, die mit den Römern es gehalten haben, nehmen seine Führung an; Sapor wird auf das Haupt geschlagen, Odenat dringt über den Euphrat, nimmt

Nisibis ein, erkämpft die herrlichste Beute, ja sogar den Harem des Sapor und verfolgt ihn bis Ktesiphon. Die römischen Schriftsteller nennen ihn den Retter des Orients. Der Kaiser Gallienus, dem die Zügel des Reichs aus den Händen gefallen sind, läßt es zu, daß er sich Cäsar Augustus nennt und „ernennt ihn zu seinem Mitregenten“. Er soll sogar eine Münze haben schlagen lassen, worauf der Kopf des Odenat und die von ihm in Fesseln geschlagenen Perser zu sehen waren. Eine solche Münze ist jedoch bis jetzt nicht bekannt geworden. Wahrscheinlich ist auch die Nachricht so zu verstehen, daß Gallienus Erlaubniß nannte, was Odenat schon aus eigener Machtvollkommenheit gethan hatte, und daß Odenat daran lag, was er that, in scheinbarer Uebereinstimmung mit dem römischen Kaiser zu thun.

Anleitung und Begeisterung zu seinen Thaten soll aber Odenat zumal erhalten haben durch sein Weib Zenobia, die mit ihm die Siege über Sapor davongetragen und auch sein Werk noch in größerer Glorie fortgesetzt hat. Es ist ein seltsames Geschick, das Sapor erfuhr. Es war ihm einmal gelungen, die starke Sonnenfeste Hatra zu gewinnen, freilich nicht durch seine Kriegskunst, sondern durch Verrath. Die Tochter des tapfern Vertheidigers sollte, um in Sapor's Harem zu kommen, ihren Vater und ihre Stadt verrathen haben. Und dann war es ein sittliches und unbeflecktes Weib — Zenobia — durch welches er alle stolzen Eroberungen verliert.

Odenat war ein leidenschaftlicher Jäger; auf einer Jagd verlor er sein Leben, nicht durch ein wildes Thier, sondern durch einen verrätherischen Verwandten und zwar an einem Geburtsfeste. Die Fabel, daß Zenobia an seinem Tode schuld sei, ist nur durch die ähnliche entstanden, welche man von Semiramis erzählt, mit der jene verglichen ward. Wir haben eine zeitgenössische, unbefangene Nachricht im Talmud, welche das Gegentheil davon bezeugt. Es war, so wird erzählt, ein

Rabbi Seira bar Chinnena in die Hände der Zenobia gerathen. Zwei andere Rabbi's, Ami und Samuel, begaben sich zu ihr, ihn auszulösen. Da sprach zu ihnen Zenobia: „Ihr erzählt ja Wunder von Eurem Gott, möge er doch nun eines thun“; kaum hatte sie dies gesagt, brachte ein Saracene ein Schwert. Mit diesem Schwert, rief der Rabbi, hat so eben Bar Nezer seinen Bruder getödtet. Darüber entstand ein großes Getümmel und der Rabbi konnte entfliehen. Dieser Bar Nezer war offenbar jener Mäonius, wie römische Nachrichten den Mörder Odenats nennen, und war aus dem arabischen Stamme, der Maon schon im alten Testamente heißt. Die große Bestürzung, in die Zenobia gerieth, beweist ihren Schreck über den Tod ihres Gatten.

Die Mordthat kam dem Mäonius nicht zu gut. Zenobia wurde Fürstin an des Gefallenen Statt und Regentin für die zurückgebliebenen Söhne.

Die Ruinen von Palmyra offenbaren den mächtigen Geist Derer, die in die Wüstenoase eine solche Stadt zu bauen im Stande waren. Aber größer wie der architektonische Plan, in dem die Stadt mit ihren Hallen und Tempeln gebaut ward, erscheint der politische, den man zumeist der Zenobia zuschreiben muß.

Die Schwierigkeiten, den Orient zu behaupten, traten für die römische Regierung immer größer hervor, seitdem der Perserstaat eine immer stärker drohende Macht geworden war und sobald von Rom allein aus die Leitung des Staates geführt werden sollte. Was Diocletian später anstrebte, aus Nicomedien eine zweite Hauptstadt in Asien zu machen, was Constantin mit der Gründung Constantinopels ausführte, das erkannte der politische Blick der Herrscherin Palmyra's.

Elagabal hatte im Anfang des Jahrhunderts aus Rom gewissermaßen eine Sonnenstadt wie Emesa in Syrien machen wollen, aus der Stadt des Capitols ein zweites Emesa; Zenobia

wollte aus Palmyra ein zweites Rom schaffen, nicht ein Gegenrom, sondern ein Nebenrom — ein Rom des Orients, wie jenes die Hauptstadt des Occidents war. Es lag ihr nichts an der Blüthe und Gesundheit des europäischen Rom, aber sie konnte ohne seinen Namen kein eigenes Reich gründen. Ein Rom oder vielmehr ein Mitrom hatte erst die Autorität, die sie brauchte; die asiatischen Völker vom Euphrat bis zum Nil respektirten nur diesen Namen. Einer römischen Herrschaft unterwarfen sie sich. Rom forderte viel, aber es war fern und tolerant. In Rom's Namen vereinigten sie sich gegen die unduldsame und nahe Tyrannei der Schah's der Neuperfer. Zenobia wollte die Kaiserin eines Ostrom sein, das mit dem Westrom verbunden ist, welche die eine orientalische Hand in jene, die römische, legte. Von diesem Gedanken aus lenkte sie ihre Politik, diesem verdankte sie ihre Erfolge; nach ihm führte sie ihre Regierung. Demgemäß nannte sie sich Septimia Zenobia Augusta auf den Münzen; es giebt solche, wo ihr Bild mit dem des Kaisers von Rom zusammen erscheint.

Sie trug den Namen Septimia Zenobia, wie Odenathus Septimius hieß, der deshalb bei den Palmyrenern nicht selten war. Der Name hatte für sie eine politische Bedeutung. So hieß der Kaiser Severus, welcher eine syrische Gemahlin hatte aus Emesa, Donna (Martha) und um deren Verwandtschaft willen Elagabal und Alexander Severus Kaiser waren, gleichfalls „Septimius“. Ebenfogut mochte Zenobia eine syrische Herrin (Donna) sein. Ein Nebenpiel, vielleicht eine Nebenabsicht, findet sich darin, daß der orientalisck geschriebene Name Zenobia mit einem Buchstaben anfängt, der im Hebräiscken der siebente im Alphabete ist (Septimia von Septima). An sich bedeutet Zenobia ohne Zweifel „die Goldene“. Lehnliche Namenbildungen waren ja im Orient bekannt. Bei den Griechen heißen Frauen Chryse, Chryseis; Jüdinnen heißen noch in neuerer Zeit „Golde“. Odenat ist ein von dem semitischen Adon (Herr) abgeleiteter Name.

Die palmyrenische Sprache war ein dem Hebräischen und Aramäischen verwandter Dialekt.

Wenn man von ihr sagte, sie hätte ihr Geschlecht auf die ägyptische Cleopatra zurückgeführt, so bedeutet das nur, daß sie Cleopatra als Beispiel genommen habe. Wie jene mit Antonius, so wolle sie mit dem römischen Kaiser zusammen Rom regieren. Es war der Anspruch, den sie erhob, nichts ungewöhnliches, zumal da das Verhältniß zum Kaiser, welches sie im Auge hatte, ein reineres als das der ägyptischen Königin war. Aehnlich nur war es, wenn man sie von der Semiramis ableitete. Sie war wie diese eine orientalische Herrscherin, die wie Semiramis in der Sage, nach dem Tode ihres Mannes für ihren Sohn mit Glück und Kraft das Reich regierte.

In manchen sogar neueren Büchern ist von einer Schwester Zabba die Rede, aber das ist ein nachgeschriebener Fehler. Ihr Feldherr hieß so, der auch in ihrem Auftrage Aegypten eroberte. Ihr Reich erstreckte sich in der That über den ganzen römischen Orient. Palmyra, als dessen Hauptstadt, sollte auch social Ost und West mit einander verbinden. Neben dem Palmyrenischen galt zumal das Griechische. Viele aufgefundenene Inschriften sind in griechischer und palmyrenischer Sprache abgefaßt. Ihre Söhne mußten Lateinisch lernen und sprechen. Ihr Hof war wie der eines persischen Schah voll Pracht und Reichthum. Es herrschte dort auch persische Etikette. Sie selbst aber trug sich wie ein römischer Kaiser, nicht eingeschlossen im Palast, sondern persönlich gebietend und regierend wie ein römischer Imperator der besten Zeit. Sie war ja in der That eine außerordentliche Persönlichkeit. Der geistlose Trebellius fühlt ein romantisches Rühren, wenn er von ihr redet. Von orientalischen Königinnen lassen sich wenige mit ihr vergleichen. Sie übertraf die Einen an Schönheit, die Andern an Geist, fast Alle an Sittlichkeit.

Sie war von überraschender Schönheit, brünetten Gesichts

mit geistvollen, funkelnden, schwarzen Augen, aus denen „göttliches Feuer“ sprühte, ihre Zähne waren weiß wie die Perlen, ihre Stimme war klangvoll. Sie konnte stundenlang marschiren wie ein Soldat; zuweilen erschien sie zu Wagen, meist saß sie zu Pferde.

Wenn sie im Gewand eines Kaisers, den Helm auf dem schönen Haupt, im Purpurmantel mit Juwelen besetzt, den vorn eine Agraffe von Perlmutter zusammenhielt, mit entblößtem Arm, das Schwert in der Hand, vor ihren Truppen erschien, riß sie Groß und Klein zur Begeisterung hin. Sie war niemals zerstreut und schlaff, nicht eitel und verschwenderisch, gütig und mild, aber auch voll energischer Strenge, wenn sie diese für nothwendig hielt.

Sie präsidirte im Rath ihrer Heerführer; sie war die Seele ihrer Unternehmungen, aber sie nahm auch an ihren Belagen Theil, nicht aus Lust, sondern um der Genossenschaft willen, konnte trinken wie jene und trank Perser und Armenier nieder, was wirklich etwas sagen will. Sie war nicht weibisch und hatte doch weibliche Art. Ihre Keuschheit war unbesleckt. Ihre Feinde rühmen ihre Tugend. Ein schätzbare Ausleger des Buches von Cicero „über die Pflichten“ führt das Beispiel ihrer sittlichen Enthaltensamkeit an und meint, wenn alle Frauen so wären, so könnte auch ein Gelehrter, der die Wissenschaft liebt, es wagen, eine Frau zu nehmen.

Sie verstand Griechisch und Lateinisch, war des Aegyptischen völlig mächtig und der Geschichte Alexander's und des Orients so kundig, daß sie selbst einen historischen Abriß davon gemacht haben soll.

An ihrem Hof scheint zur Zeit mehr geistiges Leben gewesen zu sein, als in Rom. Ausgezeichnete Männer aus allen Ständen und Religionen fanden sich dort. Sie gehörte den Bräuchen der Palmyrener an; in Palmyra war ja der berühmte Sonnentempel; nichts desto weniger war ihr Freund und Schützling

der Bischof Paulus von Antiochien. Er war aus Samosata gebürtig und ein begabter, weltkluger Mann. Es scheint, daß sich Zenobia seiner bediente, um die Christen in Antiochien und Syrien für sich gestimmt zu machen. Er wich in manchen Gesichtspunkten von der orthodoxen Lehre ab und lehrte Christum hauptsächlich nach der menschlichen Natur. Deshalb wurde er der Irrlehre geziehen, auch abgesetzt, aber er behauptete sich gegen den Widerspruch der andern Bischöfe, solange Zenobia lebte. Er scheint im Gegensatz zu den Bischöfen der damaligen Zeit den weltlichen Glanz geliebt zu haben, geberdete sich wie ein Kirchenfürst; damals war es noch eine Seltenheit, daß ein Bischof einen Secretär, Gefolge und Wagen hatte. Er scheint noch mehr, als damals Brauch war, auf Liturgie und Kirchengesang, den er durch Frauen ausführen ließ, Werth gelegt zu haben. Es werden ihm manche Dinge übel angerechnet, die späterhin im gewöhnlichen Brauche waren. Auch Chrysostomus wurde in der Kirche, wenn er predigte, beklatscht. Und noch heute giebt es Prediger, welche es gern hören, wenn man sie lobt und gut recensirt. Er führte außerdem den Titel eines weltlichen Amtes, in dem er Ducenarius hieß. Jedenfalls thut man ihm Unrecht, wenn man seine rein arianische Lehre von Christi Person auf Schmeichelei gegen die Zenobia zurückführt. Es haben diese Lehre auch andere Antiochener getheilt, welche mit Zenobia nichts zu thun hatten. Ebenso wenig hat Zenobia etwas von ihm angenommen, da sie keine Christin war. Durch die Gunst, die sie ihm erwies, kam sie selbst in den Ruf zu judaiziren, nämlich jüdische Meinungen zu haben. Man nannte nämlich im kirchlichen Sprachgebrauch solche, welche die Gottheit Christi leugneten, „Juden“ oder „Judaizanten“, nicht dem Volke sondern der Lehre nach. Insofern wurde auch Zenobia, welche keine Christin und mit Paulus von Samosata befreundet war, mit demselben Namen benannt, aber sie war weit entfernt eine Jüdin zu sein. Es lebten zwar Juden in Palmyra, aber der Staat hatte

immer eine antijüdische Politik und Zenobia spottet über die Juden in jener Notiz des Talmud, die wir oben erwähnt haben.

Schlimmer wäre es, wenn die Vorwürfe wahr wären, die dem Bischof von sittlicher Seite aus gemacht wurden, aber diese Vergehen werden nur vermuthet und für wahrscheinlich gefunden wegen der Leichtigkeit, in der er auch gesellig mit Frauen verkehrte. Jedenfalls hatte er solche Sitten nicht von Zenobia angenommen. Es übertragen sich von der dogmatischen Gegnerschaft leicht sittliche Vorwürfe auf die Gegner, die man um so schärfer beurtheilt, je mehr man die eigene Partei schont. Man freute sich, daß Aurelian nach Zenobia's Fall ihn vertrieb und billigte gegen ihn das Eingreifen der weltlichen Macht, während man es im entgegengesetzten Fall verabscheute. Es mischte sich in das Geschick des Paulus und seine Dogmatik der große Gegensatz, in welchem Zenobia mit ihrem Nebenrom zu dem wirklichen Rom getreten ist. Er theilte so Glück und Fall der Zenobia, wie dies ein anderer ausgezeichnete Mann gethan hat, nämlich der griechische Philosoph Longinus.

Wenn es auch nicht gewiß ist, daß Dionysius Longinus selbst in einer syrischen Stadt geboren wurde, so ist doch sicher, daß seine Mutter aus Syrien und zwar aus Emesa stammte, Phrontonis, deren Bruder Phronto in Athen gelebt hat. In neuerer Zeit vermuthet man, er sei wenigstens in Athen geboren. Es ist daher kein Wunder, daß er auch syrisch zu schreiben verstanden hat und wahrscheinlich auch das Hebräische kannte. Offenbar waren es auch Beziehungen der syrischen Heimath, welche ihn mit Zenobia in Verbindung brachten. Er wurde ihr Lehrer und Geheimschreiber.

Er war einer der hervorragendsten und reinsten Geister der Zeit, von den edelsten Lehrern gebildet; doch nur ein bedeutendes Buch, und dieses verstümmelt, ist von ihm zurückgeblieben. In demselben, worin er vom Erhabenen handelt, citirt

er auch als Muster erhabener Sprache die Stelle der heiligen Schrift „Und Gott sprach: Es werde Licht und es ward; es werde Erde und sie ward.“ „Unmöglich, sagt er, kann Jemand, wenn er kleinen und sflavischen Geistes ist und sein ganzes Leben nach dieser Gesinnung einrichtet, etwas Bewundernswerthes hervorbringen.“ Er kann es auch nicht verstehen, darum verstand aber Longinus, obschon ein Heide, das Mosaische Buch.

Als Zenobia fiel, nahm auch er ein tragisches Ende. Der Kaiser Aurelian, ein roher und kleiner Geist, konnte dem Philosophen die Dienste, die er der Zenobia geleistet, nicht vergessen und ließ ihn tödten. Die Römer schämten sich dieses Falles und es war offenbar nur eine Verleumdung, wenn sie die Rache Aurelian's auf Zenobia zurückführten, welche die Schuld ihres Trozes auf Longin geschoben hatte. Aber er war ja immer nur der Diener gewesen und je treuer er war, desto mehr verdiente er Schonung. Daß er den Tod muthig erlitt, ehrt den Philosophen.

Es war im Jahre 267 u. Chr., als Odenat getödtet ward. Damals regierte noch Gallienus in Rom; ihm folgte 268 Claudius, welcher 269 über die Gothen siegte, aber 270 an der Pest starb. In demselben Jahre ward Aurelian Kaiser. Es mußte eintreten, daß, sobald in Rom wieder ein wirklicher Herrscher auf den Thron kam, er das ganze Reich unter sein Scepter zu vereinen trachtete. Rom war damals noch nicht gesinnt, sobald es einen wirklichen Feldherrn hatte, ein Nebenrom zu dulden. Zenobia wußte wol, daß ihr Reich nur so lange unangefochten sein würde, als Palmyra selber das römische Interesse zu vertreten hatte. Man kann annehmen, daß, wäre Claudius leben geblieben, schon er den Feldzug gegen Palmyra unternommen hätte. Den stolzen Römern war nichts entsetzlicher, als daß ein Weib so lange und so siegreich die römischen Adler trug. Aurelian, der neue Kaiser, war ein alt-römischer Kriegsmann; von niederer Herkunft aus den Gebieten

der unteren Donau, woher damals die tapfersten Leute kamen, hatte er von unten auf gebient. Von körperlicher Kraft und an militärische Zucht gewöhnt, verstand er eine Armee wieder zu erziehen und zum Siege zu führen. Die Römer hatten nach langer Erschlaffung einen kraftvollen Charakter nöthig; nur war Aurelian zu roh und soldatisch rücksichtslos. Er handelte in Uebereinstimmung mit dem römischen Bewußtsein, als er, nachdem er Rom gegen die Germanen gesichert, sich zum Kriege gegen Zenobia rüstete; es geschah dies 272.

Aber nicht ohne Bedenken wurde die Unternehmung begonnen, die Hülfe der Götter wurde durch allerlei Bräuche in Anspruch genommen. Und doch konnte für einen römischen Kaiser, der Ausdauer und Disciplin besaß, der Erfolg nicht zweifelhaft sein. Das Reich der Zenobia war im Orient nur durch das römische Kleid möglich gewesen, welches sie ihm gab. Die Völker schlossen sich ihr an, um unter dem römischen Namen einen Schutz gegen die Perser zu haben. Es war keine religiöse oder fanatische Begeisterung in den Heeren Zenobia's, wie später in denen der Araber. Es hielt ihre Völker nichts zusammen wie ihre Person und der Erfolg. Zeigte sich das wirkliche Rom, so wurde dessen Nimbus geltend, dann wurden unsicher, die früher mit ihr verbunden waren; einer wolgeführten römischen Armee widerstand damals Niemand. Selbst die alten Franken und Gothen mußten ihrer Kriegskunst weichen.

Siegreich unterwarf er Kleinasien; Schreck und Furcht gingen ihm voran. Es handelte sich für Zenobia und ihren Staat allerdings um die Existenz und sie wehrte sich mit ihren Heeren heldenmüthig gegen die hereinbrechende Uebermacht. Bei Antiochien und bei Emesa wurde mit großer Erbitterung gekämpft. Zenobia hatte zuletzt mit ihren alten Feinden, den Persern, Verbindungen angeknüpft, um von dort aus ein Hülfsheer zu gewinnen, aber es kam nicht. Palmyra wurde lange vertheidigt,

endlich von den Römern gestürmt. Zenobia sucht durch eine verborgene Steinhür des Tempels zu fliehen; ein Laustameel soll sie bis zum Euphrat tragen, um über den Fluß nach Persien zu gelangen, allein sie ward eingeholt und gefangen. Palmyra ward von dem Feinde geplündert, Pongin getödtet — der Staat war verloren.

4. Welches war ihr Ende! Man sollte meinen, es könnte darüber kein Zweifel sein, wenn man neuere Geschichtschreiber liest. Auch poetische Darstellungen haben es ja vielfach geschildert, und doch ist guter Grund vorhanden, die bisher im Schwange gehenden Meinungen als unsicher und unwahrscheinlich zu erklären.

Wir haben über das Ende der Zenobia, wie über ihr Leben römische und griechische Nachrichten. Die römischen Erzähler sind ein gewisser Trebellius Pollio, welcher eine Skizze vom Leben Zenobia's gab, und Vopiscus, der das Leben des Aurelian beschrieb. Sie lebten, der erstere etwa am Anfang des vierten Jahrhunderts, der zweite gegen Mitte desselben. Namentlich die Skizzen des Trebellius sind ohne Geschick und Geist, die des Vopiscus sind etwas geordneter.

Ihnen steht auf griechischer Seite Zosimus gegenüber, ein gründlicher und geschickter Autor, freilich aus dem fünften Jahrhundert, dem aber die besten Nachrichten älterer Zeit zu Gebote standen.

Die römischen Nachrichten erzählen nun, daß Aurelian, nachdem er die Zenobia gefangen, ihr das Leben geschenkt, ob schon die Soldaten ihren Tod wünschten und sie für seinen Triumph aufbewahrt habe. Dieser Triumph wird auch näher von ihnen beschrieben: Es erschienen zuerst drei königliche Wagen. Der erste hatte dem Odenatus gehört und war in kunstreicher Art mit Gold, Silber und Edelsteinen bunt verziert; der zweite war ein Geschenk des Perserkönigs an Aurelian, der dritte gehörte Zenobia, die sich ihn hatte

bauen lassen, um ihren Einzug darauf in Rom halten zu können, worin sie sich allerdings nicht täuschte, denn sie hielt zugleich mit ihm ihren Einzug in diese Stadt, allein als Besieger und als ein Theil des Triumphes selbst. Dann kam ein vierter Wagen, von vier Hirschen gezogen, der dem Gothenkönig gehört haben soll. Auf diesem fuhr, wie Viele erzählen, Aurelian auf das Capitol, um daselbst die Hirsche dem Jupiter zu schlachten, da sie zugleich mit dem Wagen erbeutet worden waren. Voraus waren gezogen 20 Elephanten und 200 zahme Bestien aus Libyen und Palästina, die der Kaiser nach dem Triumph an Private verschenkte, um den Fiskus von den Unterhaltungskosten zu entlasten. Auch vier Tiger, Giraffen, Eleuthiere zogen einher. Dann kamen 800 Paar Gladiatoren, Gefangene der barbarischen Völker, Blemyer, Arumiten, Araber, Eudaemonen, Indier, Bactrier, Iberer, Saracenen und Perser mit Geschenken. Voran gingen, die Hände auf den Rücken gebunden, die gefangenen Gothen, Alanen, Roxolanen, Sarmaten, Franken, Sueven, Vandalen und Germanen. Unter ihnen befanden sich auch diejenigen Großen Palmyra's, welche den Sturz ihrer Stadt überlebt hatten und eine Anzahl ägyptischer Empörer. Auch wurden zehn Weiber, auf der ihnen vorgetragenen Tafel als Amazonen angekündigt, aufgeführt, welche im Kriege mit den Gothen in männlicher Kleidung kämpfend gefangen worden waren Mitten in diesem Zuge befand sich Tetricus Nun erschien auch Zenobia zu Fuß, mit Edelsteinen geschmückt, mit goldenen Fesseln, welche von Anderen gehalten wurden."

Diese verwirrte Schilderung giebt Vopiscus.

Trebellius erzählt: „Sie wurde also im Triumph aufgeführt und zwar mit einer Pracht, wie sie das römische Volk nicht glänzender gesehen hat. Zenobia war dabei mit ungemein großen Edelsteinen geschmückt, so daß das Gewicht ihres Schmuckes zu schwer wurde, daher auch die sonst sehr starke Frau oftmals still stand, klagend, daß sie die Last der Edelsteine nicht tragen

könne. Außerdem waren ihre Füße mit Gold umwunden; an den Händen hatte sie goldene Fesseln; es fehlte um den Hals die goldene Kette nicht, welche ein persischer Diener trug.“ Trebellius fügt hinzu: „Aurelian schenkte ihr das Leben und sie soll auf dem ihr geschenkten Gut bei Tibur, das noch jetzt Zenobia heißt und unweit des Hadrianischen Palastes liegt, und zwar des Platzes, der den Namen Concha führt, mit ihren Kindern nach Sitte einer römischen Matrone gelebt haben.“

Derselbe theilt außerdem einen Brief des Aurelian an den römischen Senat mit, worin es, wie folgt, heißt:

„Ich höre, versammelte Väter, daß man mir den Vorwurf macht, daß ich durch den Triumph über Zenobia kein männliches Werk vollbracht habe. Fürwahr jene, die mich tadeln, würden mich genug loben, wenn sie wüßten, was für ein Weib jene war, wie besonnen an Rath, wie ausharrend in Plänen, wie ernst gegen den Soldaten, wie freigebig, wenn es die Noth verlangte, wie drohend, wenn die Strenge es heischte. Ich kann sagen, es sei ihr Verdienst gewesen, daß Odenat die Perser besiegte und den geschlagenen Sapor bis nach Ktesiphon verfolgt hat. Ich kann versichern, daß das Weib den Orientalen und Aegyptern solche Furcht eingeflößt hat, daß sich weder Araber, noch Saracenen, noch Armenier rührten. Und ich würde ihr auch nicht das Leben erhalten haben, wenn ich nicht gewußt, daß sie viel dem römischen Volke genügt hätte, als sie sich oder ihren Kindern das Reich des Orients bewahrte.“

Man sollte nun meinen, daß an solchen Nachrichten ein Zweifel nicht gehegt werden könne. In der That geben sie auch seit Gibbon die historischen Erzähler wieder. Calderon baut auf ihnen seine poetische Fabel auf. Ein englischer Roman, der vor vierzig Jahren in's Deutsche übersetzt worden ist, läßt sie zuletzt in ihrer Villa angenehme Tage zubringen und die

heilige Schrift lesen. Nur der alte Schlosser bemerkt, daß auf ihrem Ende einiges Dunkel ruhe. Aber warum denn, wenn die Römer den Triumphzug sahen, Zenobia die goldenen Ketten trug und eine Villa in Rom besaß, die noch später Zenobia hieß! Und wie konnte denn, wenn dies so sicher war, Zosimus, der gute griechische Quellen benutzte, deren Autoritäten dem Schauplatz der Thaten näher waren, Folgendes sagen: „daß Aurelian zwar Zenobia mit sich geführt habe, man aber erzähle, daß diese gestorben sei, entweder von einer Krankheit ergriffen oder weil sie keine Speise zu sich nahm, die übrigen aber, die er als Theilnehmer des Aufstandes zu sich genommen, im Meer zwischen Chalcedon und Byzanz ertränkt worden seien.“ Die Nachricht ist um so merkwürdiger, weil Zosimus viel genauer über den Gang des ganzen Krieges berichtet als die Römer, weil er weitläufig von den Vorzeichen, die den Palmyrenern den Fall verkündigten, zu erzählen weiß.

Davon, daß Zenobia nach Rom gekommen, weiß er gar nichts. Und ein späterer Grieche, welcher auch die römischen Nachrichten kennt, sagt: „Anderer erzählen, daß sie auf dem Wege gestorben sei aus Seelenkummer über den Wandel ihres Geschicks.“

Ich entscheide mich für die Nachricht des Zosimus und begreife nicht, wie Geschichtschreiber und Dichter zumal dies nicht auch gethan. Es wäre selbst, wenn Zosimus jene Nachricht nicht mittheilte, undenkbar, daß Zenobia lebend nach Rom gekommen wäre, daß sie die Demüthigung eines solchen Triumphes hätte über sich ergehen lassen, daß sie ertragen hätte, ein Schauspiel dem neugierigen Rom zu bieten.

Zopiscus theilt selbst den Brief mit, den sie an Aurelian richtet, worin sie sagt: „Du forderst mich auf, mich zu ergeben, als wenn Du nicht wüßtest, daß Kleopatra lieber als

Königin sterben, denn in jedem anderen ihr angebotenen würdevollen Verhältnisse leben wollte.“ Und für die Zenobia, die wir kennen, war dies nicht bloß eine Redensart, sondern eine Nothwendigkeit.

Für welches Leben sollte sie alle die Demüthigung haben ertragen wollen! Es ist undenkbar, daß die kriegerische Kaiserin des Orients nach der Beschimpfung, die sie erfuhr, in einer römischen Villa, wie die Frau eines friedlichen Landwirths mit Kuhmellen und Obsteinmachen hätte leben können! Wäre nie mehr ein Versuch gemacht worden, auch nach Aurelian's Tode, nach dem Orient heimzukehren? Sie, die so gut Geschichte verstand, hätte Alles vergessen, auch den Ruhm und die Ehre ihres Gatten? Sie hätte erleben können, den völligen Ruin ihrer Hauptstadt in Ruhe anzusehen? Gewiß ist richtig, daß wenn sie keinen Selbstmord verübte, ihr das Herz brechen mußte in der Gefangenschaft eines so rachsüchtigen Feindes wie Aurelian war. Was die verweichlichte, buhlerische Kleopatra vermochte, hätte Zenobia nie gekonnt! Dazu kam, daß eine lange Zeit verfloß von ihrer Gefangennehmung bis zu dem Triumphzuge. Als Aurelian auf der Rückkehr in Thracien war, erfuhr er den zweiten Aufstand der Palmyrener, kehrte zurück und ließ alle Einwohner niederhauen — er erzählt das selbst in einem Briefe — dann ging er nach Aegypten, eine Rebellion zu unterdrücken; von da zog er nach Gallien, wo er den Tetricus überwand und das Land zum Gehorsam zurückführte, und dann erst zog er nach Italien. Und auf all' diesen Zügen hätte sich Zenobia mitschleppen lassen! Oder wo wäre sie denn gewesen unterdeß, um täglich neu Unfreiheit und Schmach zu ertragen!

Es ist undenkbar, daß Zenobia lebend nach Rom gekommen sei.

Aber antwortet man, es hätten sie ja Tausende in Rom gesehen, sie schritt ja im Zuge einher; sie trug ja die Last der Edelsteine, sie wohnte ja in Tibur.

Ja gewiß, die Römer sahen ein orientalisches Weib, das sich Zenobia nennen ließ, und die in der Villa wohnte — aber die echte war es nicht. Es war eine Schein-Zenobia — ein Weib, das deren Rolle spielte und dem man dafür als Lohn in Tibur eine Villa zuwies. Aurelian glaubte einen Triumph in Rom ohne eine Zenobia nicht halten zu können; die echte war ihm durch den Tod entronnen; so miethete er eine Andere.

In der That, es gab auch damals, wo der römische Kaiser eine so große persönliche Macht besaß, eine öffentliche Meinung, die er schonte; das war die böse Zunge der Römer in Rom. Insofern war es noch die Hauptstadt der Welt. Sein Name war noch gebietend, wenn auch die Römer keine Nachfolger der Scipionen mehr waren. Ein Triumphzug, um den Römern zu imponiren, galt noch immer für die höchste Staatsaction. Aurelian hatte des Spottes und Neides genug trotz seiner Siege. Es war auch ein lächerliches Zeichen der Zeit, daß man in Rom so sehr mit der Entrüstung kokettirte, daß ein Weib wie Zenobia den Titel Kaiserin angenommen habe. Ein elender Scribent und Schmeichler wie Trebellius Pollio fängt seine Skizze mit den Worten an: „Alle Scham hat aufgehört. Denn so weit war es gekommen, daß auch Frauen sehr gut regieren.“ Man suchte des Kaisers Ruhm zu verringern, wenn man geltend machte, daß es nur ein Weib war, gegen das er zu Felde zog, und doch gab es wenig Männer in Rom, die sich mit ihr vergleichen konnten. Um so mehr kam es ihm darauf an, sie im Triumphzuge den Römern selbst zu zeigen. Was sollte der ganze Triumph ohne sie! Von ihr redete man vom Tiber bis zum Euphrat, auf sie war aller Sinn mit Neugier gerichtet! Das römische Volk war außerdem das schaulustigste der Welt! Aurelian ließ Zenobia nur leben, um mit ihr zu prunken — und nun starb sie. Für diesen Aerger, den sie ihm anthat, dachte er sich zu rächen. Sie war selbst nicht da; es gab noch andere

orientalische schöne Weiber! In Rom hatte sie Niemand gesehen. Bilder von ihr kannte man nicht. Kriegslisten mit falschen Personen und Pseudonamen hat es immer gegeben. Man erzählte aus der mythischen Zeit schon eine Fabel, daß Menelaus seine Helena auf dem Rückwege nur dadurch vor dem Zorn der öffentlichen Meinung retten konnte, daß er eine falsche Helena preisgab. Uebrigens hat Zenobia ja selbst erst diese Kriegslist angewendet. Nachdem nämlich Aurelian die Truppen der Zenobia zuerst geschlagen hatte, zog sie sich durch Antiochien zurück; da nun ihr Feldherr Zabdas (Zabba) fürchtete, es dürften die Antiochener, sobald sie von der Niederlage hören würden, ihnen feindlich werden, so gebrauchte er folgende List: Er kleidete einen halbergrauten Mann, welcher das Aussehen und die Gestalt des Kaisers ungefähr wiedergab, in einen Anzug, wie ihn Aurelian in der Schlacht zu tragen pflegte, und führte ihn so durch die Stadt, als ob er den Kaiser lebendig gefangen genommen hätte. Hierdurch erschreckte er die Antiochener und sie verhielten sich ruhig, bis er bei Nacht die Stadt verlassen hatte.

Nichts Anderes that Aurelian, als er eine falsche Zenobia in seinem Triumphzuge durch Rom hindurchführte, mit goldenen Ketten beladen (sie hieß ja die „Goldene“), während ihr Wagen voranzog. Freilich durften von dieser Kriegslist die Römer damals so wenig erfahren, als die Antiochener von jener. Es war eben sein Geheimniß und das der falschen Zenobia, in deren Vortheil es lag, die einträgliche Rolle weiter zu spielen. Wie diplomatisch nämlich Aurelian sich gegen die öffentliche Meinung verwahrt, zeigt gerade das Schreiben, dessen Inhalt wir vorhin zum Theil angegeben haben. Leider wollten es für keinen besonderen Ruhm halten, daß er ein Weib im Triumph aufgeführt habe. Man muß vielleicht Zweifel über den Grund ausgesprochen haben, aus welchem er Zenobia nicht getödtet habe,

denn er antwortete, er habe sie erhalten wegen der Verdienste, die sie früher ums römische Reich gehabt habe! Eine echt diplomatische Heuchelei! Eine schöne Belohnung für ehemalige Verdienste, sie so zu demüthigen und zu quälen, ihre Freunde zu tödten, ihre Stadt zu zertrümmern. Er redete auch seltsamer Weise nur davon, daß er sie erhalten habe. Er weist die Zweifler nicht zu ihr hin. Eine Berufung auf ihre Persönlichkeit, die doch in ihrer Mitte lebte, würde den Neidern, dem Senat, am besten gezeigt haben, was für eine Person Zenobia ist.

Die Erkenntniß muß früher oder später hervorgebrochen sein, namentlich nach dem Tode Aurelian's, daß die stille Frau in Tibur nicht die Heldin von Palmyra sein könne. Daher kamen denn die Nachrichten zur Geltung, von welchen Zosimus erzählt.

Ueber das Lebensalter, welches Zenobia beim Sturze Palmyra's erreicht hatte, sind Nachrichten nicht vorhanden. Daß sie noch in der Blüthe der Kraft gewesen, lassen die Berichte erkennen. Wie seltsam, daß in Rom Niemand gewesen wäre, der von der dort Lebenden sich hätte Nachricht über alte und neue Zeit geben lassen!

Von Odenat gab es eine Lebensbeschreibung, die Longin der Philosoph verfaßt, die aber verloren gegangen ist.

Mit Zenobia's Fall hatte Palmyra aufgehört ein Staat zu sein. Es ist nie erneuert worden. In der muhamedanischen Zeit ist Damaskus an ihre Stelle getreten. Die Ruinen von Tadmor sind die Grabsteine der wunderbaren Kaiserin, die Wüstenstille um die gebrochenen Säulenhallen giebt ihren Namen wieder. Ihre Geschichte ist wie ein orientalisches Märchen, das in der Gewalt der römischen Wirklichkeit verfloß. Aber der ganze Staat war nur auf ihre Person gebaut. Palmyra hatte keine individuelle Idee. Das Reich war von ihr nur auf momentane Voraussetzung gegründet; es hatte kein nationales

Fundament. Es fehlte ihm eine religiöse Besonderheit. Die großen Bewegungen, im Orient zumal, entstehen und gedeihen nur durch die Macht der Begeisterung, welche die Religion in den Herzen erweckt. Palmyra war nur ein politischer Traum, der schnell verslog. Der Islam wurde ein religiös-fanaticher Kausch, welcher Asien noch immer mit seinem Wüstenathem gefangen hielt. Aber der ganze Islam hat kein solches Weib, wie Zenobia, hervorgebracht. Ihre Sittenreinheit ragt weit über alle Haremswirthschaft hinaus. Die gesetzliche Stellung der Frauen war zu ihrer Zeit im römischen Reiche besser geworden, aber gesetzliche Freiheit ist noch nicht sittliche Freiheit. Das römisch-heidnische Kaiserthum sah wenig Frauen wie Calpurnia, Cornelia, Porcia, die in der alten Roma lebten. Freiheit und Zucht gediehen erst in der Mitte der christlichen Gemeinden. In der Lehre des Evangeliums hob sich die Stellung des Weibes zur Höhe ihres Gatten vor Gott und den Menschen. Frauen lernten Pflichten haben und, statt bloß genießen zu wollen, zu dienen. Es entstand der Segen der Familie, in welcher das edle, treue Weib pflegt und erzieht und für Gatten und Kinder die liebe Genossin und die zärtliche Mutter bleibt.

Es bedarf nicht, daß die christliche Frau wie Zenobia streite in der Schlacht, sie findet ihren herrlichen Platz in den Hospitälern des Erbarmens.

Glänzend sah Zenobia aus mit dem Schwert in der Hand — rührender erscheint das christliche Mädchen, wenn es mit leuchtendem Antlitz die Kinder lehrt.

Zenobia's Name wird in der Weltgeschichte nicht vergessen werden; die Thaten der christlichen Frauen stehen im Buche des ewigen Lebens.

Freilich Zenobia hat ihren herrlichen Sänger gefunden in Calderon, der ihr Ende kaiserlich schmückt — eine wahre christliche Frau ist selbst das schönste Gedicht.

Zenobia war wie ein abendröthliches Märchen verschwundener Zeit — aber wo unter Frauen christliche Liebe sich offenbart, steht das Schneeglöckchen eines neuen Lebensfrühlings.

Ob Schmerz Liebe, ob Liebe Schmerz ist, bricht die Frage aus dem Dichterherzen des Mittelalters — aber nur die Liebe verschönt, welche die Thräne gekrönt.





Slagabal.

(Bruchstück einer Reise nach dem Sonnentempel von Baalbek.)

Müde waren wir von Palmyra nach Damaskus zurückgekehrt. Nach einigen Ruhetagen brachen wir auf, um die garten- und sagenumkränzte Stadt mit neuer Wanderung zu vertauschen. Aber nicht Genuß, sondern Wehmuth begleitete uns durch den freundlichen Weg, der aus dem Westthor hinausführt. Wie lange ist es her, daß kein damascenischer Fürst, wie Naeman, den Weg zum Propheten in Israel suchte! Wie lange dauert es noch, ehe die schöne Stadt mit eines Davids Schwert wiedergewonnen wird. Wann flattern die Fahnen mit den weißen Kreuzen wieder am Ufer des Amana und Parpar! Wann wird die orientalische Frage aus einer Frage der Eifersucht und der Intrigue zu der siegender Begeisterung und Eintracht in der Liebe! Wann werden die Straßen von Abrahams Stadt aufhören, Schaupläze des Martyriums zu bleiben! — In solchen Gedanken und Gesprächen waren wir bereits mehr als eine Stunde aufwärts gestiegen, als der Führer uns erinnerte, eine an der Straße sich erhebende Felsenecke zu besuchen, wo eine halbverfallene Moschee, Kubbet el Nasr (Kuppel des Siegs), sich be-

findet. Man überfieht von dort die ganze herrliche Ebene, die Gutha mit Damaskus, „ein grünes, saftvolles Meer mit tausenden von weißen Masten und Wimpeln“. Die glänzenden Kuppeln ragten über die grünen Bäume hinaus wie Laubendächer in einem Garten. Doch über dem Park und um die schlanken Minarets lag Schweigen. Kein Glockenton tönte lieblich schwingend herüber, kein Ruf eines Lebewohls, das in ein ewiges Wiederseh'n zurückklingt.

Von Dumar an, einem Dorfe, das wir in einer halben Stunde erreichten, führt der Weg an den Ufern des Barada weiter hinauf. Noch sind die Ufer lieblich grün, Gartenterassen ziehen sich an den Kreidhügeln hin; Dörfer zeigen sich hier und da auf der Höhe. Nach zwei Stunden begegnen wir neben dem Dorfe Sida Ueberresten einer alten Stadt, Säulen-trümmer, Hautreliefs, Portale erwecken hier alte Erinnerungen. Abila lag hier, die einst vielbesprochene Hauptstadt von Abilene, wo Iysanias zur Zeit Johannes des Täufers herrschte. Noch liest man die Inschrift, worin gesagt wird, wie Marc Aurel auf Kosten der Einwohner der Stadt eine Brücke über den Barada schlagen ließ, aber ihre Spuren selbst sind verloren. Noch im fünften Jahrhundert war es ein Bischofssitz. Jetzt erinnern nur arabische Legenden an den Namen Abels, des Sohnes Adams, von dem die Araber hier ein Heiligthum verehren. Denn um Damaskus versammeln sie ohnedies die ganze Urgeschichte Adams, Abels und Abrahams. — Hinter Abila verlassen wir das schöne Thal. Der Strom führt in einen engen, steinigten, dunklen Paß. In die Felsen sind Gräber eingehauen. Der Strom rinnt mächtig durch die Todtenstadt der Abilener. Hier, erzählt der Moslim, sei Abels Grab, von Rain in seiner Angst in Felsen verborgen. Ein düster schöner Kirchhof allerdings, den hohe Felsen rings in gewaltiges Todeschweigen einhüllen. Doch der wilde Strom, der in mächtigem Sturze hinabtoßt, verkündet unerschöpfliches Leben. Steine gleichen ohnedem in

kalter Erstarrung harrenden Lebensgebilden, darum ist es um so tiefer und ahnungsvoller, in ihnen die Geheimnisse des Todes zu verbergen, während die helle Woge in lebendigen Sprüngen vorbeistürmt.

Das mühsame Steigen findet einen Ruhepunkt auf dem Höhenthal, das wir bald erreichen. Ob schon in der Höhe des Brocken, begrüßt uns eine reizende Flur. Zebdany, das Hauptdorf, liegt in einem Haine von Gärten. Die Wege sind anmuthig von Brombeersträuchern und Silberpappeln eingefast, auch Weinreben ziehen sich daran empor. Die Bäume in den Gärten tragen unzählige Äpfel. Vor einigen Jahren wurde ein Centner davon um zwölf Kreuzer verkauft. Man ist zu träge, sie zu pflücken und schüttelt sie von den Bäumen. — Von Zebdany geht es zwei Stunden im Thale immer aufwärts, bis zum Ain-Hor, der Platanenquelle, wo der Barada entspringt, durch ein kahles Land mit ausgedehnten Weingärten nach Surgeia. Vor uns hatten wir immer die schwarze Felsenkette des Antilibanon; an ihr klimmen wir hinan, immer aufwärts durch unbewohnte Wälder, Schluchten und Thäler; hier und da treiben Ziegenhirten am Abhang ihre Heerden, sonst ist alles kahl, still und einsam. Allmählig verwandeln sich, wenn wir auf der andern Seite hinuntersteigen, die Felsen in Hügel von weißem Sand, mit Felsengrund vermischt, bis sie sich in die Bekaa, das hohle Syrien, Coelesyrien, verflachen. Die hohle Felsenschlucht, die vom Jordan nördlich bis zum Drontes sich erstreckt und als schmale Thaleinsenkung das phöniciſche Hochland in Libanon und Antilibanon scheidet, wird Coelesyrien, die Bekaa genannt. Am Fuß der Sandhügel, der ersten Stufe des Antilibanon im Norden des Thales, liegt Baalbek. Es ist das langersehnte Ziel unserer Wanderung. Aber wir scheinen im ersten Augenblick durchaus getäuscht. Hier ist nicht Einsamkeit der Wüste, wie in Palmyra. Treffliche Weiden finden wir, grün und frisch, durch eine Quelle bewässert, die klar wie Krystall

durch alte Wasserleitungen fortströmt. Hier ist auch nicht der märchenhafte Blick auf einen gebrochnen Wald von weißen Säulen, — elend ist das Dorf der jetzigen Anstiedler; auch kein großartiges Panorama tritt uns entgegen. Geht man aber vom Dorfe weiter hinab, den Ruinen eines großen Gebäudes zu, das man aus grünen Bäumen hervorragend sieht und übersteigt eine in spätern Zeiten vorgezogene Mauer, so befindet man sich in einem großen sechseckigen Hofraum von 180 Fuß im Durchmesser. Vermliche Hütten, zerbrochene Säulen und andere Trümmer befinden sich dort durcheinander; kunstvolle Baureste umgeben ihn. Erst von da kommt man in einen gewaltigen Tempelhof, — erst dort ergreifen wunderbare Trümmerwerke den staunenden Beobachter. Herz und Auge gerathen in zitternde Bewegung. Grandiose Gebilde, schön gefast, liegen hier zerstört auf der Erde. Die Kunst unter der Hand des Gerichtes, die Schönheit gebrochen unter dem Schwert des Siegers.

Die Seiten des Hofes sind gegen 350 Fuß lang, eingeschlossen von den Ruinen prächtiger Gemäcker, grandioser Sculpturen, Nischen und Pilastern. Noch sind zusammenhängende Gallerien und Hallen sichtbar, aber die Dächer sind eingestürzt, mit Schutt bedeckt und mit Gras bewachsen. Zahllose Trümmer liegen umher. Den großartigsten Anblick gewähren sechs überaus gewaltige Säulen, frei stehend; durch ihre Zwischenräume leuchtet der Schnee des gegenüberliegenden Libanon. Ihr Schaft hat gegen 22 Fuß im Durchmesser, gegen 70 Fuß sind sie hoch. Es sind diese sechs Säulen die letzten von fünfundvierzig anderen, die den mächtigen Tempel trugen. Ein andrer kleinerer Tempel hatte sich neben jenem erhoben. Von seinen Säulenhallen stehen noch zwanzig Prachtsäulen korinthischen Baues, 15 Fuß im Umfang, nahe an 20 Fuß hoch. Aber die Pracht und Schönheit der Trümmer von Köpfen, Büsten, Thierbildern, mythologischen Gruppen — einer Leda mit dem

Schwan, eines Zeus mit dem Adler — ist kaum zu beschreiben. Am Portal stehen noch vier cannelirte Säulen mit prächtigem Gebälk, die Ornamente sind von Kornähren, Blumen und Nebengewinden gebildet, aus deren Blättern Genien lauschen. Wie in Palmyra ist auch hier ein gewaltiger Adler mit ausgebreiteten Schwingen dargestellt. Alle Gebäude ruhen auf Grundgewölben, die so bewundernswerth sind, wie die Bauten selbst. Ungeheure Quadern sind ohne Mörtel so fest gefügt, daß man nicht einmal mit einem Messer in die Fugen dringen kann. Namentlich drei von ihnen, das sogenannte Trilithon, jede über 60 Fuß lang, erweckten das Staunen aller Zeiten. Benjamin von Tudela (im 12. Jahrhundert) theilt die Meinung des erstaunten Volkes mit, wenn er den Bau den Dämonen zuschreibt, die ihn auf Befehl Salomo's bereitet haben. Denn Salomo ist der große Baumeister des Orients, dessen Weisheit den Asmodai bezwang, der eigentliche Faust des Orients, der nicht durch Sünde und nicht zu Sünde und Verderben, sondern durch die Wahrheit den Bösen zwang, das Gute zu befördern.

Die Sage schloß sich an die Notiz der heiligen Schrift an, wo es heißt, daß Salomo Baalath und Tadmor gebaut habe. Daß Baalath Baalbek sei, ist schon aus diesem Zusammenhange wahrscheinlich. Um zu erklären, wie Salomo es habe einen Baalort benennen können, theilt man mit, er habe es für seine heidnische Gemahlin, die Tochter des Königs von Egypten, bauen lassen, oder daß Balkis, wie die muhamedanische Legende die Königin von Saba nennt, es im Verein mit Salomo gegründet. Ohne Zweifel ist es aber von Salomo höchstens befestigt, nicht gebaut worden. Alte Aussprüche stimmen mit der Meinung vieler Kunstkenner überein, daß die grandiosen Grundbauten weit über die Römerzeit hinausreichen. Der Name Baalath weist schon auf einen Götzendienst des Baal hin. Der Name Heliopolis, unter dem die Stadt bei den Classikern

(Plinius, Strabo) vorkommt, ist nur die Wiedergabe des einheimischen Baalbek, des syrischen Betschemesch, das heißt Sonnenstadt.

Die Legende der Araber, daß auf dem Berge Kasius vor Damask Abraham die Eitelkeit des Sonnen- und Sternendienstes erkannt habe, ist sinnreich, denn ein Blick vom Libanon weist in ein weites Gebiet nach Ost und West, das dem Sonnendienste unterworfen war. Jeder Naturdienst, in dem der Drang nach dem Göttlichen sinnlich geworden ist, muß zuletzt in einen Sonnendienst auslaufen, denn die Sonne ist der sichtbare Schöpfer und Zeuge des Naturlebens. Schon der Prophet Ezechiel sieht in seinem Gesichte unter den Gräueln des Götzendienstes, wie man dem Tempel des unsichtbaren Gottes den Rücken dreht und nach Osten zur Sonne sich wendet. Da unter den Ptolemäern die ägyptische Herrschaft bis in das unterworfenen Syrien sich verbreitete, kam mit ihr dahin die ägyptische Lehre und Symbolik der Sonne im Einfluß auf den Wandel des Jahres und der Woche. Baalbek heißt wörtlich Haus des Baal (Herr); daß die Griechen es als eine Sonnenstadt übersetzten, beweist, daß die Sonne der Herr war, den man dort verehrte. Die Meinung, daß ein römischer Kaiser den Tempel, dessen Ruinen wir bewunderten, von Grund aus erbaut habe, ist irrig. Römische Kaiserbauten haben an ihm stattgefunden und der köstlichste Theil der Kunstwerke stammt von Römern her, aber die Nachricht des Malala, der sie Antoninus Pius zuschreibt, ist nicht gewiß. Es scheint, er habe die Nachricht gefunden, daß ein Antoninus den Tempel hatte ausbauen lassen und hielt diesen für Pius; es ist vielleicht Antoninus gemeint, der den Beinamen Elagabal trug.

Elagabal ist der kaiserliche Sonnenpriester auf dem Thron der Cäsaren. Zenobia, fünfzig Jahre nach ihm, wollte Rom in den Sonnentempel von Palmyra tragen. Elagabal trug den orientalischen Sonnencultus in das herrschende Rom.

Es war das erste Mal, daß der römische Jupiter völlig von seinem Sitze durch syrischen Cultus vertrieben werden sollte. Der Schatten kam vor dem Lichte; es dauerte noch einmal hundert Jahre, ehe der Orient das Kreuz der Wahrheit auf die Fahne des christlichen Kaisers setzte. Selten ist ein Kaiser so mißverstanden worden, wie Elagabal. Haß und Fluch ruhen auf seinem Namen. Da er keine Abkömmlinge hatte, die regierten, waren die späteren Historiker beflissen, ihn zu schmähen. Je mehr Schmeichler schmeicheln müssen, desto wüthender schmähen sie auch, wenn sie können. Man schilderte ihn übler, damit Andere besser schienen. Elagabal war aber nur ein fanatischer Sonnenpriester, der als Kaiser von Rom vor Allem an seinen Dienst des Gottes dachte, und, ohne Klugheit und Maß gegen die römische Sitte zu üben, die religiöse Schwärmerie des syrischen Priesterthums als den tiefsten Gedanken seiner Regierung bezeichnete und darin festblieb.

Nordöstlich von Baalbek am Drontes lag die alte Stadt Emesa, das heutige Homs, wo ein ähnlicher Sonnendienst herrschte. Dort war Priester im Jahre 218 ein Jüngling von vornehmer Verwandtschaft. Seine Mutter und die des ermordeten Kaisers Caracalla waren Schwestern. Der Jüngling war von wunderbarer Schönheit und glühend-schwärmerischem Geiste. Wenn er in purpurnem, mit Gold durchwirkten Untergewande, das bis auf die Knöchel reichte, darüber ein köstlich Obergewand, die Krone mit blitzenden Steinen auf dem leuchtenden Antlitze, die Reihen der priesterlichen Jünger unter dem Getöse der Schalmeien um den Sonnenaltar führte, gewann er die Herzen Aller. Die römischen Truppen, die in Emesa lagen, vergötterten ihn; da ohnedies mit dem Usurpator Macrinus Unzufriedenheit herrschte, so bedurfte es geringer Intriguen, um einen Aufstand zu erregen. Das Heer rief den Jüngling zum Kaiser aus. Macrinus vermochte den Aufstand nicht zu unterdrücken, er mußte flüchten und kam auf dem Wege um.

Das ganze orientalische Heer erkannte den neuen Kaiser an, der den Namen Antoninus annahm; der Senat in Rom sah seiner Ankunft entgegen.

Allerdings war die Demüthigung ungemein, die der römische Geist erlitt, aber nicht darum, weil der Jüngling so schlecht und wahnstinnig gewesen wäre, wie ihn geistlose Compileren späterer Zeit darstellen, sondern weil er den Muth besaß, den Cultus seines Gottes mit nach Rom zu bringen, mit allen orientalischen Formen und Sitten, weil er Rom zu einem phöniciſchen Baalbel zu machen unternahm. In seinem jugendlichen Fanatismus überſah er die Schwierigkeiten, aber seine Gedanken waren vielleicht größer, als die aller seiner Nachfolger bis Constantin. Er versuchte, was Constantin ausführte, die Herrschaft seines Sonnengottes auf den Thron der römischen Welt zu setzen. Aber sein Cultus war besleckt und versank in die bodenlosen Abgründe syrischer Sinnlichkeit und Brunnſucht, aus denen im edlen Gegensatz die christliche Sitte rein wie ein Schwan sich erhebt.

Der neue Kaiser nannte sich einen Priester des Sonnengottes Elagabal, daher er selbst, gleichsam der Gott selbst, Elagabalus oder in präcisirter Form Heliogabalus hieß. Elagabal kann nicht anders gedeutet werden, als mit El Gott und gabal Berg zusammengesetzt. Die Sonne war dieser Bergesgott, die hinter den Bergen aufsteigt; von ihren Gipfeln sieht man den Lichtball, mächtige Nebel und Dämmerung verschauend, majestätisch in Purpur heraufziehen. Daher Herodot von den Persern erzählt, daß sie die höchsten Bergspitzen bestiegen, um dort ihrem Gott zu opfern. Man möchte glauben, daß ein anderer Name des Gottes Elagabal in höherem Alterthum Baal Hermon gewesen, da es gerade der Antilibanon ist, zu dessen Füßen die berühmten Sonnentempel sich erhoben. Aber ein Hauptsitz des Elagabal war in Gabal selbst, d. i. in Byblus (בבל), welche uralte berühmte Stadt an der phönizischen

Küste die heilige Stadt des Adonis, des Herrn (1778) war, der hier als der „Höchste der Götter“ verehrt worden ist. Als der junge Mann, welchem man den Namen Antoninus beigelegt hatte, Kaiser wurde, wollte er nicht aufhören, Priester des Elagabal zu sein. Vielmehr gedachte er, das ganze römische Reich zum Altar seines Gottes zu machen, an dem er selbst, wie die orientalischen Priesterfürsten in allen Zeiten, nach alter Sitte fungirte. „Sein ganzes Bestreben ging dahin, daß in Rom kein Gott außer Elagabalus verehrt werden sollte.“ In diesem sollten alle andern Götterdienste zusammenfließen, wie er sich ausgedrückt haben soll, da alle Götter die Diener des Elagabal seien, „die von ihm zu verschiedenen Dingen Aufträge erhielten“. In Rom mußte daher Jeder, der ein Opfer brachte, vor allen andern Göttern den Namen Elagabal aussprechen. Er kannte die Lehre der Juden, Samaritaner und das Christenthum. Alle drei Religionen sollten auf seinen Gott übertragen werden. Er meinte durch die Einheit seines Gottes auch ihnen empfohlen zu sein, denn er wollte, daß dessen Dienst „das Geheimniß aller Culte (omnium culturarum secretum)“ in sich schlosse. Die wenigen Jahre seiner Regierung gehören daher zu den merkwürdigsten der römischen Kaisergeschichte. Ein ähnlicher Versuch, den Cultus eines syrischen Gottes zum herrschenden in Rom zu machen und die römische Sitte in orientalische Formen zu verwandeln, ist nie wieder gemacht worden. Die schwärmerische Kühnheit war ohne Gleichen und nur, weil die Umwandlung so plötzlich und unvermuthet geschah, gelang sie nicht, denn das sklavische Rom war zu allem fähig. Die Nachrichten, welche von ihm überliefert sind, geben das Bild eines orientalischen Priesterkönigs jener Zeit, wie wir es sonst nirgends besitzen; nur müssen sie dahin verstanden werden. Die Chronisten selbst wie Viele seiner Zeit haben sie nicht verstanden, daher die ungemessnen Urtheile über seinen Geist und Charakter.

Er erbaute in Rom und zwar in der Vorstadt einen

prachtvollen Sonnentempel und ließ, wie Herodian aufbewahrt hat, jedes Jahr, mitten im Sommer, seinen Gott dahin bringen. Es geschah dies offenbar, wenn die Sonne ihren höchsten Standpunkt im Sternbild des Löwen erreicht hatte. In den Sonnenculten der Zeit, die durch ägyptische Gedanken meist vertieft waren, hieß das Löwenbild das Sonnenhaus. Es war gleichsam das himmlische Heliopolis und Baalbet; wenn es erschien, war der Sieg über Typhon entschieden, denn der Nil ergießt seine Fluthen wieder und spendet Segen. Die Nachricht, daß Elagabal den Sonnentempel an die Stelle eines andern erbaut hatte, der früher dem Orkus, der Unterwelt und Nacht geweiht gewesen, bekommt hierdurch einen lehrhaften Sinn.

Ebenso wenig verstanden die Römer, was er mit der Errichtung einer Riesensäule wollte, welche Elagabal, dem Gotte, gewidmet wäre. Er fand keinen so großen Stein, wie er ihn aus Thebais in Aegypten herbeizuführen gedachte. Die gewaltigen Säulen, die wir in Baalbet bewundern, sind gleichfalls nicht ohne religiöse Gedanken. Es sind Sonnensäulen, Chamanim (von Chamah, die Sonnenhitze im Hochsommer), wie solche in alten Tempeln, namentlich im Tempel zu Tyrus, beschrieben sind. Elagabal, der Gott, war ein Baal Chaman, dem die Sonnensäulen seit uralter Zeit gewidmet waren. Wenn es Lev. 26, 30 heißt: „Ich werde eure Höhen zerstören und Chamanim,“ so sind solche Sonnensäulen darunter verstanden. Die abgöttischen Könige Israels hatten solche Sonnensäulen auch in Jerusalem aufgestellt, die der König Josias niederwarf (2 Chron. 34, 4). Die Propheten Jesaias und Ezechiel (B. 4) weissagten das Gericht, das über Israel kommen würde und den Fall ihrer Götzen und Chamanim.

Der Kaiser ließ seinen Gott auf einem Wagen fahren, mit sechs untadelhaft weißen Pferden bespannt; er selbst begleitete ihn zu Fuß, tanzte vor und zurück, lenkte die Zügel und wendete sein Gesicht der Gottheit zu. Es war eine priester-

liche Procession, wobei der Gott auf seinem Sonnenwagen stand. Als Josias zur Regierung gekommen, erzählt das Buch der Könige (2 Kön. 23, 11), schaffte er „die Rosse der Sonne“ ab, welche die Götzendiener vor ihm gebraucht, und „die Wagen der Sonne“ verbrannte er im Feuer. Es war freilich kein Sonnenwagen, sondern die Bundeslade, welche König David heimführte nach seiner Stadt, „und David tanzte vor Gott“ vor dem Wagen einher, wie ein Priester in Leinen gekleidet (2 Sam. 6, 14).

Der Kaiser trug weder römische noch griechische Kleider, weil sie aus Wolle gemacht waren, sondern nur Kleider aus Leinen und Seide. Ebenso sagt der Prophet (Ezech. 44, 17), daß die Priester Israels nur Leinen tragen müssen und auf sie keine Wolle kommen soll. Auch die buddhistischen Priester dürfen keine thierische Wolle zur Kleidung verwenden. Der symbolische Grund davon ist aber nicht der, daß ein Thier zu diesem Zweck getödtet worden sei, denn das ist bei der Schaffsur ja nicht der Fall, sondern weil das Eisen, das Instrument des Todes, über den Leib des Thieres gegangen war.

Die römischen Schriftsteller nannten Elagabal wahnsinnig, weil er seinen Gott eine Ehe schließen und dazu die verborgene Statue der Pallas aus ihrem Heiligthum holen ließ, weil sie bewaffnet war; eben um dieser Bewaffnung willen hatte er sie holen lassen, denn Astarte, die weibliche Göttin des syrischen Cultus, war wie die cytherische Venus gerüstet. Als Pallas verschmähte er sie, weil von dieser der römische Mythos der Jungfrauschast ausging. Er wollte durch das Fest, in welchem er Baal und Astarte verheirathete, die Römer über die syrischen Cultusgedanken belehren, durch welche die beiden Himmelsgötter Sonne und Mond in einem Bunde sich befänden.

Die Vorstellungen eines Cultus, in welchem vestalische Keuschheit noch eine Stätte hatte, theilte er nicht. Es war in

seinen Augen keine Entweihung, daß er eine Vestalin, d. h. wie er sagte, der Priester die Priesterin heirathete. Er hatte den Muth, das römische Vorurtheil in seinen innersten Kammern anzugreifen, und nicht bloß, wie die Imperatoren vor ihm, über den Beutel der Römer, sondern auch über ihre Tempel und Sitten zu herrschen. Dies begann er von dem Augenblicke an, als er zur Regierung kam. Vom Altar seines Gottes abgerufen, fand er es nicht einmal geeignet, seine Priesterkleider abzulegen. Seine Großmutter wollte ihn bewegen, in römischer Tracht in Rom einzuziehen, man möchte die seine, wie auch geschehen, für eine Frauentracht halten. Aber er wollte, sagte er, das Volk schon im Voraus daran gewöhnen und ließ ein Gemälde verfertigen, das ihn als Priester am Altar seines Gottes fungirend darstellte, den er ebenfalls abbildlich mit sandte. Und als solcher Priester hat er regiert, das lassen die über ihn gesammelten Notizen noch erkennen, so entstellt und verstümmelt sie auch sind. Er diente seinem Gotte als einem Universalgotte; nur Schweine opferte er nicht, sonst wilde und zahme Thiere, wie Herodian erzählt, „nach Gewohnheit der Phönicier.“ Denn das Schwein war das Symbol des Orkus, dem Mars heilig, der den Adonis erschlug. Es konnte allerdings in Rom kein Cultus zur Herrschaft kommen, der seiner Tradition mehr entgegen war; denn wenigstens nach der Auffassung, die damals von Mars bei den Römern herrschte, wurde dieser als der Schutzherr des alten Rom, von dem neuen römischen Kaiser aber als das böse Princip angesehen. Elagabals Wesen wurde daher von den Römern weder als Priester noch als orientalischer König verstanden und ihm zur Schmach ausgelegt, was bloß seine natürliche Sitte war. Dio Cassius hätte die Gefänge in fremder Sprache, die er mit seiner Mutter und Großmutter dem Gotte Elagabal sang, nicht übergehen sollen. Man hätte daraus entnehmen können, wie er den gesammten Cult des Orients in den einen Dienst der Sonne zu vereinigen dachte, nur darin

von späteren, wie von Julian unterschieden, daß es bei ihm durch Erziehung und Heimath, durch Schwärmerei und Eifer natürlich, bei Julian aber gemacht und künstlich erschien. Er war ein wirklicher syrischer Priester, er versuchte in der That in Rom ein König zu sein, wie kaum von einem die Geschichte und Dichtung aus Persiens Vorzeit berichtet. Man erzählte, er hätte zuerst das Fest der Weinlese so geordnet, daß die Diener Scherzreden gegen die Herren in deren Beisein führen konnten. Er hätte diese Scherze meist selbst auf Griechisch gedichtet. Offenbar hat er damit in Rom das berühmte Fest des Mithra, das um die Zeit der Weinlese gefeiert ward, ein Fest der Freiheit und Ungebundenheit, einzuführen gesucht. So hielten es die Römer auch für einen Scherz, als er befahl, ihm zehntausend Pfund Spinnen, zehntausend Mäuse, tausend Spitzmäuse, tausend Wiesel und Schlangen, Frösche und Mücken zu sammeln. Und doch erfahren wir daraus fast wörtlich ein Gebot des alten persischen Avesta, nach welchem es ein gutes Werk war zur Sühne und zur Gerechtigkeit solche Thiere zu sammeln. „Fünf Thiere“, heißt es in einem persischen Gesetzbuch, „sind verdienstlich zu tödten: Frösche, Schlangen, Fliegen, Ameisen, Mäuse.“ Elagabal fuhr mit einem Gespann von Löwen, wie die phrygische Mutter, oder mit Tigern, wie man von Dionysos erzählt. Er that damit nur, was an orientalischen Höfen alte Gewohnheit war, so u. a. auch bei Tafel und am Thron gezähmte Löwen und Leoparden zu haben. Selbst am byzantinischen Hof der christlichen Zeit war man von diesem Brauch nicht ganz abgewichen. Noch die deutsche Sage des Mittelalters macht davon Erwähnung. Aber freilich die Römer nahmen dies übel auf, weil sie nicht wußten, ob die Unthiere zahm waren, und trotz aller Schmeichelei gegen den Kaiser und Lust zu den köstlichen Dingen seiner Tafel, nahten sie sich nur mit Schrecken. Er besaß, wie die persischen Großkönige einen Thierpark, worin die



Römer Gelegenheit hatten, die seltensten Thiere, Nilpferde, Krokodile, Rhinocerosse, Strauße zu sehen, was sie ihm nicht hätten verübeln sollen. Schon die persischen Großkönige drückten die Einheit ihrer Herrschaft dadurch aus, daß ihre Tafel mit den fernsten Producten ihres Reichs besetzt war. Antoninus ahmte dies nach. Er verglich das römische Reich mit einem Ackerfeld, dessen Bauer das römische Volk sei. Es charakterisirt die damaligen Geschichtschreiber, daß sie seine Küchenzettel genau gekannt haben wollen, und über die köstlichen und seltenen Speisen, welche er zuerst erfunden habe, Nachricht geben. Wie ein Perserschah im Gedicht des Firdusi, saß er stets unter Blumen und Musik. Seine natürliche Schönheit hob ein glänzendes Kleid von Purpur und Gold mit einem Brillant-Diadem und köstlichen Gemmen an den Schuhen. Er war unterrichtet in Sprachen und Musik und besaß einen heiteren und freien Geist. Trotz aller Gräueltathen, die sie auf ihn aus Mißverständniß und Standsucht häuften, müssen die Erzähler zugeben, daß er die Schonung, die er beim Regierungsantritt seinen Feinden zugesagt, ehrlich gehalten habe. (Dio Cassius.) Er sah ein, daß ihn die Römer nicht verstanden und erwiderte denen, die ihn warnten: „Wenn ich einen Erben hätte, würde ich ihm einen Vormund setzen, der ihn das zu thun zwänge, was ich gethan habe und thun werde.“ — So sehr die Römer nach seinem Tode alle Schmähungen seiner Feinde nachsprachen, so sehr schmeichelten sie ihm im Leben. Es ist sicher kein Zeichen von Wahnsinn, wenn er die Senatoren *mancipia togata*, d. h. Sklaven in der Toga, nannte. Ihn umgaben außer seinen nächsten Verwandten, von denen namentlich seiner Mutter Soëmis ein großer Einfluß auf ihn zugeschrieben ward, ein ganzer Hof von orientalischen Priestern. Man sagte ihm nach, daß er durch Chaldäer habe Kinderopfer bringen und aus ihren Eingeweiden habe wahrsagen lassen, ein Vorwurf, welcher damals sehr verbreitet und auch dem Apollonius von Thyra gemacht

worden war. Ebenso müssen ihm auch jüdische Lehrer nicht fern gestanden sein. Eine merkwürdige Notiz, welche Lampridius mittheilt, ist, daß er auch zuweilen „Strauße bei der Mahlzeit aufgetischt habe, behauptend, es sei den Juden gestattet, sie zu essen.“ Man kann sich dies nur erklären, daß jüdische Ausleger den Bath Jaana (Lev. 11, 16) vielfach nicht, wie man jetzt thut, für den Strauß hielten, während der Ausdruck Hiob's 39, 16 Kenaf Kenanim, der vom Strauß galt, in dem Verzeichniß der verbotenen Vögel nicht genannt ist. Auch ist es gewiß, daß entweder Caracalla oder Antoninus Elagabalus oder das Haus des Caracalla überhaupt gemeint ist, wenn im Talmud als besonderer Gönner der Juden ein Antoninus vielfach erscheint. Es wird dies schon ausreichen, um die kritischen Nachrichten der Schriftsteller, aus denen Spätere geschöpft haben, zu charakterisiren. Die sittliche Verderbniß, welche sich schon in der Aufzeichnung der Frivolitäten offenbart, die Elagabal zugeschrieben werden, fühlt selbst Lampridius. Ein Theil etwa berechtigter Vorwürfe fällt auf die Leppigkeit des syrischen Dienstes, dessen Priester er war, zurück. Viele davon sind so unwahrscheinlich und im Widerspruch mit Anderen, daß man darin den gemeinen Ausdruck der damaligen Chronique scandaleuse erkennt, die um so frecher auftritt, je knechtischer das Herz ist. Die Aufzeichnungen stammen aus der Zeit seines Nachfolgers, dessen Verwandten ihn gestürzt hatten und diesen Sturz beschönigen wollten. Er und viele seiner Anhänger wurden getödtet, Andere vertrieben. Hofintriguanen benutzten die Lebhaftigkeit und Kühnheit eines Jünglings, der, im fünfzehnten Lebensjahre Kaiser, der ganzen römischen Tradition unvermittelt und mit feindseligem Fanatismus entgegentrat, und gerade durch die Demüthigung, die er dem römischen Stolze anthat, ihn reizte, der als Priester keine Sympathie für das Heer besaß, und, zwar nicht minder tugendhaft als die Römer, seiner fremden und unbeliebten Formen halber nahen und geschickten Feinden unterlag.

Man muß sich wundern, wie selbst neuere Schriftsteller in die urtheilslosen Expectorationen älterer Zeit einstimmen konnten. Mitleid wäre das mindeste gewesen, das einem solchen Jüngling, der Kaiser des damaligen Rom sein mußte, folgen sollte. Aber er fordert mehr als Mitleid heraus. Entwürfe und Unternehmungen werden sichtbar, die in Roms Geschichte einzig sind.

Es war in der That ein grandioser Gedanke, aus der Stadt der Cäsaren eine syrische Priesterstadt zu machen. Zum ersten Mal geschah es, daß ein Kaiser die Einheit des Reiches nicht sowol durch das Schwert, sondern durch den Gedanken behaupten wollte. Ein Jüngling unternahm es, das römische Reich zur Parochie des Sonnentempels zu machen. Aus der Erbschaft des Mars sollte eine Hierarchie des phöniciſchen Adonis werden. Jener Dienst, um welchen Israel in Knechtschaft und Verbannung gefallen ist, sollte vom Tiber bis zum britischen Canal und zum Euphrat herrschen. Man erkenne wol, was Elagabal's Regierung darbietet — den einzigen Versuch, aus jenem Sonnendienſt Kanaan's, den Israels Wahrheit bekämpft, jenem Dienſt des Baal, den Gideon's Hand niederwarf, dessen Säulen Simson niederriß und dessen Wagen Josias verbrannte, eine Welthierarchie zu schaffen. Freilich kam Antoninus Unternehmen nicht nach der Sünde des abgöttischen Ahas gemessen werden. Denn er fiel nicht ab wie dieser, und die große Roma war voller Aberglauben, nicht besser als der seinige. In der That wurde er von der Idee einer Einheit getragen, aber in ihrer Carricatur. Sein Gözendienſt war wie aller Gözendienſt die Verzerrung des Cultus der Wahrheit. Der Sonnendienſt, in welchen das Heidenthum späterer Zeit allen Aberglauben zusammenfließen ließ, ist sicherlich eine Carricatur des wahren Gottes, der Sonne des Lebens und der Gerechtigkeit. Die Sinnlichkeit der syrischen Culte ist das schmutzige Gegenbild der reinen Sehnsucht, an der Schwelle der Thore Gottes zu leben, die losgebundene

Schwärmerei ihrer Priester, das Affenthum der entzückten Gesichte des Psalmisten. Die fanatischen Baalsdiener, welche Elias niederwarf, sind in ihrem Wesen eine widerwärtige Verzerrung des begeisterten Propheten selbst. Und Baalbek ging unter, wie Jerusalem zerfiel. Zenobia's Plan wie der von Elagabal mißglückte. Zwar auch Constantins mächtige Gründung in Constantinopel zerfiel. Aber Palmyra und Baalbek haben keine Hoffnung; Jerusalem und Constantinopel warten auf die Lösung der orientalischen Frage.

Unter solchen Betrachtungen war es Abend geworden. Ueber dem schimmernden Schnee des Libanon ging der Mond auf. Matt silbern hingen seine Strahlen an Baalbeks weißen Trümmern. Im Dämmerlicht traten Säulen und Gestalten in einem klagenden Düster heraus. Ein Abend unter Trümmern öffnet das Ohr für die Freiheitsseufzer der Creatur. Wir gingen in eine elende Hütte, um dort die Nacht zu verbringen. Sie lehnte an einem alten Altar. Tiefe Stille herrschte umher. Aber nicht die Stille der Steine, die Stille der Seele giebt Frieden.





Sultan Saladin und Lessing's Nathan.

Wer nach Damaskus gereist ist, hat die Erinnerung an Abraham, den Vater des Glaubens, gepflegt; er ist mit Paulus die Apostelstraße gezogen. Unter vielen Ansängen wehmüthiger und rührender Art steigt auch das Bild des Sultans auf, der Damaskus zu seiner bewunderten und gefürchteten Hauptstadt erhob. Man kann Saladin's dabei nicht vergessen. Dieser moslemische Held hat auch ein Stück europäischer Literatur erobert. Die moderne Bildung kennt den Saladin von Lessing besser als den von Damaskus. Der Freund Nathan's des Weisen hat einen größeren Platz in der historischen Vorstellung unseres Geschlechts als der kurdische Atabeg. Die Macht der dramatischen Schöpfung beweist sich auch hier. Man hielt den Saladin in dem berühmten Drama Lessing's wirklich für ein historisches Gemälde. Nicht einmal die Kritik des eigenthümlichen Kunstwerkes hat an der richtigen Mischung der Farben gezweifelt. Und doch war es ein wunderlicher Sultan, den Lessing schildert. Ein Fürst, nicht bloß zart gegen seine Schwester, auch gegen die Mameluken, genial in Sparsamkeit wie in Verschwendung. Seine Muße gehört lieblichen Ereignissen des

Familienlebens. Wie Marquis Posa ist er von freier Gesinnung. Die Gedankenfreiheit, die jener vergeblich erbittet, ist dem Sultan durchaus geläufig. „Als Christ, als Muselman gleichviel,“ so ruft er aus, „ich habe nie verlangt, daß allen Bäumen eine Rinde wachse.“ Gegen Nathan, den Juden, den reichen Banquier, ist er von einer zarten Humanität, die man bewundert. Er wagt nicht, Geld zu borgen. Er schämt sich, klug zu sein. Zuletzt bittet er den Weisen um seine Freundschaft. Raum nimmt er sich Zeit, Mansor mit wichtiger Staatsbotschaft abzufertigen. Die Sorge um die Armen, um Recha's Loos, um Affads, seines Bruders Kinder, erfüllt ihn ganz. Welch ein Sultan! ruft man aus. Wenn alle Sultane so wären! Und kann ein Sultan also sein, ein Sultan, der ein Moslem ist, kein Christ? Zu dieser Frage muß uns die Dichtung bringen. Sie appellirt dabei gewissermaßen an eine historische Wahrheit. Lessing glaubte sich in der Wahl des Fürsten nicht vergriffen zu haben. Man kann auch die Weise, wie er zu seinem Stoffe gekommen, deutlich erklären. Lange vor 1778, schreibt er an seinen Bruder, hat er den Stoff, der als „Nathan der Weise“ hervortrat, gewählt. Länger als sechszehn Jahre wird dies nicht gewesen sein. Erst im Jahre 1755 waren durch den gelehrten Schultens in Leyden die arabischen Berichte über Saladin herausgegeben worden. Durch sie wurde hauptsächlich die Aufmerksamkeit auf die Geschichte des Sultans gelenkt. Marin bearbeitete ein Leben Saladin's, eine Schrift, die Epoche machte. Im Jahre 1761 übersetzte sie E. G. Küster in Braunschweig in's Deutsche. Aus dem ersten Entwurf Lessing's zu seinem Drama ersieht man, daß diese Uebersetzung seine Hauptquelle gewesen ist, wengleich er auch Schultens kannte. Liest man nur die Vorrede zu diesem Buch, wird man Lessing schon um Vieles entschuldigen. Sie fließt über vor Bewunderung „des einzigen Volkes (Araber), das damals die Künste und Aufklärung des menschlichen Verstandes liebte“ und war außer

sich „über die Barbarei unter den Christen, wo Unwissenheit, Aberglaube, Religionsraserei und Parteilichkeit das Licht der Wissenschaften mit dem Christenthume erstickten.“

Es stellt „Menschenliebe und Ungeheuer, Treue und Verletzung derselben, Höflichkeit und Barbarei, Leutseligkeit und Unmenschlichkeit, Wohlthätigkeit und Raubsucht, Vergebung und Rachbegier“ einander gegenüber und theilt alles Erste dem Saladin, alles Letzte den Christen zu. Aus solchen Büchern schöpfte mit Lessing die damalige Zeit ihre historischen Ansichten. Es war damals Mode, das Christenthum und die christlichen Völker zum Ruhme der anderen herabzusetzen. Man kokettirte mit einer sogenannten Unparteilichkeit, nach welcher das Tugendlicht nur bei Heiden und Juden gesucht und anerkannt wurde. Leider wurzelte diese scheinbare Gerechtigkeit nicht bloß in mangelhafter und oberflächlicher Kenntniß der Thatfachen, sondern vielmehr in einer flachen Beobachtung des sittlichen Menschen überhaupt.

Im vorigen wie im siebenzehnten Jahrhundert hatte man durch das Wachsthum der Seemächte nähere Nachricht von den Völkern Asiens erhalten. Oberflächliche Kenntniß von den Chinesen riß so hin, daß man die Sitte und Religion dieses Volkes meinte über das Evangelium stellen zu müssen. Man lernte die Religionschriften der Hindu's flüchtig lesen, und ein Engländer, Holwell, sprach es aus, daß der Endzweck seines Lebens sei, zuerst England, dann die ganze Menschheit zum Bekenntniß Brahma's zu bekehren. Ebenso ging es, als Anquetil die Lehre der Parsen nach Europa brachte. Es ist bekannt, welche Abgötterei man auch in Deutschland mit „Ormuzd und Ahriman“ trieb. Die objective Gerechtigkeit, welche die Gelehrsamkeit erst aus der christlichen Weltanschauung schöpfte, war in eine eitle Parteinéigung verzerrt worden. Nur der Mangel rechter Wissenschaftlichkeit läßt dies erklären. Man bildete sich ein, die fremden Völker zu kennen, ob schon man sie nicht kannte. Man wollte sie besser finden als sich selbst, was ebenso bescheiden

als anspruchsvoll war. Denn das eigene Abweichen von der wahren Erkenntniß Christi suchte man durch eine unwahre Kenntniß der Nichtchristen zu verhüllen.

Es waren diese Anschauungen und Bewegungen Zeichen des Kampfes, der um die rechte Wahrheit des Lebens und des Todes entbrannt war. Sie wurden Mittel und Waffen, die Manche meinten nur gegen die sogenannte Orthodorie richten zu müssen, die aber, weil sie die absolute Wahrheit verließen, auch die absolute Wahrheit verletzten. Ein Symptom dieses Streites war auch die Verherrlichung Saladin's. Je dunkler man das Mittelalter, die Kreuzzüge, die Wildheit der Ritter schilderte, desto heller strahlte der romantische Sultan. Den Eroberer Jerusalems und den Todfeind christlichen Lebens vergaß man, um ein tugendhaftes Musterbild zu zeigen, das alle christliche Tüchtigkeit übertraf. In unseren Tagen hat freilich historische Wissenschaft einen besseren Klang. Sprachen und Quellen werden gründlicher gekannt. Die Bewunderung vor den Chinesen hat sich abgekühlt. Weder Brahminen noch Buddhisten zu werden, ist unter der heutigen Welt noch Lust vorhanden. Auch nicht einer von uns ist dem Derwisch Lessing's an den Ganges zum Betteln gefolgt. Neuere, tiefere Forschung hat auch die Parsen nach ihrer Art würdigen gelernt. Ueber alle geht die Weisheit des Menschensohnes wie das Morgenroth über fliegende Nebel empor. Auch der Saladin des zwölften Jahrhunderts, der Balduin, den christlichen König, 1179 schlug, sieht dem Saladin, der 1779 gegen manche Gegner erschien, nicht so ähnlich wie Assad dem Tempelherrn. Stände der alte Fürst auf, mit seinem Säbel zertrümmerte er den Spiegel, der ihm dies falsche Bild eines toleranten und sentimentaln Saladin zeigt.

In demselben Jahre, als Kaiser Lothar auf seinem Zuge nach Italien, bedeckt von Alter und Ehren, starb, 1137, wurde kurdischen Eltern in Tekrit ein Sohn geboren. Der Vater, ein

tapferer Krieger, Ajub, nannte ihn Salaheddin (Heil des Glaubens) Jussuf. Bald nach Saladin's Geburt wurde sein Vater nebst seinem Bruder Schirkuh aus Tekrit vertrieben; beide nahmen Dienste bei dem Atabeg Emadeddin Zenghi. Vorderastien befand sich damals ganz unter dem Joch des Islam. Freilich das Kalifat war nur noch ein Schatten alter Größe, aber eine Menge kleinerer Dynastien herrschten diesseits und jenseits des Euphrat. Sie gehörten nicht dem Stamm der sogenannten Seldschucken an. Statthalter unter dem Namen Atabeg's hatten sich unabhängig gemacht. Einer der mächtigsten war der Atabeg in Syrien, Emadeddin Zenghi, dessen Ruhm in den Kämpfen mit den Kreuzfahrern nur von seinem Sohne Nureddin (Licht des Glaubens) übertroffen ward. Vater und Onkel Saladin's waren vorerst in die Dienste dieser Fürsten getreten. Der Vater Ajub war darauf Feldherr des Seldschuckischen Fürsten von Damaskus geworden. Als solcher half er durch Verrätherei dem Nureddin zur Eroberung von Damaskus. Daher stand er und seine Familie bei dem kühnen und gefürchteten Fürsten in dauernder Gunst, die sich besonders auf Saladin übertrug. Dieser war 26 Jahre alt im Jahre 1163, als er aus entnervender Schwelgerei, die er in Damaskus liebte, durch eine ägyptische Katastrophe gerissen ward. Das Kalifat der Fatimiden ging dort zu Ende. Die Herrscher waren machtlos; die Großen bekriegten sich. Einer entfloh zu Nureddin. Dieser, dessen Sinn längst nach Aegypten stand, sendet Schirkuh, den Oheim Saladin's, einen tüchtigen Mann, mit diesem nach Aegypten. Eine Reihe von Kämpfen folgte, an denen auch die Kreuzfahrer theilhaftig waren. Saladin fand Gelegenheit, seine Kriegstüchtigkeit in der Belagerung von Alexandrien zu zeigen. Er war es auch, der durch den Ueberfall seines Gegners, aber gegen den Tractat, die Entscheidung zu Gunsten seines Oheims wendete. Schirkuh ward der allmächtige Bezier des ohnmächtigen, schwachen Kalifen.

Das Alles geschah durch die Hülfe und Autorität Nureddin's. Als Schirkuh starb, ward Saladin Bezier, freilich nicht ohne Widerstreben der anderen Emire, die seinen sittenlosen Lebenswandel als Vorwand nahmen. Saladin versprach, sich zu bessern und hielt Wort. Es fand dies im Jahre 1168 statt. Damit begann die eigentliche Laufbahn des kühnen und klugen Fürsten.

Der Saladin bei Lessing sagt:

„Und daß mit Waffen, die ich nicht gelernt zu führen,
Ich soll mich stellen, soll besorgen lassen,
Soll Fallen legen, soll auf's Glatteis führen,
Wann hätt' ich das gekonnt!“

Der Saladin bei seinen arabischen Panegyrikern würde gesagt haben:

„Wann hätte ich dieses nicht gekonnt!“

Denn Klugheit, List, Täuschung waren fast mehr noch als die Waffen die Staffeln zu seiner Größe. Durch kluge Verschwendung erkaufte er sich die Gemüther seiner bisherigen Gegner. Er vergeudete viel, damit er Alles habe. Er ließ sich gern, sagt sein Geschichtschreiber, da er Jussuf hieß, mit dem Patriarchen Joseph, einem Bezier Aegyptens wie er, vergleichen. In dem er wie dieser seine ganze Familie nachkommen ließ, verschaffte er sich zuverlässige Umgebung und entzog Nureddin etwaige Geißeln. Aber nicht wie Joseph diente er seinem Herrn. Auch der machtlose ägyptische Kalif, der aber unter seiner Secte viele Anhänger hatte, stand seiner Herrschsucht im Wege. Es geht der Verdacht, den lateinische und arabische Schriftsteller theilen, Saladin habe ihn heimlich erschlagen. Jedenfalls war er nach seinem Tode Aegyptens sicher. Einstweilen aber stand er nur unter der Hoheit Nureddin's, für den er beten ließ, dem er demüthige Briefe schrieb, gegen den er aber im Stillen sich bewaffnete, dem er große Summen schickte, sie dem Boten aber wieder abnahm, als er von des Sultans Krankheit hörte, den er als seinen Wohlthäter pries, den er aber nach seinem Tode be-

raubte (1173). Es war eine wilde Zeit; der Erfolg, den man suchte, deckte alle Mittel, die man brauchte. Mord, Bestechung, Verrath stehen auf allen Blättern. Und doch tadeln seine größten Verehrer an Saladin das grausame Verhalten gegen die Kinder Nureddin's. Im Anfang stellte er sich noch, als wollte er des Erben von Nureddin Hoheit anerkennen. Bald aber warf er die Verstellung ab. Ueble Dinge müssen in Damascus vorgegangen sein, als er von Aegypten dahin kam. Die arabischen Schriftsteller wollen davon nicht reden. Die Wittve des Verstorbenen soll die Absicht Saladin's unterstützt haben, und er heirathete sie. Durch Gewalt und Verrath entriß er dem zwölfjährigen Sohne Nureddin's Alles. Ein arabischer Schriftsteller theilt die Worte mit, in denen sich der Knabe über Saladin mit Thränen beklagt. „Ein Verräther, den Nureddin aus dem Staube gezogen, dem es aber nicht genug ist, mein Reich und meine Krone mir entrisen zu haben, will mir auch das letzte Asyl rauben, das ich inne habe.“ Saladin war klug genug, Gewalt und Großmuth zur rechten Zeit anzuwenden. Daß Liberalität und Generosität auch Mittel zum Vortheil werden können, verstand der Nachfolger Nureddin's vollständig. Es war eine Sitte der Zeit, die dringendsten Bitten eines Fürsten in den Mund seiner Frauen zu legen. Als Adhed, der Kalif Aegyptens, Nureddin um Hülfe bat, legte er in den Brief die Haare seiner Frauen, für ihn zu bitten, ein. Als die Tochter Nureddin's in Saladin's Lager kam, ihn zu bitten, er möchte ihrer Familie von aller Habe nur die Beste Ezary wiedergeben, war er galant genug, zu gewähren. Die Beste konnte ihm wenig schaden. Als aber bei der Belagerung Mosuls dessen Atabeg seine Mutter und Frauen ihm flehend in's Lager schickte und diese ihm die demüthigsten Bedingungen und Bitten vortrugen, wenn er von der Stadt abließe, gab er nicht nach. Er wies alle Bitten und Thränen zurück, obschon er die Frauen, nach Ansicht des Volkes, dadurch mit Schmach bedeckte. Auch

verhinderte in der That die Erbitterung des Volkes von Mosul darüber, daß er sich der Stadt bemächtigte.

Ähnliche Züge, bald von Milde oder Härte, kehren in seinem Kampfe gegen die Christen wieder. Der Handel von Alexandrien, den hauptsächlich die Christen führten, hatte durch die drückenden Gesetze des Omarischen Canons gelitten, nach welchem die Christen Abzeichen tragen mußten, nicht auf Pferden reiten und ihre Gottesdienste nur unter mancherlei Druck ausüben durften. Saladin erleichterte diese Bedingungen, hob den Handel und zog die Gewerbe und Künste der Christen in seinen Dienst. Als er mit den Kindern Nureddin's Krieg führte, fürchtete er die Theilnahme der Christen an diesem. Er ehrte diese durch den Glauben, sie nur durch Großmuth zwingen zu können. Er schlug ihnen bequeme Bedingungen zum Frieden vor, machte aber zugleich den Rittern Geschenke, ließ unter die christlichen Truppen Erfrischungen austheilen und schickte ohne Lösegeld die Geißeln zurück. So gewann er Ruhe und Zeit, der Herr Syriens und der Christen ärgster Feind zu werden.

Von dieser Güte erfuhren die tapferen Leute nichts, die mit Raynald von Chatillon einen kühnen Zug durch die Wüste machten, um nach Mekka zu gelangen. Denn viele wurden gefangen, und die ägyptischen Rabi's, die ihre Richter wurden, entschieden sich für die Erwürgung der Einen und Opferung der Andern am Tage des Bairam. Den Raynald von Chatillon gelobte Saladin mit eigener Hand zu ermorden, wenn er in seine Gewalt fiel.

Als nun nach der Schlacht bei Hittin gegen den König von Jerusalem Raynald in der That gefangen war, vergaß der Sultan seine Rache nicht. Als der König von Jerusalem zu trinken erhielt und das Glas hierauf an Raynald reichte, rief Saladin aus: „Ich werde nicht zugeben, daß dieser Mensch in meiner Gegenwart trinke, denn er soll nicht leben.“ Und mit eigener Hand streckte er den Wehrlosen nieder.

Es war ein schrecklicher Kampf, der zuletzt vor Jerusalem gefochten ward. Die Christen fielen durch schlechte Führung und unglückliche Wahl des Schlachtfeldes. Nicht durch Kampf, sondern durch Sonne und Ermattung brachen ihre Schlachtreihen. Man berichtet, Raynald sei der Einzige gewesen, den Saladin von den Gefangenen so schlecht empfangen. Der Einzige war er, den er selbst erschlug. Aber auch die heldenmüthigen Johanniter und Templer, die bis zum letzten Augenblick, so lange sie noch die Waffen halten konnten, ritterlich gekämpft, wurden nach der Schlacht waffen- und wehrlos niedergemetzelt. Nach der einen Nachricht habe Saladin die Gefangenen von seinen Reitern (den Ritter für 500 Denare) gekauft, um sie zu tödten; nach einer andern hätten Türken sie dem Sultan abgekauft, um selbst in brutaler Lust sie tödten zu können. So hat denn Nathan allerdings Recht, es ein Wunder zu nennen, „daß Sultan Saladin einem Tempelherrn das Leben ließ“.

Um so weniger hatte Lessing Recht, als er zur Vertheidigung gegen den Vorwurf, als ob in seinem Schauspiel das Christenthum gegen den Juden und Muselman so weit zurückstehe, sagte: „daß der Nachtheil, welchen geoffenbarte Religionen dem menschlichen Geschlechte bringen, zu keiner Zeit einem vernünftigen Manne müsse auffallender gewesen sein, als zu den Zeiten der Kreuzzüge, und daß es an Winken bei den Geschichtschreibern nicht fehlt, ein solch vernünftiger Mann habe sich nun eben in einem Sultane gefunden.“ Es ist hier weder Absicht noch Ort, von der bei Lessing fast unbegreiflichen Phrase zu handeln, daß „geoffenbarte Religionen dem menschlichen Geschlechte Nachtheil bringen“, da es selbst auf dem Standpunkt des Islam nur eine sogenannte „geoffenbarte Religion“ geben konnte, eine Religion ohne Offenbarung nur Menschendienst und Heidenthum im schlechten Sinne des Wortes sein muß, und der ganze logische und historische Irrthum offen genug da liegt, nach welchem die

Lehre Christi, der offenbarte, „ich bin die Wahrheit, der Weg und das Leben“, ohne Vortheil auf die Menschen gewirkt haben sollte.

Es ist eitel Blindheit, nicht zu sehen, daß trotz aller Kämpfe und Widersprüche im Mittelalter und den Kreuzzügen die Macht des christlichen Geistes überall sich bewährt hat. — „Es fehlt,“ sagt Lessing, „an Winken bei den Geschichtschreibern nicht, ein solch vernünftiger Mann habe sich nur in einem Sultan gefunden.“ Lessing spricht nur von Saladin hier. „Es hat allerdings Sultane gegeben, welche durch die vorhandenen Religionen genirt wurden. Hakem Biamrillah, der Sultan von Aegypten, ließ sich als die Incarnation der Gottheit anbeten. Der Mongolenchan Argun dachte daran, mit Hülfe seines jüdischen Bezieres eine neue Religion zu befehlen. Schah Nadir, der persische Tyrann, beschloß, seine selbstgemachte Religion der Welt zu proclamiren. Es waren Sultane, denen die „geoffenbarten Religionen“ nicht gefielen. Ob ihre Personen dem Philosophen gefallen würden und „ohne Nachtheil für die Menschheit geblieben wären“, ob eine Sultansreligion, auch wenn es ein Nadir nicht ist, der sie befiehlt, überhaupt lieblich wirke, bedarf keiner Entwicklung. Aber von Saladin ist die Rede. Wo aber sind „die Winke“ bei den Geschichtschreibern? Es wird schwer werden, hier nachzukommen, da Marin, Lessing's Quelle, davon schweigt, und Gibbon, der historischen Wahrheit gemäß, in Saladin nichts weniger als einen toleranten Sultan entdeckt hat.

In der That war Saladin durchaus nicht indifferent, sondern ein eifriger Muselman, den der Islam neben Muredin wie einen Heiligen verehrt. Er hielt die Fasten- und Gebetszeiten. Der Koran verließ ihn auch nicht in der Schlacht. Bis an den Tod beklagt er, nicht Zeit gehabt zu haben, nach Mekka zu pilgern. Er gehörte zur Secte der Schafei. Es ist dies eine rechtgläubige sunnitische Partei, die seit dem Ende

des siebenten Jahrhunderts bestand. Ihre Ausbreitung war eine seiner Hauptaufgaben schon als Bezier in Aegypten, denn die bisherigen Herrscher waren Feinde der Sunniten. Nur wenn er dieser Secte angehörte, konnte er Aegyptens sicher sein. Er stiftete Schulen, in denen man nur die Lehre der Schafei treiben durfte. Ihr Hauptsatz war darauf gerichtet, daß man bei dem Koran und der Tradition stehen bleiben solle. Wer andere speculative Wissenschaft treibe, verdiene an einen Pfahl gebunden zu werden. Saladin hat dies auch ausgeführt. Ein Philosoph wurde auf seinen Befehl mit Ruthen gestrichen und erwürgt. Die Poeten verachtete er und ließ sie laufen. Aber jede andere Wissenschaft war ihm verhaßt. Mit Lessing hätte sich Saladin jedenfalls nicht befreundet. Es darf uns keine Freude machen, an Saladin, wie er auch gegen die Christen gesinnt war, blos die dunklen Seiten hervorzufehren. Man giebt ihn nur der historischen Wahrheit zurück, wenn man ihn von dem sentimentalen Flitter befreit, den ihm einseitige Kenntniß und Tendenz angehangen hat.

Saladin war nach moslemischem Stile ein tüchtiger Mann, entschlossen, tapfer und von einer freien Klugheit. Niedere Naturen sind nur mit gemeinen Dingen klug, höhere operiren mit Tugenden. Man kann Saladin gewissermaßen zu ihnen zählen. Doch verdankte er seine Erfolge zumeist der Zerrissenheit und Unbesonnenheit seiner Gegner, sowol unter Syrern als Christen. Den letztern würde kein Moslem im Orient widerstanden haben, wären sie von einem besonnenen Feldherrn, wie Gottfried von Bouillon, geführt worden. Aber die Kreuzfahrer übertrugen ihre Spaltungen aus Europa nach Asien. Die größte Kraft des altgermanischen Lebens lag in der Bravour und noblen Freiheit des Einzelnen. Damit war aber auch die Lust zur Vereinzelung und das Geltendmachen von Privatinteressen dicht verbunden. Die Ausbildung persönlicher Ritterlichkeit verdunkelte den Blick auf ferner liegende Bedingungen.

Auch im Kampfe waren sie mehr Helden als Feldherren. Im Orient konnte die persönliche Kraft nicht den Schaden der Zersplitterung aufheben, denn in den moslemischen Staaten kamen ihnen zwar unritterliche Haufen, aber von einem Willen, von einem Geiste geführt, entgegen. Wenn man außerdem die Wildheit und Leidenschaft einer abenteuerlichen Zeit, die Lockungen eines romantisch lüsternden Lebens, die Sitte eines dauernden Waffenlagers in die Betrachtung zieht, so darf man erstaunen, daß die christlichen Ritter so lange das heilige Land behauptet haben. Die Kreuzzüge offenbarten eben die Größe, aber auch den Mangel bloßer persönlicher Kraft. Auch Saladin's Erfolge gegen die Christen gelangen nur durch ihre Zerrissenheit und wahrhafte Verblendung über den Schaden derselben für jeden Einzelnen. Gerade er concentrirte eine geschlossene Macht um seinen Thron, während unter den Kreuzfahrern jede vereinigende und imponirende Persönlichkeit fehlte, bis Richard von England kam. Da war aber Jerusalem schon erobert. Saladin trat Heldenmuth, aber kein Regent, kein Staatsmann entgegen. Führer, wie Gottfried von Bouillon, Baldwin I., Tankred, lernte er nicht kennen. Guido von Lusignan war tapfer, aber ohne Umsicht. Und doch war der Sieg von Tiberias und der Fall von Jerusalem nur die Folge der glücklichen Benutzung von Zwietracht und Unsicherheit, wenn es auch nicht historisch festzustellen ist, daß der Sultan, wie man sagte, mit dem christlichen Grafen von Tripolis einen in Blut zugetrunkenen Bund gegen die Christen selbst geschlossen hätte.

Saladin erfuhr mehr als einmal und nicht erst durch Richard Löwenherz die persönliche Gewalt ritterlicher Tapferkeit. Wie dunkle Schatten auch über dem christlichen Leben in Palästina liegen, mit den Thaten der Ordensritter läßt sich im Islam wenig vergleichen. Bei Ramla (1178) waren es nicht mehr als 370 Geharnischte, die den glänzenden Sieg über Saladin davontrugen, der allein über 26,000 leichte Reiter gebot, die Schwer-

bewaffneten nicht hinzugerechnet. Die Niederlage war vollständig. Trotz der Aufopferung seiner Leibwache rettete der Sultan kaum das Leben. In der Schlacht auf der Ebene von Belveir (1182) schlugen 700 Reiter den Sultan aufs Haupt, der über 20,000 Reiter commandirte. Es ist wahr, daß oft einzelne Ritter mit ganzen Haufen gestritten haben. Wenn sie nicht siegten, so starben sie doch unüberwunden. Jacob von Maille dünkte selbst den Sarazenen, denen er nach dem Fall seiner Brüder allein widerstand, bis er erschöpft zusammensank, wie ein Engel vom Himmel. Der Großmeister Eudes von St. Amand erwiederte Saladin, als er gefangen war und dieser ihn auswechseln wollte: „Ich will nicht durch mein Beispiel die Feigheit meiner Brüder begünstigen, die sich, in der Hoffnung, losgekauft zu werden, gefangen nehmen lassen möchten. Ein Tempelherr muß siegen oder sterben. Für seine Auslösung giebt es nichts, als Doldh und Gürtel.“

Es zeichnet Saladin vor allen andern orientalischen Fürsten aus, für große persönliche Bravour einen sympathischen Sinn gehabt zu haben. Auch in dem langen Kampfe zwischen den Arabern und Christen in Spanien hat sich ein tieferes und nachahmendes Verständniß christlicher Ritterlichkeit geltend gemacht. Die türkischen Völker Asiens waren wenig dazu gebildet. Die Dynastien und Stämme, welche gegen die Christen kämpften, wechselten zu oft. Saladin allein hatte Gabe und Sinn für Ritterthum und dessen persönliche Tugend. Er war klug genug, die gewaltige Kraft und Gewandtheit der Ritter zu schätzen, auch einsichtig genug, um die Vergeudung solcher Kräfte, bei allem Mangel an geistiger Concentration, zu durchschauen. Den Ritter vom grünen Wappen, der bei der Belagerung von Tyrus allein ganze Trupps von Sarazenen zurückwarf und durch Riesenkraft weithin gefürchtet war, lud er gegen Geleitsbrief in sein Lager ein, machte ihm Geschenke und suchte ihn zu bewegen, in seinen Dienst zu treten. Der Ritter

schlug die Ehre aus. Die Blüthe der Kreuzfahrer waren die Ordensritter. Ihre Tapferkeit war am meisten gefürchtet und bewundert. Es steht fest, daß nur im ersten Theile von Lessing's Nathan der Tempelherr seinen Namen verdient. Trotz der Unwürdigen, die es auch unter ihnen gab, hat der Tempelerorden seinen Beruf und Ruf in hundert Schlachten und Leiden nicht verleugnet. Die Sage ist lehrreich, nach welcher Saladin verlangt hätte, ein Ritter des Ordens zu werden. Sie bezeugt die Ehre, die der Orden genoß und das Verständniß für Ritterthum, welches man Saladin zutraute. Von dem gefangenen Ritter Hugo von Tiberias soll der Sultan die Aufnahme verlangt haben. Der Ritter aber habe ihn anfangs die Pflichten und Ceremonien des Ordens nicht lehren wollen. Warum? fragt der Sultan. „Weil Sie leer sind“ (*vous estes vis*), antwortete er. Wovon? „Von dem Christenthum und der Taufe,“ spricht der Ritter. Saladin besteht auf seiner Bitte. Hugo geht endlich darauf ein und sagt: „Sire, wenn Sie ein Christ wären, würde der Orden Ihnen nicht übel stehen.“ Darauf Saladin: „*Ce ne puet mie ore estre,*“ „das kann jetzt nicht geschehen.“

Damit war ein Vertrauen ausgedrückt, welches Saladin der Ritterschaft würdig zeigte, obschon er der furchtbarste Feind war, den die Kreuzfahrer kennen gelernt hatten. Es begründete sich dies aber nicht sowol auf seiner Kriegstüchtigkeit oder seinem persönlichen Muth. Es war eine besondere Eigenschaft, auf welche die ritterliche Zeit in Leben und Dichtung einen großen Nachdruck legte, — nämlich milde. Man verstand unter ihr eine großherzige Freigebigkeit, die aus der Fülle gab, von der Pracht und Geschenke ausflossen wie Licht aus der Sonne. Ein König, ein Fürst, ein Herr darf kein Knauer sein. Es gehört zur adligen Gesinnung, zu geben den Sängern, den Vasallen, den Freunden, Allen. Wie der Brunnen quillt, wie die Sonne

scheint, giebt der König und ritterliche Herr. In den Nibelungen heißt es: „die hêrren wâren milte von arte hôh geborn.“ Man sah „hôher hêrren were mit grôzer milte offenbar“, heißt es anderswo. Saladin war sehr freigebig, aus Klugheit und aus Neigung. Er konnte es auch sein. Wie reich flossen seine Mittel im Verhältniß zu den christlichen Fürsten, die im Morgenland dauernd mit Geldnoth kämpften! Auch gehört Pracht und Verschwendung zum orientalischen Sultanat. Saladin gewann Freund und Feind durch seine Fülle von Geschenken. Er war in seiner Jugend locker gewesen. Der frühere Leichtsinm ward nun zur königlichen Freigebigkeit; so erschien sie als „reichen Muthes Schein“ den christlichen Zeitgenossen. Wilhelm von Tyrus, der Erzbischof, sagte von ihm: „Er war ein Mann scharfen Geistes, rüstig in Waffen und über das Maß freigebig“ (supra modum liberalis). Walthar von der Vogelweide dichtet: „dir ist nicht kunt, wie man mit gâbe erwirbet pris und êre. denk an den milten Salatin.“ Er wird darum auch in dem altfranzösischen Gedicht ein „loyaus Sarrazêns“, ein nobler Sarazener, genannt. Man war sehr geneigt, diese ritterliche Tugend nur christlichen Einflüssen zuzuschreiben. In der That kannte Saladin schon in Alexandrien christliches Wesen genau. Die Sage geht noch weiter; sie läßt ihn von einer Christenfrau geboren oder getauft sein. Die Nachricht von seiner Reise in Europa ist in den Romanen des Mittelalters sehr verbreitet, sowol in Spanien, wo sie der Infant Juan Manuel im Graf Lucanor berichtet, wie in den italienischen Novellen, aus denen sie auch Boccaccio entlehnt hat. Eine alte französische Familie Anglure rühmt sich, ihr Schloß Jour in Burgund von der Freigebigkeit des Sultans erbaut zu haben. Diese Tugend überlebte ihn. Saladin starb im Jahre 1193, 56 Jahre alt, im 18. Jahre seines Sultans. Er hinterließ seinen 15 oder 17 Kindern ein großes Reich, aber nur 44

Drachmen im Schatz. Aber was er nicht hinterließ, hat seinen Namen länger bewahrt, als was er vererbte. Seine Dynastie war nach wenig mehr als einem halben Jahrhundert beinahe ganz verschwunden. Seine Freigebigkeit pries Orient und Occident. Dante stellte ihn einsam wandelnd dar im Raum der tugendhaften Heiden. Nicht durch seine Erben, durch seine Feinde kennt ihn die Weltgeschichte. Den der Islam fast vergessen, hat die deutsche Poesie in Erinnerung gebracht.

Dem Sultan Saladin wird von Lessing's Nathan die Parabel von den „Drei Ringen“ vorgetragen. Lessing schöpfte sie aus dem Boccaccio. Es ist schon bemerkt worden, daß er sie nicht so ließ, wie er sie fand, sondern für die Tendenz seiner Dichtung einrichtete. Es war ihm schwerlich bekannt, daß die Fabel den Juden geläufig war. In einer Schrift (Schebet Jehuda) des 15. Jahrhunderts, in welcher sich die Juden in Spanien gegen Anklagen der Regierung und des Clerus vertheidigen, wird von einer Audienz berichtet, die ein Jude (Ephraim) in Gegenwart eines geistlichen Herrn beim Könige hat. Dort trägt er, um sein Volk gegen Verfolgung zu schützen, ein Gleichniß vor. „Ein Vater giebt seinen zwei Söhnen bei der Abreise zwei Steine. Es entsteht unter ihnen über die Echtheit ein Streit, der bis zu Thätlichkeiten ausartet. Der Freund, den sie fragen, ermahnt sie, zu warten, bis der Vater wiederkommt. Diese beiden Brüder seien (Juden und Christen) Jacob und Esau.“ Wie bei Lessing ist der christliche König so betroffen, daß er den Irrthum des Gleichnisses nicht fühlt. Es kann kein Jude sagen, so wenig wie Saladin dies vom Islam konnte, daß Jacob nicht den rechten Segen erhielt. Aber den Juden stand es an, in ihrer Noth, an ein solches Bild zu appelliren. Der christliche König brauchte in Esau, dem Gegensatz Jacobs, die Lehre Jesu nicht zu finden, wie der christliche Dichter (zwar auch ein Ephraim) nicht nöthig

hatte, den Sarazenen und Juden in Abwesenheit eines christlichen Anwalts über das Evangelium richten zu lassen.

Die Parabel bei Lessing ist am echtesten in den „Thaten der Römer“ (Gesta Romanorum) enthalten. Dort beweist sich der echte Ring durch die Kraft, Krankheit und Leiden zu heilen.





Antiochia.

I.

Von Baalbets Trümmern steigen wir heut nicht zu den Felsen des Libanon auf. Wir folgen einem Quell, der nicht weit von ihnen unter schattigen Sycomoren crystalhell entspringt und mit jugendlicher Kraft wachsend und eilig durch hochgrasige Ufer und blühende Felder nach Norden strömt. Nach Norden in umgewandter Richtung, wie dies der Jordan thut, der vom Libanon herab nach Süden sich wendet. Der Drontes ist ganz ein Gegenfüßler des Jordan; nicht durch die Richtung seiner Wasser allein, auch durch seine Geschichte. Der Jordan ist ein Scheidestrom zwischen den geschichtlichen Hemisphären menschlichen und göttlichen Geistes. An seinen Ufern glänzten niemals große Residenzen mit Palästen und goldenen Tempeln; aber seine Wellen berührten den Fuß der frommen Träger, als sie die Lade mit der Wahrheit des einen schöpferischen Gottes hindurch trugen. Sein Spiegel zeigte das Bild des leidenden Königs, aus dessen Geheimniß, wie aus den Blumenkelchen des Frühlings, Licht und Trost in unvergänglichem Wohlgeruch sich ausgießt. Wie das Blut durch

das Herz des Propheten, so strömt der Jordan durch die Geschichte eines auf die absolute Wahrheit gewiesenen Volkes. Heil und Gericht einer über die Erscheinung und Endlichkeit der Natur thronenden Offenbarung sprechen in dem Lande, das an seinen Ufern sich bereitet. Böllig ist er ein Gegenstrom des Drontes, einst ein Strom des Naturdienstes. Wie die volle Ader durch die entzündende Raserei eines berauschten Priesters Elagabals, so rinnt er durch das alte Syrien hindurch. In seine Wellen sahen glänzende Tempel, reizende Haine, gethürmte Königsburgen hinab. An seinen Ufern rauschten die Chöre der Festzüge; in seinen Thälern brüllten die Elephanten der Kriegsheere. Die Geschichte Syriens begiebt sich an ihm, unrauscht von Pracht und Kunst, Taumel und Leidenschaft — ein voller Contrast des ewigen Wortes: „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir!“

Der Drontes strömt bei Riblah vorüber, einst eine traurig berufene Stadt. Den letzten König Israels, den unglücklichen, aber zweideutigen Zedekias, fing dort Nebukadnezar und ließ seine Kinder vor seinen Augen blenden. In seinem weiteren Laufe nach Norden strömen die beiden Hauptarme in den schönen See von Bedes, an dessen Ufern die Trümmer einer großen, herrlichen Stadt liegen. Es ist Emesa, heute Hims genannt. Die ehemals fruchtbare Gegend ist verödet. Wo reiche Städte lagen, ist alles in Zerstörung. Wo alte Bildung und Literatur eingedrungen war, begegnet der Reisende Araberhirten, die ein Bündhölzchen für eine Zauberei halten. Emesa gehörte zu den berühmten Sonnenstädten Syriens. Hier wurde der El Gabal (der Helio Gabal) verehrt; hier war der junge Vassianus Priester, als er von den Legionen zum Kaiser ausgerufen ward. Es sind weniger Trümmer übrig als von Baalbet und Palmyra, aber eine merkwürdige Tradition zeugt von der Bedeutsamkeit des Orts im alten Volke. Die arabischen Geschichtschreiber erzählen, die Stadt (noch die heutige) besäße

einen Talisman, welcher sie vor Scorpionen und anderen giftigen Thieren befreite. Wenn man Staub von Hims anderswo hinbringe, so werden diese Thiere getödtet, und ein Pflaster von solcher Erde zubereitet heile jede Wunde, welche der Scorpionenstich verursacht habe. Abulfeda berichtet, daß ein im Drontes-Wasser gewaschenes Kleid seinen Träger vor Schlangen und Scorpionen bewahre, aber es verliere die Kraft, sobald es in anderes Wasser komme. Ein anderer Araber (Edrifi) erzählt, man fände unter einer Kuppel einen Reiter von Bronze. An den Wänden der Kuppel sei ein Scorpion abgebildet. Ein Thonabdruck dieses Scorpions heile jeden Scorpionenstich. Es erinnert dies an die großartige Stelle im 4. Buche Moses, wo Moses eine kupferne Schlange macht und alle Israeliten, die sie ansehen, vom Schlangengstich geheilt werden.

Aber die Tradition hat einen uralten symbolischen Sinn. Zwischen der guten Gottheit und der Schlange ist ein Kampf wie zwischen Leben und Tod. Die Sonnengötter, wie Zeus, Apollo, Herakles, sind immer Feinde der Schlangen. Daher, wo jene verehrt werden, dürfen diese nicht leben. Wo die Sonne und ihr Bild herrschen, kann Niemand sterben, d. h. kann keine Schlange hinkommen. In Delos, wo Apollo geboren war, durfte Niemand begraben werden. Auch in Sardinien, wo Aesculap verehrt ward (Esmun), gab es keine Schlange. In Creta, der Insel, die Zeus als ihren Hauptgott anrief, lebte kein schädliches Thier. In Apollo's Hain in Claros gab es keine Schlange. Nach Astypalaea auf der Insel Cos, wo der Heilgott verehrt ward, können Schlangen nicht gelangen. Auch die Juden hatten ähnliche Sagen. In Jerusalem gab es nach ihren Berichten (in der Mischna) keine Schlangen. In der Stadt könne Niemand sterben. Naiver wird dieselbe Legende vom Sinaikloster berichtet. Im 15. und 16. Jahrhundert erzählten Reisende, daß die heilige Jungfrau Schlangen, Kröten

und giftige Würmer da nicht zulasse. In neuerer Zeit wurde ihr Schutz auf Mücken, Wespen und anderes Ungeziefer beschränkt. Der alte Schutz der Sonnengötter hat vielleicht vor Nattern, die einen oder den andern Menschen tödten, bewahrt, aber vor dem Islam bewahrte er sie nicht, der Städte und Lande verwüstet und Tausende getödtet hat.

In Hamah, wohin uns nach Durchschneidung einer weiten Ebene der Orontes führt, halten wir uns nicht lange auf. Die Stadt war der Mittelpunkt eines Fürstenthums schon zu Davids Zeit, dem ihr König Thoi Glückwünsche sandte. Sie war in der Zeit nach Alexander dem Großen bedeutend genug, um vom Könige Antiochus Epiphanes den Namen Epiphania zu erhalten. In der Araberzeit machten sie ein Slave und ein Fürst berühmt, beides Schriftsteller. (Jacut und Abulfeda, der 1331 starb.) Einem französischen Reisenden wurde im 15. Jahrhundert gesagt, der Fluß bei Hamah käme aus dem Paradiese. Offenbar hielt man den Orontes für einen der Paradieses-Flüsse (die Gegend an den Quellen des Orontes trug den Namen „Paradisus“). So viel ist gewiß, daß das heutige Hamah Reichthum an Naturerzeugnissen, aber sonst wenig paradiesische Zustände zeigt.

Interessanter, aber noch öder und unbekannter sind die Trümmer von Apamea. In den Trümmern findet sich eine Hauptstraße, die das Nord- und Südthor verbindet. Sie hat 123 Fuß Breite und ist rechts und links mit schönen korinthischen Säulen geschmückt, jede 30 Fuß hoch, und etwa $6\frac{1}{2}$ Fuß von einander entfernt. Eine Colonnade von etwa 1800 Säulen. Hinter den Säulen war bis zu den Häusern ein Raum von 24 Fuß. Es bedürfte einer ganzen Abhandlung, um die Trümmer genau zu beschreiben. Leider fehlt noch eine genaue Schilderung. Es ist zu schwer und unsicher gewesen, bis dahin zu gelangen. Der Islam hat Trümmer gemacht und sie dann verborgen. Es muß eine Prachtstadt gewesen sein, mit Sonnentempeln, wie

die Säulen ankünden, die zumeist auf Sonnendienst weisen. In der That war sie eine wichtige Stadt der syrischen Könige. Diese hatten hier Elephanten, (Seleukus hatte 500 dort), Stutereien (über 30,000 Pferde), Kriegs- und Reiter Schulen und Kriegsklassen. Münzen von Apamea haben Elephanten als ihr Gepräge.

Indem wir weiter nach Norden rücken, tritt die Spitze des Casius, heute Dschebel Akra, mächtig hervor. Wir besteigen ihn nicht, um zu untersuchen, ob es wahr sei, daß man oben zu gleicher Zeit „Tag und Nacht“ sehen könne. An und für sich hat dies bei hohen und freigelegenen Berggipfeln gar nichts Auffallendes. Man sieht nach Osten den neuen Tag leise heraufkommen und den Himmel färben, während nach Westen noch Alles in wolkigem Schlummer ruht. Der Berg war in alter Zeit von Mythen umflossen. Er war dem höchsten Gott, Zeus Baal, als Gott der Höhen gewidmet; daher sein Name Casius. (Das alte Wort Kez entspricht völlig dem neueren Namen Akra, das nicht arabisch, sondern griechisch ist.) Die Höhen und Vorgebirge wurden zumal dem Zeus gewidmet, an dessen Stelle im späteren Volksglauben S. Georg vielfach getreten ist. Der alte Naturforscher Plinius berichtet, daß auf ihm, wenn die Heuschrecken Noth über die Völker brachten, um Abwehr gebetet ward; in Erhörung der Gebete hätten dann die seleucidischen Vögel die Heuschrecken vertilgt. — An seinem Nordfuß, da wo der Drontes seinen nördlichen Lauf gegen Westen wendet, liegt das Ziel unserer Reise: Antiochia.

Ein griechischer König hat die Weltstadt gegründet.

Die glücklichsten Nachfolger Alexanders des Großen waren Seleukus und Ptolemaeus. In Syrien und Aegypten zerfiel das Erbe des Eroberers. Als Antigonus und Demetrius fielen, war Seleukus Herr von Asien vom Indus bis an's Mittelländische Meer. Alexander hatte als Hauptstadt Babylon

gewählt; denn sein Auge erblickte hier schon Indien und China, das er noch nicht bezwungen. Seleukus gründete, wie Antigonus vor ihm, seine Residenz am Meere. Nicht über Alexanders Grenzen wollte er hinaus, und alle Griechen zieht es zum Meere. Poseidon war überall ihr freundlicher Gott. Nicht fern vom Meere, wie in Athen, suchten sie Mittelpunkte der Macht und des Genusses.

Antiochia, nach Seleukus Vater so benannt, war köstlich gelegen. Der wasserreiche Strom verband die Stadt mit dem nah gelegenen Meere. Das Klima war lieblich, der Boden fruchtbar. Die Vorhöhen des Castus, an die Antiochia angelehnt war, sandten herrliche Wasser herab, jedem Hause einen Brunnen spendend. Warme Quellen sprudelten; paradiesische Gärten wie zu Damaskus umzogen sie. Die östliche Ebene war mit Straßen bis zum Euphrat durchzogen. Zufuhr brachten die Flotten vom Meere. So lag es zwischen Babylon und Alexandrien mitten inne. Nur eines Königsthrons als Magneten bedurfte es, um Genuß und Fülle von Land und Meer anzuziehen. Bald gab es in Asien keine Stadt, die mit ihr zu vergleichen war. Antiochia war wie ein königlicher Springbrunnen an Lebenslust und Leidenschaft. Es fehlte diesem gewaltigen Bassin nicht an künstlerischem Schmuck, denn Griechen hatten sie angelegt. Säulenhallen, Tempel, Aquäducte, Bäder erhoben sich. Nach wenigen Geschlechtern war sie eine Stadt über alle anderen Königssitze.

Die Einwohner zählten nach Hunderttausenden. Antiochien glich nicht Babylon, nicht Alexandrien. Es war mehr als jene die Hauptstadt des genießenden, berauschten, aber auch singenden und blumengeschmückten Bacchus selber.

Es ist der griechische Geist, der mit Alexander die alte Welt eroberte. Freilich nicht spartanische Rauheit, aber atheniensische Bildung und Empfänglichkeit hatten den Triumph davongetragen. Bei dieser Eroberung trat Alexander in entschiedene

Mischung mit Sitte und Bildung der Völker, die er unterwarf. Das Uebergewicht Aegyptens über die anderen, nicht griechischen Völker machte sich hierbei offenbar. Trotz aller sittlichen Verkommenheit, war doch das ägyptische Alterthum noch mächtig genug, um die Ptolemäer zu einem großartigen Wettstreit in Literatur und Kunst aufzumuntern. Als die Griechen unter Alexander Syrien eroberten, fanden sie geistige Erinnerungen, wie sie Aegypten enthielt, nicht vor, dagegen eine üppig entwickelte Lebensgewohnheit, die sich in eben so sinnlichen Culten widerspiegelte. Zu einem geistigen Wettstreit wurden sie daher nicht aufgefordert. Aber mit ihrem geläuterten Kunstsinne und mit ihrer unermüdlischen Productionslust verfeinerten sie den Genuß, welchen Reichthum und ein freier Verkehr von Land und See erleichterten. Die syrischen Könige, obschon Griechen, nahmen die ganze Gewalt orientalischer Herrscher in Anspruch. Nur floß all der Ueberfluß an Tribut und Steuern, der sonst nach Susa an den Perser gezahlt ward, jetzt von Osten zum Meere, nach Antiochien. Die Stadt wurde so der Nerv, der Mittelpunkt, der tonangebende Inhalt des ganzen Reiches, wie es der Herrscher selbst war. Antiochien war der Spiegel des ganzen Reiches, wie Alexandrien der des ptolemäischen Aegyptens; aber Antiochien hatte keine Aufgabe gelöst, wie jenes. Das ganze syrisch-griechische Reich war ein Meer von Luxus und Prachtliebe. Sucht man nach einem Verufe, den es erfüllt, ist es der Contrast, den es zum Geiste seiner Nachbarlehre darstellt — eben wie der Drontes, der in umgekehrter Richtung vom Jordan fließt. — Ganz wie ein Triumphwagen des Bacchus, auf welchem der Gott im Taumel und unter Liedern einherzieht — entgegen der Lade, vor der David einfältiglich tanzt. Auch dieser syrische Rausch zeugt von einem Suchen des unbekanntes Gottes, nur in verkehrter Art. Der Rausch des Luxus und Vergnügens übertäubte das Gewissen und das Gefühl der Sünde. Die Bedeutung biblischen und christlichen Lebens für die Völker

zeigt sich nirgends deutlicher als im Staat und in der Herrschaft. Die Macht der orientalischen Despoten hat wirklich etwas Be-
 rauschendes, denn sie ist durch kein heiliges Wort gebändigt und
 gezügelt. Sie flößt das schreckliche Gefühl ein, in weiten Ge-
 bieten und in der Fülle von Herrlichkeit thun zu können, was
 man will. Nichts, was sie ihrer Gottheit zuschreiben, scheint
 in der That bei ihnen zu fehlen. Die Willkür ist eben ein
 Kaufsch, in welchem das Gefühl für Sünde und Schuld ver-
 loren geht. Seleucus allerdings, der Antiochien gründete, 300
 v. Chr., war ein Held, stark an Gliedern und Geist, mehr als
 alle seine Nachkommen. Aber der Gräuel der alten Zeit kann
 sich nicht besser offenbaren, als daß Seleucus, da sein Sohn
 Antiochus des Vaters junge Gemahlin liebte und vor Begier
 erkrankte, er gern eingewilligt, sich von seiner Gattin zu scheiden,
 um diese seinem Sohne zu überlassen.

Die alten Dichter erzählen viel vom Fluch des goldenen
 Halsbandes im Hause des Alkmaion. Er hatte seine
 Mutter erschlagen, floh nach Psophis und heirathete dort die
 Arfinoë; aber er kann nicht bleiben; die Erinnyen treiben
 ihn fort. Er kommt zum Strom Acheloos, der ihn reinigt
 und dessen Tochter Kalirrhöe er heirathet. Diese will den
 Schatz, Arfinoë giebt ihn heraus, aber ihre Brüder erschlagen
 den Alkmaion. Kalirrhöe's Söhne rächen den Vater und
 erschlagen die Arfinoë. Diese gräuliche Mythe weicht hinter
 dem zurück, was an dem Hofe der syrischen Könige geschah.
 Antiochus II. hatte seine Schwester (Stieffchwester) zur Frau
 und liebte sie; aber er schloß einen Frieden mit Ptolemaeus
 Philadelphos, und eine Bedingung desselben war, seine Gattin
 zu verstoßen und die ägyptische Prinzessin Berenice zu heirathen.
 Dies geschah zwar, aber als Ptolemäus nach zwei Jahren starb,
 benutzte dies Antiochus, um Berenice, dessen Tochter, zu ver-
 stoßen und sich mit Laodike, der ehemaligen Gattin, wieder zu
 vereinigen. Diese aber, noch erbittert wegen der früheren Ver-

stößung, vergiftet den Antiochus, der sie zurückgerufen hatte. Berenice ward, ehe noch ihr Bruder und ihre Freunde zur Rettung herbeikommen konnten, erschlagen, und diese tödten aus Rache die Laodike und verwüsten das Land. Ja, es war schlimmer als in der mythischen Dichtung Alkmäons. Der Drontes sühnte die Mörder nicht. Die Leidenschaft floß wie ein glühendes Meer, und es war Niemand wie Lot unter ihnen, um auch nur die Warnung eines sittlichen Geistes zu hören. Man fragt nach den Einflüssen der griechischen Bildung und Cultur! Aber sie waren gerade ausreichend, um der Lust und der wilden Schwelgerei Schönheit und Geschmack zu verleihen. „Schon längst, sagt ein römischer Dichter, ist die syrische Flut des Drontes in den Tiber geflossen und brachte mit sich Sprache und Sitten, Musik mit Flöten, Harfen, Pauken und Dirnen, die am Circus feil stehen.“ Es ist eine lehrreiche Sage, welche in Antiochien erzählt ward, daß zwischen dem Flußgott Drontes und dem Bacchus Dionysos ein Kampf stattgefunden hätte. Dionysos blieb Sieger. Dieser Gott ist das Idol des Griechenthums in Asien. Ihm folgte in etwas mehr idealer Weise Alexander nach, als er Asien eroberte. Er war der Inbegriff der schönen Sinnlichkeit, der beraushenden Cultur, des sogenannten gebildeten, genußreichen Lebens. In ihm floß alle andere Gottheit zusammen; ihm ahmten die Könige nach. Eine Statue des Bacchus ist noch das einzig erkennbare Kunstwerk, welches man in Apamea fand. Er ist der Gott des griechischen Reiches in Asien, dessen Hauptort und Lusttempel Antiochien war. Zumal von Alexanders Zeit an war es bei den griechischen Königen Gebrauch, sich selbst als Abbilder der Götter darzustellen. Jenen Antiochus II., der Gemahl der Laodike, der seine Tage in Schwelgerei und Rausch verbrachte, nennen die Milesier „Gott“. Er war eben so gut ein Gott, wie Antiochus III., „der Große“. Der Beiname, den Antiochus IV. annahm, Epiphanes, erklärt sich daraus, Epiphanes bedeutet „der sichtbar gewor-

dene“, nämlich als Gott. Von Demetrius Phalereus wird gesagt, er habe seinen Bruder „Epiphania“ feiern wollen, als wäre er ein Gott gewesen. Antiochus IV. nennt sich auf Münzen „Antiochus König, sichtbar gewordener (Epiphanes) Dionysos“. Die Samaritaner schreiben an ihn: „Dem Antiochus, dem sichtbar gewordenen Gott.“ Antiochus IV. war seit Seleukus der merkwürdigste syrische Fürst. Während Seleukus und Antiochus III. dem Alexander zu gleichen strebten, wollte er den Bacchus Dionysos lebendig darstellen. Er wollte nicht bloß Gott heißen, sondern sein. Er nahm seine Gottheit wie ein gewissenhafter Schauspieler ernst. Daraus erklären sich die Thorheiten, die man ihm zuschreibt. Er ist in seiner Rolle so wenig verstanden worden, wie Hakem Biammerillah und Elagabal. Er war nicht unglücklich im Kriege, begabt und kenntnißreich, aber überall geberdete er sich wie Dionysos. Er erschien plötzlich, wo ihn Niemand erwartete, in Schenken und bei Gelagen niederer Leute und trank mit ihnen; er liebte es, in der Volksmenge oder in den Werkstätten der Künstler zu sein und sich mit ihnen über ihre Kunst zu unterhalten, überall nur an dem Königsreif um sein Haupt kenntlich. Gab er Trinkgelage, machte er selbst den Wirth; er stellte sich an die Eingänge, führte die Einen ein, wies Andern die Plätze an und stellte die Diener in Ordnung. Was wir etwa „populär“ nennen würden, nannten die Alten gemein und verrückt. Er war eben Dionysos und glaubte daher, Alles thun zu können. Auch Dionysos erschien in allerlei Gestalt. Ihn ehrte jedes Gelage. Daraus erklärt sich auch sein Benehmen: „Bald setzte er sich, bald lagerte er sich auf den Boden, bald legte er einen Bissen nieder, bald schwenkte er einen Becher aus, sprang empor, blieb stehen, umging das Gelage, nahm in aufrechter Stellung das Zutrinken an und scherzte über die Reden, die er hörte.“ Es war das die göttliche Freiheit, die er sich nahm, die ungebunden war von sonstiger Etikette. Er spielte, er über-

raschte, er beschenkte, wie es ihm einfiel, Fremde und Bekannte, Große und Kleine, wie er sich Dionysos dachte. Er war lange in Rom gewesen, ahmte die römischen Sitten nach, ließ sich zum Tribun und Aedilen wählen, setzte sich auf dem Markte auf einen Stuhl und sprach Recht. Er durfte ja als Dionysos Syrer, Römer und Grieche sein. Mit den anderen Göttern lebte er auf gutem Fuß, er weihte Säulen und Tempel dem Zeus und Apollo und war über alle Maßen freigebig und verschwenderisch, wie er es für seine Gotttheit passend hielt. Eine Art Dionysoszug stellte offenbar das große Schauspiel dar, das er einst in Daphne bei Antiochien gab und durch welches er alle anderen Schaufeste übertreffen wollte. Dieser Zug wird uns in vollständiger Beschreibung überliefert. Die Zahl der Truppen, Myser, Cilicier, Thracier, Galater, Macedonier, Fechter (240 Paar) war weit über 50,000 Mann, darunter 1500 völlig gepanzerte Reiter, Mann und Pferd unter einem Panzer. Die Reiter trugen meist purpurne Röcke über der Rüstung, bei vielen mit Goldstoff und eingewebten Thierbildern. Nachdem diese Truppen vorüber gezogen waren, kamen 100 sechsspännige und 40 vierspännige Wagen, dann ein Wagen mit Elephantengespann, denen 36 einzelne Elephanten folgten. „Den übrigen Festzug mit Worten zu schildern,“ sagt der Erzähler, „ist kaum möglich, wir wollen nur das Interessanteste mittheilen.“ 800 junge Leute kamen mit goldenen Kränzen; dann folgten 1000 fette Ochsen und dreihundert Priester, sie zu schlachten. Man trug 800 Elephantenzähne. Die Menge der Bildsäulen war unzählbar; alle Götter und Schutzgöttheiten, die nur irgendwo verehrt werden, alle Halbgötter waren in Bildsäulen vertreten, zum Theil vergoldet oder in goldgewirkten Gewändern, und bei allen diesen Göttern lag die von ihnen erzählte Mythe in köstlichem Einbände dabei. Dann erschienen die Bilder des Tages und der Nacht, der Erde und des Himmels, der Frühe und des Mittags. Tausend Sklaven sandte sein Ge-

heimschreiber, die alle Silber trugen. Sechshundert Diener trugen goldene Gefäße. Zweihundert Frauen gossen aus goldenen Gefäßen köstliche Myrrhensalbe aus. Achtzig Frauen saßen in Sänften mit goldenem, fünfhundert in Sänften mit silbernem Sitz. Dreißig Tage lang dauerten die Gelage, die Fechtspiele, die Jagden. Der Salben und Dele bei den Mahlen war die Fülle. Es wurden immer Tausende gespeist. Den Festzug selbst begleitete Antiochus auf einem gewöhnlichen Pferde, Alles selbst ordnend, er, der Alles gab, in unscheinbarer Art, aber in ihm war ja die Offenbarung des Dionysos.

Diese ungeheure Pracht, auch wenn sie den Festzug eines Gottes, wie er, darstellen sollte, hat doch etwas Wüstes; sie sollte herauschen, wie der Wein, das war ihr Zweck. Sie war eine Purpurdecke über eine furchtbare Leere des innern Lebens. Dionysos in seiner ursprünglichen Bedeutung war doch weit mehr als ein König, der trank und schwelgte. Es war ein Unglück für Antiochus, daß damals das Königthum seine Herrlichkeit nur in einem verzerrenden, kolossalen Schein offenbaren zu können glaubte. Man verstand den Werth der Einfachheit und Stille nicht mehr. Seitdem man Elephanten kennen gelernt, sollte Alles elephantisches-groß erscheinen.

Antiochus verstand seine Gottheit in Trunk und Pracht; aber woher nahm er das immense Geld, das zu Allem nöthig war? Nun, er war ja ein Gott und glaubte daher, die Tempel plündern zu können. Als ein Gott glaubte er dazu ein Recht zu haben, nur wollten das die Geplünderten nicht immer einsehen. Ohne Zweifel richtete diese Neigung seine Augen zuerst auf den Tempel zu Jerusalem.

Das jüdische Land hatte eine schwierige Lage in den dauernden Kämpfen zwischen Aegypten und Syrien. Bald nahm es der Eine, bald war es dem Andern zugethan. Im Ganzen gravitirte es mehr zu Aegypten. Auch das trug bei, Judäa im Angedenken des Antiochus zu halten. Aber auch in

Judäa hatten sich die Einflüsse des griechischen Geistes geltend gemacht. Es gab auch in Jerusalem solche, die Gymnasien, Palästre und Ringschulen nach griechischer Art bauen ließen. Man fing an, sich des Unterschiedes von den Griechen zu schämen; man nahm griechische Namen an; man ließ es sich gefallen, am Bacchusfeste mit Epheutränzen geschmückt umherzuziehen. Wer, heißt es in einem merkwürdigen Bericht, ein Epheublatt in seinen Leib sich einbrennen ließ, erhielt das Recht des niedern Volks, wer in die mysteriösen Orgien sich einweihen ließ, gewann das volle Bürgerrecht der Alexandriner. Antiochus der König wollte ja Dionysos sein. Der Gegensatz, den er im Glauben der Juden fand, konnte ihm nicht verborgen sein. Dem Gott, welchen er auf seinem Festzuge nicht darstellen konnte, wollte er das Volk abtrünnig machen, seinen Tempel nehmen und vor allen Dingen sein Geld plündern. Das Volk suchte er zu verführen. Er reizte es durch die Aussicht, den Athenern gleich zu werden, wenn es sich zum Griechenthum wandte, anderseitig verbot er die Sabbathe und den mosaischen Cultus. Den Tempel ließ er für seine Gottheit einrichten und setzte ein Götterbild auf den Altar. Auch ließ er auf den Altären nur ein Opfer bringen. Alle goldene Gefäße und alles Gold, was im Tempel zu finden war, raubte er.

Aber Antiochus war da einem Geiste begegnet, den er nicht begriff. Seine Gewaltthat rief einen Aufstand hervor, dessen Begeisterung er nicht verstand. Während er den ganzen Orient tyrannisirte und auszog, standen in einem armen Lande Helden auf, die in der Weltgeschichte Erfolg und Bedeutung gewannen. Wunderbare Fügungen zeigen die Geschichten der Völker. Ohne den Einfluß der Ptolemäer in Aegypten wäre das alte Testament nie ins Griechische übersetzt worden. Hätte nicht Antiochus ein Gott für alle Völker sein wollen, dem alle Tempel gehören, wären die Makkabäer nicht aufgestanden.

An diese Erhebung knüpft sich in geheimnißvoller Folge eine andere Bewegung des Geistes, die alle Welt erneuet hat.

Als Antiochus einen andern Tempel, bei welchem sein Vater erschlagen war, im persischen Elam plündern wollte, gelang ihm auch dieser Angriff nicht; er fiel in eine Krankheit. Der den Bacchus sichtbar vorstellen wollte, starb an den Folgen der Trunksucht.

Es war im Jahr 175 v. Chr., da er zur Regierung gekommen war; 164 starb er. Mit seinem Tode fiel das syrische Reich immer mehr in sich zusammen, bis es völlig in die Fänge des römischen Adlers kam.

Antiochien freilich blieb noch die glänzende Hauptstadt der Lust und Ueppigkeit. Da stieg, etwa 210 Jahre nach dem Fall des Antiochus, ein Männerpaar zu ihm herab, der eine schlank und still, der andere klein — mit Feueraug' und Mund; es waren Lehrer einer neuen Begeisterung; sie gossen einen neuen Wein in die Seelen, sie waren die Prediger einer unsterblichen Liebe und wandten den Epheu der Hingebung um die Rosen des Kreuzes. —





Antiochia.

II.

Julian.

Das Wort ist wie die Welle, ob sie im Jordan nach Süden, im Orontes nach Antiochien läuft, der Klang ihres Falles ist derselbe. Spricht uns von Sehnsucht der Freund, wie Harfenton klingt es uns an: Aber was sehnest du, Freund! Der Dichter singt von der Liebe; Nachtigallen scheinen zu schlagen. — Aber was liebt der Poet? Für Daphne, die schöne Nymphe, schwärmte einst in der hellenischen Mythe Apollo, der Hauptumlockte. Hastig eilt er ihr nach, sie aber flieht schnell wie die Tugend. Schon berührt sein Hauch ihr fliegendes Haar, da belehrt ihn das Schicksal. Daphne ist kein Mädchen mehr; in Lorbeer ist sie verwandelt. Nicht der Genuß umschlingt ihn mit üppigen Armen, der reine Lorbeer umkränzt seine Stirn. Apollo bleibt immer, aber sein Ziel ist der Zweig, der aus Stille und Keuschheit entsproßt. Bei Antiochien im reizenden Hain, der Daphne hieß, soll sich das Ereigniß zugetragen haben. Dort steht Apollo's Tempel in köstlicher Stille. Uralte Cypressen dämpfen der Sonne Blut zu erquickendem Schatten, in unermüdlichen Windungen rieseln

Bäche mit sanftem Geplätscher durch köstliches Grün und blumige Beete. Apollo, sagten sie, höre der Vögel Gesang und netze die Stirn mit der Flut. Aber der griechische Weise Apollonius (Phil. Vit. Apoll. 1, 16), als er nach Daphne in Antiochien kam, rief aus: Wo ist hier Dichtung und bildendes Streben? Ach, Apoll, wandle zuerst die Menschen um! Allerdings fand er noch viele, die nach Genuß und Umarmung rasend jagten, aber göttliche Liebe und Dichtung war es nicht, sondern rohe, barbarische Sinnlichkeit. Auch begegnete er keiner fliehenden Tugend. Von Genuß und Liebe hörte er genug in schäumenden Phrasen, aber Leppigkeit und Unsitte war das Ziel. Die Stille des Cypressenhains diente nicht dem köstlichen Schaffen des schönen Geistes. Die Lust suchte die Verborgeneheit, nicht um der Scham, nur um des Reizes willen. Einst war Daphne — der Lorbeer — das Symbol unbefleckter Sitte, jetzt aber hießen daphnitische Sitten Unzucht und Schwelgerei, wenn sie von Glanz und verfeinertem Genuß gefärbt waren. Nymphen lebten schwerlich noch da, denn selbst den römischen Kriegern war von Antiochien aus der Besuch verboten, weil sie dort unter Rosenkränzen verdarben. Pompejus, derselbe Römer, der Syrien zur römischen Provinz machte und Antiochien ohne Schwertschlag gewann, erstürmte Jerusalems Tempel. Welch ein Contrast! Während der Römer die Mauer stürmt, steht innen der Hohepriester vor dem Altar und betet um Vergebung der Sünden, während Antiochien den Legionen entgegenjubelt, die sein altes Herrschergeschlecht vertreiben. Es sind frische Kräfte zur Lust und zum Spiel. Antiochien und Jerusalem waren immer Contraste; jedes Antiochien — alt und neu — zu dem Zion, dessen Spiegel das Droben ist und im Worte dessen wurzelt, der die Wahrheit ist. Antiochien hatte freilich nicht durch den Untergang seiner Könige gelitten. Es blieb der Sitz der römischen Machthaber in Westasien: E i n s y r i s c h e s R o m. Julius Cäsar hatte in Daphne einen Tempel der Dea Roma errichtet. Von Antiochien zogen

die römischen Legionen aus, um Jerusalem zu erobern. Durch die Trophäen aus den Heiligenthümern der jüdischen Hauptstadt ward es geschmückt. Auf dem südlichen Thor wurden die geflügelten Cherubim aufgestellt, die aus dem Tempel entführt waren und dem Thor seinen Namen gaben. Titus weihte der Luna, die ihm beim Sturm auf Jerusalem geleuchtet, auf dem Westthor einen Siegeswagen. An Stelle der zerstörten Synagoge der Juden in Daphne errichtete er ein Theater mit der Inschrift: *Ex praeda Judaeorum.* (Aus der Beute der Juden.)

Aber Antiochien war schon vorher durch eine kleine, stille Schaar geistlich blockirt worden, Flüchtlinge des alten, Bürger des neuen Jerusalem. In ihrer Gemeinde wurde Antiochien nicht ein zweites Rom, sondern ein zweites Zion. Nach dem Tode des Stephanus waren einige Bekenner Christi bis nach Antiochien geflohen. Eine große jüdische Gemeinde war daselbst, ein Sammelplatz von Asien und Afrika. Wo war es leichter zu predigen von der Sünde als in Antiochien?! Wo drang in das Gemüth Einzelner, die noch nicht in die Lüge versunken waren, das Gefühl der menschlichen Verderbniß tiefer in die Seelen! — Und als nun Barnabas von Tarsus her den neugewonnenen Jünger nach Antiochien brachte, jenes Herz voll Liebe, jenen Geist voll Wahrheit, jene Seele voll Demuth, jene Zunge von Feuer — Paulus, da entbrannte eine Sehnsucht, stärker als die Apollo's nach Daphne, und in den Gemüthern Vieler brach ein neues Leben an. Ernstere Menschen sind in solchen Weltstädten zumeist des innern Trostes bedürftig. Wo die Lüge des Rausches und Genusses den größten Theil des Lebens verfinstert, seufzen sie nach einer Wahrheit, die frei ist und frei macht. Nirgends finden sie den Weltgenuß schaler als mitten in der Ueppigkeit. Die paulinische Predigt, wie sie im 1. Capitel des Römerbriefs sich erhebt, ist sicher in den Antiochischen Erfahrungen gewachsen, und ihre Kraft strömte wie frischer Thau in ermattete Seelen. Antiochien war ganz der

Ort nicht bloß Juden, auch Heiden zum Trost des Evangeliums zu ziehen. Unter den tödtlichen Reizen und Genüssen des Haines von Daphne erschien das Wort von Christo als ein Glanz von der Höhe. Juden fanden da Erfüllung, Heiden die Stillung ihres Herzens. In Antiochien lebten Griechen und Juden in getrennten Stadttheilen und bestimmten Genossenschaften. Durch die scharfe Sonderung, in der sich die Nationalitäten zugleich als religiöse Corporationen befanden, sahen sich die Hörer der Predigt des Evangeliums sogleich in eigenthümlicher Stellung ausgeschlossen. In ihrer Gemeinde gab es, wie Paulus lehrte, nicht Jude, nicht Grieche mehr. Was sie verband, gab ihnen den Namen. Christus war ihr Gemeindestatut; Christen nannten sie sich. Antiochien ward wirklich ein neues Zion, zu dem es die Befenner des Kreuzes zuerst hinzog. In dem Namen war die Macht der Nationalität gebrochen, die Einheit im Geist und in der Liebe ausgesprochen. Der Name besiegelte die Mission unter den Heiden. Also ein neues, wunderbares Verhältniß von Antiochien und Jerusalem. Jerusalem, die Metropolis von Judäa, hörte das Wort des Herrn an die Juden. Antiochien, die Weltheidenstadt, das Evangelium an die Christen. Die Hauptstadt des Epiphanes Antiochus ward der Centralpunkt der Lehre des ewigen Gottes in seinem Reiche, die Stadt der Sünde und des Leichtsinns die erste Station des Siegers am Kreuz.

2. Nicht lange, nachdem Paulus seine letzte Reise nach Rom gemacht hatte, loderten die Flammen von Jerusalem auf. Nach furchtbarem Kampf sank Alles in blutbefleckte Asche. Rom hatte den letzten Feind erdrückt, der seine Weltherrschaft bestritt. Es war nicht persönlicher Fanatismus, der Vespasian und Titus beseeelte. Rom als Stadt und Princip war gleich fern von Begeisterung wie Fanatismus. Für das Verständniß von Enthusiasmus, Aufopferung, Hingabe an eine unsichtbare Idee war

es ganz verschlossen. Seine Politik war Macht und Geld. In den Juden sahen sie Rebellen, weil sie den Bildern der römischen Kaiser nicht dienten. Ebenso hatten sie für die christliche Bewegung nur politische Maßstäbe. Christus als König war für Pilatus ein Räthsel. Der nüchternen Weltanschauung Roms, der praktisches und greifliches Haben, der Genuß das einzige Ziel war, konnte ein Reich, das nicht von dieser Welt war, schwer einleuchten. In dem Sohne David's sahen immer noch Prätendenten eine Königskrone. Domitian benutzte die polizeilichen Nachforschungen nach Enkeln David's zu einträglicher Vermehrung seines Fiscus. Auch die Gemeinde in Antiochien litt unter solchen Anfechtungen. Nichtsdestominder blühte sie auf. An ihrer Spitze stand damals ein edler, begeisterter Mann — noch von Paulus soll er geweiht sein — Ignatius. Er stand Trajan gegenüber, dem tugendhaften Kaiser von Rom. Trajan war ein kräftiger und tüchtiger Mann. Die übertriebenen Lobpreisungen, die er erhielt, bewiesen nur den gesunkenen Zustand Roms. Er mordete und plünderte nicht; auf bloße Anklagen verurtheilte er nicht. Er hatte zwar die gräulich unästhetische Neigung jener Zeit und trank sehr viel, aber es schadete ihm nicht; er konnte sehr viel vertragen, sagt sein Geschichtschreiber. Man verzieh ihm das, denn er war völlig ein römischer Kaiser, die verkörperte römische Kraft und Politik. Um so weniger verstand er den Geist zu würdigen, der aus Jerusalem ausging. Tacitus sagt von ihm, man hätte zu seiner Zeit denken können, was man wollte, und was man dächte — sagen. Aber von den Christen galt das nicht. Auf das Bekenntniß Christi fand diese Toleranz keine Anwendung. In ihm lag eine Negation des ganzen römischen Wesens, also der Götter, nicht weniger der Kaiser, die noch Götter sein wollten. Trajan fühlte weniger geistlich als politisch. Plinius, der in Bithynien Statthalter war, fragt bei ihm an, wie er es mit den zahlreichen Christen halten sollte; ob

man zwischen alt und jung unterscheiden, ob man bestrafen solle, wenn der Mann aufgehört, ein Christ zu sein; ob es bei sonst schuldlosem Leben hinreiche, ein Christ zu sein, um Strafe zu leiden? Er habe bis jetzt so verfahren. Er habe inquirirt; gestanden sie ein und ließen nicht nach, habe er sie tödten lassen. Trajan antwortet: Auf namenlose Anklage solle er nicht hören, das sei von schlechtem Beispiele und nicht dem Jahrhunderte gemäß. Die, welche das Christenthum abschwören, seien straflos; auffuchen solle man sie nicht; aber die es offenbaren, sollen getödtet werden. Das war der milde Trajan. Auf seinem Feldzuge gegen die Parther kam er nach Antiochien. Der dortigen Gemeinde drohte die Gefahr, welche in jenem Worte ausgesprochen war: Wer die Götter nicht verehrte, sollte sterben. Ignatius, ihr Bischof, beschloß, sich persönlich für sie zu verwenden. Er ging zu ihm. Trajan sah ihn kommen. Als er ihm zurief: Wer bist du, schlechter Dämon, der du meinen Befehl zu übertreten wagst und zugleich Anderen räthst, daß sie mit dir untergehen? Ignatius: Man kann einen Theophoros — einen Gottesträger — nicht Dämon nennen, denn die Dämonen sind von den Bekennern Christi gewichen. Trajan: Wer ist ein Theophoros? Ignatius: Wer Christum in der Brust hat. Trajan: Haben wir denn nicht auch unsere Götter in der Brust, die uns gegen unsere Feinde helfen!? Ignatius: Du nennst sie irrig Götter; es giebt nur einen Gott, den Schöpfer, und einen Jesum, dessen Reich ich erwerben möchte. Trajan: Meinst du jenen, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt ist? Ignatius: Ja wol, den, der alle Sünde und allen dämonischen Aberglauben aufhob. Trajan: Also trägt du den am Kreuz in dir? Ignatius: Gewiß, denn es steht geschrieben: Ich werde unter ihnen wohnen. Trajan gab Befehl, den Ignatius, welcher den Gekreuzigten bei sich trüge, in Fesseln nach Rom zu bringen und den wilden Thieren vorzuwerfen zur Ergötzung des Volkes. Ignatius litt und starb, wie der

Kaiser gewollt, und die Legende erzählt, er habe wirklich das Kreuz in seinem Herzen aufgedrückt gehabt.

Ein schreckenvolles Ereigniß traf bald darauf in Antiochien ein. Trajan hielt dort Winterquartier. Gesandte, Obrigkeiten, Kaufleute, Truppen aus allen Landen waren da. Da erhob sich ein unerhörter Windsturm, Blitze zuckten, ein furchtbares Gebrüll ließ sich hören, die Erde erbebtet schrecklich. Es war ein Schwanken wie auf Meereswellen, die Häuser senkten sich auf die Seite, der Berg Casius bekam Risse, Tausende wurden getödtet, auch der Consul Pbedo verlor sein Leben. Trajan rettete sich mühsam durch die Fenster in die freie Rennbahn. Ein Jahr darauf starb er.

3. Antiochien wurde durch die späteren Kaiser wieder glänzend aufgebaut. Aber auch die christliche Kirche erhob sich. Man sagt wol, der Rhein ströme unvermischt durch die blaugrünen Wellen des Bodensees hindurch — so in Antiochien das Leben der christlichen Gemeinde durch das weltfüchtige, taumellustige Volk. Aber der Strom ward immer breiter. Die Gemeinde wuchs durch Geist, Kreuz und Kampf. Kühn und gelehrt ist unter Marc Aurel ihr Bischof Theophilus in einer uns noch erhaltenen Schrift für das Christenthum gegen die Verzerrung des Heidenthums aufgetreten.

Ein anderer, Lehrer Serapion, vertheidigte die Einfachheit und Echtheit christlicher Lehre gegen Irrlehren innerhalb der Gemeinde, wie sie in Antiochien ebenfalls um sich gegriffen. Babylas duldet nicht die schimpfliche Behandlung gegen das christliche Kirchlein in Antiochien und duldet lieber in Fesseln und Marter. Lucian, der erste jener christlichen Denker, nach denen man die antiochische Schule benennt, starb unter Maximus den Märtyrertod. In Märtyrertod und Märtyrerleben übertraf er seinen Vorgänger Paul von Samosata, der durch Zenobia Bischof geworden war, wenn auch die Lehren ähnlich waren. Zum letzten Mal erhob sich unter Maximilian ein dämonisches Wüthen

gegen die Christen. Ein kaiserlicher Beamter, Theotecnus, giebt sich in Antiochien als Werkzeug her. Aber Tortur und Qual vermögen Lucian nicht zur Anbetung der Götter zu bringen. Er stirbt auf der Folter mit den Worten: Ich bin ein Christ! Mit Antiochien hatte auch der mächtigste, und man kann sagen der sonderbarste Gegner des Christenthums, der Kaiser Julian, Beziehungen, aus denen er am leichtesten erkannt ward.

Sonderbare Fügung! Die Stadt, aus welcher Antiochus Epiphanes hinwegging, um den Tempel in Jerusalem zu entweihen, war die heftigste Gegnerin des Kaisers, der den Tempel in Jerusalem für die Juden wieder aufbauen wollte. Mit den Einwohnern der Weltstadt, in der das Heidenthum früher seine schönsten Orgien gefeiert, konnte sich ein Kaiser am wenigsten vertragen, der das Heidenthum wieder einführen wollte. Man nannte wol Julian sonst einen Nachfolger des Antiochus, aber die Processionen, die das jezige Antiochien veranstaltete, waren gegen den römischen Kaiser gerichtet. Es sind außerordentlich merkwürdige Gegensätze, die sich dabei offenbaren. Julian, der römische Kaiser, ist trotz der vielen Schriften über ihn und gegen ihn noch nicht zu seinem Recht gekommen. Seine partiischen Lober haben noch mehr eine Caricatur aus ihm gemacht als seine Gegner. Gerade durch seinen Gegensatz zum damaligen Antiochien lernt man ihn kennen und würdigen. Eine Erbitterung gegen ihn zu hegen als einen Verfolger des Kreuzes wäre nicht bloß unevangelisch, sondern auch ungerecht. Seine Erscheinung innerhalb der Entwicklung der christlichen Kirche dient vielmehr zum Trost wie zur belehrenden Warnung für alle Zeit.

Julian war der Vetter des regierenden Kaisers Constantius, des Sohnes Constantin des Großen. Am Hofe des römischen Kaisers waren schon seit Diocletian orientalische Sitten und Mißbräuche herrschend geworden. Man übernahm von da die schreckliche Gewohnheit der Palastintriguen und Verschwö-

rungen. Der absolute Herr war auf Niemand eifersüchtiger, als auf seine nächsten Verwandten und hatte auch Ursache dazu. Man erzählt, daß der Sohn des neupersischen Schah Sapor, weil er in Verdacht gerathen war, sich gegen seinen Vater empört zu haben, sich selbst zum Zeichen der Unschuld die Hände abhauen ließ. Im Jahre 1653 befahl der türkische Sultan, daß seine Brüder lebenslänglich ihrer Freiheit beraubt würden. Der Palast, der ihr Kerker war, hieß der Prinzen-Käfig. Solche Sitte war auch an den römischen Kaiserhof gedrungen. Als Constantin der Große gestorben war, ließ man alle seine Verwandte tödten. Seine drei Söhne theilten sich in die Güter. Nur zwei Bettern blieben übrig. Diese beiden, Julianus und sein Bruder Gallus, wurden gerettet, weil ersterer noch ein Knabe von fünf Jahren, letzterer krank war.

Wenngleich der Kaiser beide zu Cäsaren erhob, ihnen seine Schwestern zu Frauen gab, so hörte doch seine Eifersucht nicht auf. Constantina, die Frau des Gallus, war ein ehrgeiziges, energisches Weib; sie intriguirte und politisirte. Gallus war zu schwach, um sich zu empören. Er ward enthauptet.

Das alles brachte in Julian's Seele, der ruhig und vorsichtig war, eine natürliche Oppositionsstimmung gegen die bestehende Regierung zu wege. Er schloß sich an Alles an, was dem Constantius entgegen war, so zumal an das Heidenthum. Das Christenthum nahm an dem Hofe des Kaisers keine seines Namens würdige Stellung ein. Es war in Parteien zerrissen, suchte politische Motive, war voll Schmeichelei und Prachtliebe. Wenn ein Thronerbe das Christenthum in seiner höfischen Gestalt sieht, ist er leicht geneigt, sich davon abzuwenden. Freilich kannte Julian auch die tiefen und herrlichen Eigenschaften der christlichen Lehre und sah sie lebendig im Volke walten; aber er hatte eben einen Gegensatz genommen zum ganzen System des Constantius und war besser im Heidenthum und seiner Geschichte, wie im Evangelium unterrichtet. Seine Lehrer

stellten den gegenwärtigen christlichen Machthabern die alten heidnischen Kaiser in jener idealen Gestalt gegenüber, in der sie vielfältig noch heute abgebildet werden. Julian hörte von Jugend auf die Verherrlichung von Trajan und Marc Aurel. Das Christenthum war ja kaum ein Menschenalter herrschende Gewalt. Die Tempel waren zwar sehr vernachlässigt, das Heidenthum war in unauf löslichem Verfall, aber als Gegensatz gegen das Christenthum waren seine Ideen noch in vielen Herzen, bald verborgen, bald offen. Es konnte ein willenskräftiger Mann, wie Julian, meinen, großen Erfolg und Namen erreichen zu können, wenn er das Werk Constantins des Großen umstürzte. Aber Julian verstand nicht die lebendige Gegenwart; er schloß von den Mißbräuchen des Hofes auf die Natur der geistigen Bewegung der Zeit überhaupt. Er sah nicht, daß trotz der Auswüchse, welche die Hofpolitik erzeugt hatte, das Christenthum dennoch ein lebendiger Sproß war, während das Heidenthum trotz der Tempel und Säulen schon eine vertrocknete antiquarische Tradition war. Julian war doch zu viel römischer Kaiser, um nicht Alles wollen zu können und gleich in vielen Stücken mehr dem Schulmeister Aesylaus in Immermann's Münchhausen, als einem Weltreformer. Jener Schulmeister hieß ursprünglich Aesyl, hatte sich aber so sehr in das spartanische Alterthum versenkt, daß er spartanische Suppe aß, sich spartanisch kleidete und von Spartanern abzustammen glaubte. Man erhebe den Schulmeister aus der Satyre in die Geschichte, vom Dorfkatheder auf den römischen Kaiserthron, und man wird Julian in seiner tiefsten Art verstehen. Julian ähnelt darin allerdings Antiochus Epiphanes; er nahm die Rolle, die er übernahm, in vollem Ernst, denn eine Rolle war es, die er spielte; wie jener den Dionysos und Hakem den Messias, so spielte Julian den antiken heidnischen Kaiser, halb Stoiker, halb Eroberer, halb Marc Aurel, halb Trajan. Er wollte das

Kaiserthum nach ihrer Weise wiederherstellen. Er verschmähte darum den Pomp, der seit Diocletian Mode war. Er affectirte eine stoische Einfachheit. Sein Aeußeres war unscheinbar und unschön. Wenn er sprach, so geschah es in Citaten der alten Kaiser. Er gab sich Mühe, so sanft und großmüthig zu sein, wie jene, obschon er an sich eigensinnig und innerlich grimmig war. Er suchte auch alten heidnischen Prunk des Opferdienstes wieder einzuführen. Er schlachtete Hekatomben von Ochsen, so daß Spötter an Marc Aurel erinnerten, an den die Ochsen eine Petition einreichen ließen, worin sie ihre Angst aussprachen, daß er siegen könne, dann würden sie alle sterben müssen. Er stellte die alten Orakel wieder her und wollte selbst nicht ohne die Gabe der Weissagung sein.

Es war allerdings eine bessere Rolle, die er spielte, als die des Antiochus, denn Marc Aurel, dem er nachahmte, war tugendhafter als der Bacchus, der des Antiochus Ideal war; aber man kann sich denken, daß er durch seine ganze Art die Antipathie und Spottsucht der Antiochener erweckte. Antiochien war zwar größtentheils christlich, aber es war doch immer eine elegante Stadt. Es herrschte nicht mehr die alte Verderbtheit, aber doch immer noch eine schöne Lebenslust. Ein Kaiser mit schmutzigen Kleidern und ungekämmtem Ziegenbart flößte ihnen keinen Respect ein, auch wenn er noch so tugendhaft war. Und selbst diese künstliche Tugend widerstand ihrer Lebenskunst, welche sich nicht verstellen mochte. Je gravitätischer Julian sich dünkte, desto komischer erschien er ihnen. Spottlustig waren sie wie alle Großstädter; statt Gottanbeter nannten sie ihn Ochsen-töbder. Für die Antiochier schrieb Julian auch die merkwürdigste seiner Schriften, den Misopogon oder den Barthasser, worin er gewissermaßen ein Programm seiner Lebensanschauung giebt. Man lernt daraus die Absichtlichkeit, mit welcher er die sonderbare Lebensweise, die er führte, als einen Contrast gegen die vorhandene angesehen haben wollte. Mit einer Art cynischer

Kofletterie spricht er von seinem Bart, den er mit einem Walde vergleicht, in welchem Thiere sind, die wir nicht gerne nennen; er müsse mäßig sein, weil sonst Barthaare mit ins Brod kämen; Küsse könne er nicht geben und empfangen. Er stolziert wie ein cynischer Philosoph der Welt gegenüber mit seinem häßlichen Ziegenbart, und nicht bloß damit, sondern „ich habe auch einen verwilderten Kopf, werde selten geschoren, schneide selten die Nägel, habe fast immer schwarze Finger vom Schreiben.“ Er kokettirt mit den Löwen, die auch Kaiser sind und nichts Glattes an sich haben. „An mir ist Alles rauh und unschön, auch das Verborgene; ich würde es Euch zeigen, wenn ich eine Warze wie Amor hätte.“ Er hebt seine einfache Lebensweise hervor: „Er gehe in kein Theater, sei kein König der Schauspieler und Wagenrenner; er hasse die öffentlichen Spiele, er sei kein Festfreund wie seine Vorgänger. Er schlafe in der Nacht nicht viel, esse wenig und seine Sitten seien ganz andere wie in Antiochien. Er sei kein Tafelfreund, und wie er sich noch etwas cynisch ausdrückt, „er habe niemals darum vomiren müssen.“

Julian ist in der That eine interessante psychologische Studie, ein künstlicher Cyniker, aber doch aus Politik. Er will der Gegensatz scheinen zu den christlichen Vorgängern Constantin und Constantius, welche auch äußerlich schöne und imponirende Gestalten waren. In seinem Buche über die „Cäsaren“ läßt er den Marc Aurel sich zum Gotte „Zeus“ mischen, Constantin den Großen zur Göttin „Bergnügen“.

Aber eben, weil Alles nur künstlich war, verfehlte es allen Eindruck. Er meinte seine Copie ernst und gab sich Mühe, so gerecht und weise wie Marc Aurel zu reden, obschon das eigene Naturell oft genug durchbrach, aber ein gemalter Stoiker macht wenig Eindruck. Man fühlte zu sehr die Absicht. Selbst der heidnische Geschichtschreiber rechnet ihm nach, wie er bei der

verschiedenen Gelegenheit die Redensarten von Marc Aurel und Trajan im Munde führte.

Aber es tritt noch etwas Anderes heraus, worauf vor allem geachtet werden muß. Julian wollte durchaus das Hellenenthum wiederherstellen, und doch war an ihm selbst nichts Hellenisches. Julian verstand das wirkliche Heidenthum gar nicht mehr; er sah es nur durch die Brille der stoischen Philosophie. Mit seiner abschreckenden und schmutzigen Erscheinung erschien er als ein wunderlicher Vorkämpfer hellenischer Bildung. Er glich vielmehr manchen Philologen unserer Zeiten, die auch in ihrem wenig idealen Negligée und Psephenheiligthume sich die Götter des Homer und Phidias construiren wollen.

Das Heidenthum bestand in schönen Formen, glänzenden Bildern, wolgeordneten Festzügen, Tempelfeiern und heiligen Spielen. Allem dem war Julian ein unschöner Contrast. Er hatte mehr einen mönchischen Geist, als einen hellenischen. In seiner Antipathie gegen die öffentlichen Spiele (Circenses), Theater und Lustzüge hatte er keine anderen Bestimmungsgenossen, als die christlichen Sittenlehrer. Er hätte etwas im römischen Reiche ausrichten können, wenn er ein Christ hätte sein wollen. Aber das ist das Seltsame, fast Tragikomische an Julian. Er war von mönchisch-ascetischen Ideen, wie sie das Jahrhundert trug, erfüllt und meinte, er sei ein Stoiker. Er haßte heidnische Tempel und Volkssitte und meinte, er sei ein Reformator des Heidenthums. Er bekämpfte mit Leidenschaft das Christenthum und wollte christliche Sitte, christliches Gemeindeleben dem heidnischen Volk einprägen. Julian war antichristlich geworden aus politischem Gegensatz gegen seine Vettern, er hatte einen gelehrten Unterricht im classischen Alterthum erhalten, seine Lehrer stellten ihm den Glanz der alten Götter dar, die alle von Christo verdrängt seien:

„Einen zu bereichern unter Allen
 Mußte diese Götterwelt vergehen.“

Einen christlichen Unterricht hatte er erhalten, aber es fördert einen Prinzen wenig, wenn er das Christenthum stets durch den Schleier einer oppositionellen Politik, durch die Vorurtheile der Hoftheologie und durch die Lustres der meist vergangenen idealisirten Antike sah.

Aus Antipathie gegen die Constantine und aus Ehrgeiz, über sie hinauszukommen, wollte er den heidnischen Marc Aurel in sich auferwecken. Aber er war gelehrt, ohne eigentlich Geist zu haben. Er kannte das Alterthum, aber hatte keinen Geschmack, er las die classischen Bücher, hatte aber kein Verständniß des Lebens. Er schrieb einmal an den Pontifex Ursacius: „Warum richten wir nicht lieber die Augen auf das, wodurch die Gottlosigkeit (das Christenthum) am meisten gewachsen ist, auf ihre Menschenfreundlichkeit gegen Fremde, auf ihre Fürsorge in Betreff der Beerdigung der Todten und auf ihre Heiligkeit im Leben?“

„Es ist schändlich,“ sagte er, „daß die unfrommen Galiläer (die Christen) nicht bloß ihre Armen, sondern auch unsere ernähren, so daß sie der Hülfe, die wir ihnen bringen sollten, beraubt sind.“ — Recht hatte er, wenn er in Beginn des Briefes schreibt: „Wenn es mit der Religion der Heiden nicht vorwärts geht, so sind die schuld, die es bekennen;“ nur war es unmöglich, daß das Heidenthum so schnell christliche Sitte annahm, wie er seinen Bart wachsen ließ. Er verstand die geistigen Gründe sowol des Verfalls des Heidenthums wie des Wachsthums der Christen nicht. Er bildete in der That einen sonderbaren Gegensatz zu den Antiochiern. Es war nicht ohne Grund, daß die welttrunkene Stadt so viel christliches Leben entwickeln ließ. Inmitten der höchsten Sünde gedieh auch seine Erkenntniß. Die Reinheit Jesu versteht man zuletzt nirgends besser, als in der Zuchtlosigkeit der Götterfeste von Daphne. Doch Julian war ein Stoiker; mit einer scheinbaren Tugend

glaubt man an keine Sünde. Stoiker waren daher schwerer zum Evangelium zu bringen, als Antiochener. Die Selbstgerechtigkeit kann tugendhafte Mäntel und Ziegenbärte tragen, aber Christum versteht sie nicht.

Julian hat nur kurze Zeit regiert; über zwei Jahre nur erstreckte sich sein ganzes thätiges Regiment, in welchem er eben so viel zu thun versuchte, als er schrieb und redete. Er war zweiunddreißig Jahre alt, als er im Feldzuge gegen die Perser starb, den er, um Trajan nachzufolgen, auch zu unrechter Zeit unternahm.

Selbst Ammian sagt von ihm, er sei mehr abergläubisch, als ein echter Verehrer der Gottheit gewesen. Er hielt auf Vorzeichen und Orakel. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß er auch die Aeußerung wirklich gethan hat:

„Galiläer, du hast gefiegt!“

Sie entspricht völlig seiner religiösen Stimmung. So erzählte man auch, daß, als ein Heide einen Christen zu jener Zeit höhnisch fragte: „Was macht denn nun der Sohn des Zimmermanns?“ er die Antwort ertheilte: „Er zimmert den Sarg deines Heros!“

Es wird immer bei der Stellung, welche Julian dem Christenthum gegenüber einnahm, eine seltsame Fügung bleiben, daß Antiochien seine besondere Gegnerin war, wo der Name der Christen zuerst gebraucht ward, und daß er seinen Leichnam nach Tarsus bringen ließ, wo Paulus der Apostel geboren war. Man weiß nicht, was Julian gerade für diesen Ort sich entscheiden ließ. Sein Tod kam für die Christen zu früh. Ein längeres Bekämpfen seinerseits würde sie von vielen Schlacken, die ihnen der Triumph angehängt, gereinigt haben. Sie hatten wieder die Kraft des Martyriums geübt. Uebrigens war die ganze Erscheinung des Julian in seinem Widerspruch gegen die Christen ein Zeichen vorhandener Kraft und Blüthe der christlichen Lehre,

zumal unter dem Volke, gegenüber dem gänzlich wurzellos gewordenen Heidenthum. Als Julian starb, waren alle seine Anstrengungen spurlos verschwunden. Als wäre er nie da gewesen, so wenig ließ er Spuren zurück. Er hat mehr Bedeutung in der Literatur, als für die Entwicklung des römischen Reichs gehabt. Und wie er selbst von Zeit zu Zeit die Neigung hatte, polemisch mit der Feder aufzutreten, so kommt es, daß von Zeit zu Zeit sein Name ein Werkzeug derer wird, die ohne ein so ascetisches Leben zu führen wie er und ohne den finsternen Ernst seiner Philosophie Christum und seine Jünger mit der Feder zu bekämpfen bereit sind.

Sechszehn Jahre vor Julian's Tode wurde ein anderer Mann in Antiochien (347) geboren, kein Königssohn, wenn auch von guter Herkunft, der einen merkwürdigen Gegensatz zu diesem Kaiser bildete. Er hatte denselben heidnischen Gelehrten zu seinem Jugendbildner, wie Julian, nämlich den Libanius. Er lernte wie dieser von ihm die griechische Literatur, aber er redete nicht wie Julian viel, sondern sehr gut. Er fiel nicht ins Heidenthum, sondern wurde ein begeisterter Christ. Er war ascetisch wie Julian und lebte längere Zeit in einer dunklen Höhle. Es war Johannes Chrysostomus, ein Mann von edlem Herzen, gläubigem und reinem Wandel, ein König der Prediger von Jesu Christo. Er war elf Jahre in Antiochien Prediger, und als er an den Hof nach Constantinopel berufen ward, mußte er heimlich entführt werden, um einer Revolution des Volkes vorzubeugen. Er kannte die Schwäche und Leiden seiner Zeit tiefer als Julian, ohne darum die Herrlichkeit des Evangeliums fallen zu lassen. Er wollte nicht gefeiert sein und wurde es doch, darum ertrug er auch, wie und wann es auch kam, das Kreuz der Verfolgung. „Ich rede,“ sagt er, „wie die Brunnen sprudeln, auch dann noch, wenn Niemand aus ihnen mehr trinkt. Ich predige, wie die Flüsse strömen, sei es auch, daß Keiner daraus trinkt.“ Man

hat nicht aufgehört, aus ihnen zu schöpfen bis auf diesen Tag. Das Wort ist allerdings wie die Welle des Meeres — das Wort der Wahrheit. Es richtet und überflutet, es tränkt, die Durstigen, und erquickt die Kranken. An seinen Ufern gedeiht Frieden und Liebe.





Antiochien.

III.

Bohemund.

Licht der Eigensinn ist so schwer zu überwinden als der Leichtsinn. Starrheit löst sich endlich wie Eis vor lieblicher Sonne; Leichtsinn flattert durch Morgen und Abend ungewonnen davon. Die ernste Kraft des Widerstandes zerbricht endlich die Lanze vor dem stärkeren Geiste, der ihr erschienen. Der Leichtsinn ergiebt sich leicht, aber nicht aus Erkenntniß, nur um weiter spielen zu dürfen. Die active Hartnäckigkeit Sauli wird die begeisterte Sieghaftigkeit Pauli. Der leichtfertige Weltfuss zieht neue Kleider an und bleibt eitel und kindisch wie zuvor. Menschen von Charakter müssen lange erstürmt werden, aber Lob dem Eroberer; Charakterlosigkeit lohnt weder Sturm und Besitz. Es kostet oft Mühe, starre und rauche Formen zu durchbrechen, aber innen in der Muschel leuchten wie Perlen Licht und Liebe. Wem die Weltlust, die immer rege, an den Hals fliegt, gewinnt in der That eine Truhe voll Plunder.

Antiochiens Mauern waren noch immer stark und hoch, schwer zu erklimmen, an Felsen gelehnt, mit furchtbaren Thür-

men, sie widerstanden dem Feinde und waren eine Schutzwehr dem Freunde. Von Antiochiens Einwohnern wurden erst viele nicht bloß bewegt, gerührt, hingerissen, sondern auch dem Ernste gewonnen, wenn Chrysostomus von der Wahrheit sprach, die wie ein zweischneidig Schwert Mark und Gewissen durchdringt, von der Lust, die an nichts als Essen und Trinken von Früh bis Abends gedenkt, von der Strenge, mit der man an Andere Anforderungen stellt und der Heuchelei, mit der man sich selbst verbirgt und verstellt, von der Sucht der Frauen, sich mit schön gebundenen frommen Büchern zu beschenken, um sie auf den Puztisch zu stellen; wenn er von dem Sieg des Lichtes sprach, der alle Anfechtung und Versuchung durchbricht. — Zehn Jahre lang predigte er also in der schönen, großen Kirche, die man unter Constantin zu bauen begonnen hatte. Sie war prächtig mit Säulen, Steinen und Bildern geschmückt, Goldketten überzogen das Dach, schönes Gestein bildete den Boden. Da hörte ihn auf der Durchreise ein Vertrauter des Kaisers. Hingerissen von seiner Kraft berichtete er in Constantinopel. Bald gelangte ein Befehl an Chrysostomus, der ihn zur Hauptstadt befahl. Unbewußt, in der Nacht, verlor Antiochien seinen Freund.

2. Antiochien war zu jener Zeit noch immer die große Weltstadt, von einem Umfange kaum geringer als das heutige Paris, von Hunderttausenden bewohnt, von Gewerben belebt, von Pracht erfüllt. Säulenstraßen durchzogen die Stadt. Unter Hallen war man vor Sonne und Regen geschützt, unter freien Colonnaden auf Marmorgetäfel genoß man den lieblichen Himmel, besonders bei Nacht, bei glänzender Beleuchtung. Schon erstreckte die Stadt mit vielen Vorstädten sich bis nach Daphne heraus, das selbst zum Stadttheil geworden war. Von der Lebenslust und Ueppigkeit stach reiche und einfache Frömmigkeit ab. Mit dem Luxus contrastirte die Ascetik, die sich in Höhlen und auf Felsen casteite. Wenn der Reichthum auf weicher Pracht kaum schlummerte, stand Simeon Sty-

lites auf einer Säule, Tag und Nacht betend und ruhend. Simeon war ein Syrer, schon von Jugend auf zur höchsten Ascese geneigt. In seinem reifen Alter begab er sich in ein Dorf bei Antiochien, schloß sich in eine Hütte ein, fastete dort wie Elias 40 Tage, und zwar stehend an einen Pfahl gebunden; dann sperrte er sich durch eine Mauer ab (mandra). Um den Huldigungen des Volkes zu entgehen, bestieg er eine Säule, die oben mit einem Gitter umgeben war, zwei Ellen im Umfang, wo er weder zu liegen, noch zu sitzen im Stande war, erst sechs, dann sechsunddreißig Ellen hoch. Dort stand er betend, predigend, rathend. Seine Verehrung war ungemein; man gehorchte ihm wie einem Gott. Für Frauen war er unzugänglich. Zuletzt starb er an einem Fußleiden. In Antiochien wurde er beigesetzt und hochverehrt gehalten. Viele verlangten seine Gebeine. Die Antiochier gaben sie nicht heraus. Ein Jahr vor seinem Tode brach ein Erdbeben aus; ganze Stadttheile gingen zu Grunde; Mauern stürzten ein. Simeon Stylites sollte nun ihr Schutz sein. Eine Kirche wurde an seiner Mandra gebaut. Seine Verehrung dauert bis auf den heutigen Tag.

Antiochiens Geschichte bestand im 5. und 6. Jahrhundert in Zerstörung und Aufbau. Noch waren die Trümmer des Erdbebens nicht alle beseitigt, welches noch Simeon erlebte, da traten 526 und 528 neue Erderschütterungen ein. Stürme rissen die Cypressenhaine von Daphne nieder. Ganze Stadttheile gingen unter; man erzählt von Hunderttausenden, die das Leben verloren. Zehn Jahre nachher kam der Feind Chosroes, der Schah von Persien, eroberte Antiochien und verwüstete es. Als es Justinian, der Kaiser von Byzanz, wiedernahm, hatte er vollauf zu thun, es wieder wohnlich und fest zu machen. Er regulirte die Strömung des Orontes. Er umgab die Stadt mit einer ungeheuern Mauer mit 360 Thürmen und sieben Thoren. Er gründete prächtige Kirchen und Paläste. Es wurde wieder das alte, großartige Antiochien.

Aber die dicken Mauern schützten nicht, wenn der Geist der regierenden Macht erschläft. Als der entfesselte Fanatismus der Araber heranstürmte, fielen dem byzantinischen Kaiser die Jügel aus der Hand. Antiochien fiel durch Verrath in die Hände des Islam (635). Nach 334 Jahren (969) erstürmte es Nicephorus Phocas, ein kriegerischer, griechischer Kaiser. Durch Befestigungen der Stadt und Tribute behauptete sich das griechische Christenthum darin bis 1084, wo der Sultan von Iconium Antiochien eroberte. Aber christliches Leben hatte sich in den 115 Jahren byzantinischen Besitzes neu entfaltet. Zahlreiche Christen lebten in der noch immer imponirenden gewaltigen Hauptstadt. Was müssen diese empfunden haben an Freuden und Staunen, Neugier und Zweifel, als sich nach dreizehn Jahren der Knechtschaft die Nachricht verbreitete, ein gewaltiges Christenheer sei in Anmarsch, Kreuzfahrer nordischen Geschlechts, um den Islam zu bekämpfen, Jerusalem zu befreien, das heilige Grab zu reinigen. In der That es kam wie eine Lawine, losgerissen vom Fels durch Begeisterung und Glauben; es drang heran ein ritterlich Heer, wie es Asien noch nie gesehen. Durch Noth und Gefahr, Unbesonnenheit und Zwiespalt, über Meer und Gebirg drang es heran. Wie die Hellenen einst vor Troja zogen, in ein Land, in dessen Nachbarschaft die eigene Wiege stand, so kam das germanische Heer — das Kreuz in der Hand — zur Heimath des Lichts und des Kreuzes. Lothringer und Franken, Provençalen und Belgier trugen ihre Fahnen gemischt. Den Vortrab führte Bohemund, der Normannen-Fürst von Tarent. Was einst im 5. bis 7. Jahrhundert von Gothen, Franken, Longobarden und Sachsen galt, wiederholte im 9. bis 11. sich an den Normannen. Von Frankreich ergriffen sie Besitz; England fiel ihnen zu; Süditalien hielten sie mit eiserner Klaue fest. Seevölker haben immer großen politischen Blick. Die freie Welle kennt keine nationale Grenze und Färbung. Zu Abenteuern führt sie aber mancherlei Volk, weit über den engen

Bann der Heimath hinaus. Die Seefahrt fügt zur Kraft die Vorsicht, zur Erfahrung schnelles Handeln. Ueber den nahen Verlust richtet sie den Blick in die Weite. Gewandt und klug ward jedes seefahrende Volk. So wurden Fürsten der Normannen Eroberer; stark und diplomatisch wie Ulysses waren sie alle, Wilhelm der Sieger in England, wie Robert Guiscard. Zu ihrer Zeit wurde Süditalien und Britannien von französischen Normannen erobert. Wenige Jahre nach Beider Tode dröhnte die Posaune des Kreuzzuges durch die Welt. Robert Guiscard, Herzog von Apulien, war, als er starb, Größeres zu erreichen, als er besaß, noch nicht gelungen. Der Adler wollte die Krone des griechischen Kaisers. Zwei Söhnen überließ er sein Erbe. Dem jüngeren, schwächlichen gab er das Herzogthum, den älteren, stärkeren setzte er zurück. Es war Bohemund. Den Starken verwies er auf die Beute. Bohemund war ein gewaltiger Mensch. Eigentlich, erzählt Ordericus, hieß er in der Taufe Marcus, doch sein Vater hätte ihn nach einem Riesen der Sage Bohemund genannt. Aber das Streitroß eines Helden in der germanischen Sage heißt Boimund; die Auslegung des Namens ist dunkel; er bedeutet etwa Zügelmund. Von riesenhaftem Wuchs, einen Kopf höher wie die meisten, die ihn umgaben, ob schon er ein wenig den Kopf geneigt trug, Brust und Arme kräftig und nervig, war Alles in schönem Ebenmaß; sein Haupt war von blendender Weiße, zart mit Roth überhaucht, er hatte gelbes kurzes Haar mit geschornem Bart, ein kühnes blaues, doch etwas wildes Auge; kriegerisch und edel erschien er auch im Zorn. Es ist eine Frau, welche diese Schilderung giebt, Anna Commena, die Tochter des griechischen Kaisers, um ihres Vaters willen seine Feindin. Sie sagt: „Es geht von seinem ganzen Wesen eine Anmuth aus, die aber der Schrecken, den er einflößt, verdunkelt. Furchtbar ist er, ob man in sein Antlitz oder auf seine Statur schauet. Selbst sein Lachen klingt wie ein Brüllen. Niemand glich ihm, höchstens mein Vater

war im Geiste ihm gewachsen." In der That war er klug und gewandt, vorsichtig im Hören und im Reden. Er war größer im Großen als im Kleinen, ein wahrer Held, zum Ringen geboren, ein tragischer Fürst, der viel vermochte, verlangte, kämpfte und sann und — unterlag.

Der tragische Held hat kein gemeines Glück; das Gemeine und Kleine wird zur Schlange, die ihm die Füße umstrickt. Er steht vor allen Thoren des Erfolges, aber das Haus stürzt ein, wenn er es betreten will. Seine Leidenschaft will mit Feuerschritten das glückliche Ziel erzwingen, aber „des Menschen Geist muß davon und verloren sind alle seine Anschläge“.

Bohemund war der Genosse seines Vaters im Kampf gegen den byzantinischen Kaiser. Von Thessalien drang er siegreich in das griechische Reich ein. Schon dem Erfolge nah, löst Verrath und Abfall das Heer auf. Vor Larissa mußte er weichen. Seine Truppen lösten sich auf, — die Arbeit war verloren.

Vater und Sohn begannen nun den Seekampf. Eine dreitägige Schlacht ward glücklich gefochten. Das griechische Meer war in ihrer Gewalt — da brach im Lager eine Seuche aus. Die Flotte ward unthätig. Der greise Vater starb in Cephalonia.

Der zweite Sohn wurde zum Herzog und Nachfolger gewählt. Alles fiel ihm zu. Bohemund erkannte dessen Recht nicht an, aber es geltend zu machen war er verhindert, denn er war fern und krank. Nachdem er gesundet, begann er den Kampf. Nur mit geringen Mitteln bedrohte er seinen Bruder, endlich versöhnte ihn der Papst. Er begnügte sich mit dem Fürstenthum von Tarent. Aber bald darauf erhob sich der Sturmwind des Kreuzzugs. Vor Amalfi, das er belagerte, hörte er die Kunde. Seine thatendurstige Natur ward ergriffen, von Gewalt der Hoffnung und des Glaubens ward er fortgerissen. Ein gewaltiges Thor neuen Lebens öffnete sich ihm. Das Heer seines

Bruders riß er mit sich fort, Tausende folgten ihm, vor allen die Zierde des Kreuzheeres, Tankred.

Alexius, der Kaiser, erschrak bei der Kunde, daß Bohemund das Kreuz genommen. Mit Recht, denn Niemand kannte byzantinische Tücke besser als er. In der That rieth er den Führern des Kreuzheeres, zuvörderst Constantinopel zu stürmen, bevor sie nach dem heiligen Lande zögen. Gottfried von Bouillons christlicher Adel lehnte dies ab. Bohemund ward von den Kreuzfahrern mit Jubel aufgenommen. Er wurde eine Zierde des Raths und der Schlacht. Bei Doryläum hielt er mit Tankred den ganzen Tag allein die Schlacht gegen die Uebermacht, wie Wellington bei Waterloo; da zu guter Stunde stürmte Gottfried mit den andern herbei — ein glorreicher Sieg war erkämpft.

Das Kreuz erreichte nach tausend Abenteuern und Kämpfen Antiochien. Bohemund erkannte die ganze Bedeutung der Stadt an. Wie die Capitale eines großen östlichen Reiches lag sie da. An Ruhm, Geschichte und Lage wetteiferte sie mit Constantinopel. Mächtige Mauern umgaben sie, auf einem Berge thronte scheinbar unüberwindlich eine Burg. Ein greiser tapferer Mann Bagi Sejan vertheidigte sie. Viele Gefahren kamen über das Kreuzheer, das einer wirklich einheitlichen Leitung entbehrte und durch gegenseitige Eifersucht der Führer zu leiden hatte. Da machte Bohemund den Vorschlag, daß derjenige Fürst von Antiochien werden solle, welcher die Stadt zum Fall bringt. Man gab ihm, durch die Noth gezwungen, nach und unter seiner Leitung gewann man die Stadt durch Verrath. Das blutrothe Banner Bohemunds ward entfaltet. Antiochien fiel. Ein furchtbares Schlachten begann. Die alte Stadt sah Blut fließen, wie sie sonst im Dienst des Dionysos Wein fließen sah. Den greisen türkischen Statthalter, dessen weißer Bart bis zum Gürtel floß, erschlugen Holzhauer auf der Flucht.

Bohemund hatte ein Recht auf das Fürstenthum, aber zuvor

mußte eine furchtbare Schlacht gegen Corboga, den Fürsten von Mosul, geschlagen werden. Bohemund war der Feldherr. Es waren verhängnißvolle Tage für die Christen. Der Feind zahlreich und gut genährt, sie hungrig und in Noth. Da belebten Gesichte von Heiligen, die ihnen zu Hülfe gekommen seien, und die Auffindung der sogenannten heiligen Lanze das Herz des Volkes. Die Christen errangen einen glänzenden Sieg. Die Burg der Stadt, die bisher noch in den Händen der Feinde gewesen, wurde Bohemund übergeben. Die Kirchen, welche Moscheen geworden waren, wurden gereinigt; viele Bewohner getauft. Bohemund wurde Fürst von Antiochien.

Es sind großartige Gedanken, welche sich an die Erinnerung dieses Fürstenthums als eines selbstständigen Staates knüpfen.

Die germanischen Fürsten hatten nicht den Weltblick und das Geschick der alten Griechen, Alexanders und seiner Nachfolger. Bei jenen Alten war nicht der Kampf, wie bei den Germanen, selbst ein Zweck, sondern nur ein Mittel. Ein Fürstenthum Antiochien hätte das Fundament eines Reiches werden können, wie es das syrische war.

Bohemund hatte dazu die Ideen, aber sie waren nach einer anderen Seite gerichtet. In den germanischen Kreuzfahrern herrschte nicht ein Wille. Bohemund hatte kein mächtiges gehorsames Heer. Es war das erste christliche Fürstenthum gewesen — es ist auch das letzte geblieben. Aber die Hoffnungen, die daran geknüpft waren, haben sich nicht erfüllt. Die Zeiten der Seleuciden kehrten nicht wieder.

Bohemund blieb in Antiochien, während das Kreuzheer nach Jerusalem zog. Er bewahrte sein Reich und seine Selbstständigkeit auch gegen die Griechen, deren Kaiser Alexius nicht zugeben wollte, daß es in die Souverainetät der Eroberer falle. Antiochien war zwar nicht mehr in den Händen der Griechen, als es die Kreuzfahrer gewannen, und Bohemund, der alte Feind des byzantinischen Reiches, wollte nicht für den „treulosen

Kaiser“, wie er ihn nannte, die Stadt erstürmt haben. Dennoch machte Alexius seinen ganzen Einfluß geltend, durch Waffen und Intriguen, um die Länder am Drontes wieder zu erlangen. Bohemund verstand sehr wol, daß er keinen ärgeren Feind, selbst nicht an den Türken, hatte.

Erst später unternahm er mit großen Gefahren eine Wallfahrt nach dem eroberten Jerusalem. Da starb Gottfried von Bouillon, der erste König von Jerusalem. Viele dachten nun an Bohemund; eine mächtige Partei war für ihn. Wer weiß, wie sich die Dinge entwickelt hätten, wenn dieser staatskluge Fürst Herr geworden; aber er selbst konnte sich nicht um die Herrschaft bewerben. In den entscheidenden Augenblicken hinderte ihn immer ein tragisches Geschick. Während Jerusalem verwaist ist, liegt Bohemund gefangen. Auf einer kriegerischen Expedition, wie man meint durch Verrath, fiel er in die Hände des Ibn Damischmend, des Fürsten von Sebaste, im Jahre 1100.

Vergeblich sandte Bohemund an Balduin von Edessa einen Boten mit einer abgeschnittenen Haarlocke. Es war dies ein Zeichen, daß er in Gefangenschaft und Knechtschaft war, denn den Unfreien, das ist der Sinn des Brauches, wurden die Locken geschoren. Es ist nicht richtig, daß dieser Brauch sich auch bei den Muhamedanern fände. Wenn erzählt wird, daß Sultan Adhed den Nureddin dadurch um Hülfe bat, daß er in den Brief Haare seiner Frauen einlegte, so hat das einen anderen Sinn. Die Haare stellten die Frauen selbst dar, und man hielt es für die eindringlichste Bitte, Frauen petitioniren zu lassen. Vier Jahre lang war Bohemund in Gefangenschaft. Es war kein grausamer Türke, es war ein milder Feind, der ihn in Gefangenschaft hielt; aber welche Qual für den thätigen, lebhaften Mann! Das Herz voll Kummer für sein Land, die Seele voll Pläne für die Zukunft, schmachtete er vier Jahre im Kerker. Freilich sein Ruf, der eines Märtyrers für das Kreuz, ging dafür um so mehr in alle Lande.

Sein Fürstenthum hatte nicht gelitten. Tankred hatte es verwaltet, vertheidigt, erweitert. Im Mai 1104 kehrte Bohemund zurück. Die Antiochier hatten die Auslösungssumme gern zusammengebracht. Unter dem Jubel der Seinen zog er ein, blieb aber nicht lange.

Im Herbst rief er Tankred zu sich und die Antiochier und that vor einer großen Versammlung seinen Willen kund, nach Europa zurückzugehen, um einen Feldzug gegen das griechische Kaiserthum in's Werk zu setzen; erst wenn dieses gestürzt sei, werde er zurückkehren. Vergeblich bat ihn Tankred zu bleiben; er blieb bei seinem Entschluß. Bohemund war die Wirksamkeit, die er besaß, zu klein. Er war kein Mann für kleine Dinge. Die Normannenfürsten wollten Großes, große Lande und Reiche. Aber man kann auch seine tiefstliegenden Gedanken verstehen.

Er hatte Recht, wenn er behauptete, es könne kein lateinisches Reich im Orient zwischen dem Islam und dem byzantinischen Reiche bestehen. Man könne dem Islam nur beikommen, wenn man den Rücken durch Constantinopel gedeckt hätte. Von da aus könne man Asien erobern, aber nicht zwischen dem feindlichen Byzanz und den türkischen Sultanen mitten inne Reiche erhalten. Sollen die Kreuzfahrer im Orient etwas unternehmen, so müssen sie dies entweder zusammen mit den Griechen thun, oder ihr Reich zu einem lateinischen Kaiserthum machen. Seine Umschau war ganz richtig. Die nachfolgende Geschichte hat es bewiesen. Die Schwäche des byzantinischen Staats war schuld am Untergange der christlichen Reiche. Und die türkischen Sultane sahen ein, daß sie erst Kleinasien wirklich besitzen würden, nachdem sie auch Constantinopel erobert hätten.

Bohemund war auch vom normannischen Geist erfüllt. Hatten Normannen England und Frankreich siegreich bestürmt und einen Theil Italiens erobert, weshalb nicht auch Byzanz? Aber die Ideen bedürfen einer glücklichen That. Nicht alle

Helden werden mit Erfolg geschmückt. Seine Gedanken sind noch heute nicht vollendet.

Es war nicht leicht, wieder nach Europa überzusetzen wegen der griechischen Flotten und Städte, bei denen er anlanden mußte. Er gebrauchte eine List, die zwar in ähnlicher Weise noch sonst erwähnt, aber in ihrer Art doch einzig ist. Er ließ das Gerücht verbreiten, er sei gestorben und es werde sein Leichnam nach Europa gebracht. In den Häfen sah man dann den Sarg und ihn, der meisterhaft todt sich stellen konnte, darin liegen; auf der Höhe des Meeres aber stand der Todte auf und aß und trank. Damit es auch einen Todtengeruch gäbe, hatte man einen Hahn geschlachtet und seinen Leib verwesen lassen. Anna Comnena war über die Geschichte ganz außer sich. Zumeist wäre sie erstaunt, sagte sie, daß seine eigene Nase den Geruch habe ausstehen können. „Aber ich habe daraus gelernt, daß dasjenige, was die Barbaren unternehmen wollen, unwiderstehlich ist und nichts ihnen zu schwer zu ertragen ist, sobald sie einmal in freiwillig geschaffene Schwierigkeiten sich begeben haben. Eine solche List war die erste und einzige, welche ein Barbar in unserm Lande ausgeführt hat und offen zum Verderben des römischen Reichs geplant war. Eine ähnliche List hat Niemand vorher im Kriege, weder ein Grieche, noch ein Barbar, ausgedacht und wird wol auch später etwas Aehnliches nicht gesehen werden.“ Wobei die Prinzessin, die eine feine Nase hatte, immer an den übelriechenden Hahn gedacht hat.

Bohemund kam glücklich nach Italien und begann dort (1106) eine Thätigkeit, welche von der besonderen Begabung dieses Fürsten wie von seiner Popularität zeugt. Es gelangen alle Vorbereitungen. Seine Pläne waren glänzend; aber keine Voraussicht bindet den tragischen Erfolg.

Bohemund war nicht bloß ein schwertkundiger, ein vorsichtiger Feldherr, sondern auch von großer Beredsamkeit. Wenn der gewaltige Mann, von Ruhm umflossen, mit dröhnender

Stimme und glühender Beredtsamkeit das Leid der Christen im Orient schilderte, riß er alle hin; malte er die Tücke des Kaisers Alexius aus, machte er Alle erbittert.

Er war nach Frankreich gegangen, dort um die schöne Tochter König Philipps von Frankreich zu werben. Sie hieß Constantia, und er erhielt sie. Aber die Constantia im Glück hat er, wie oft er auch warb, nicht erreicht. In Chartres ward die Hochzeit gefeiert. Dort stieg Bohemund später im Münster vor dem Altar auf eine *orcistra* (*orchestra*) — daher der heutige Name Orchester — auf eine Erhöhung oder Kanzel und hielt eine große Rede über den Zweck seiner Reise wie über den Zustand und den Reichthum Griechenlands mit solchem Erfolg, daß Viele so fröhlich ihm folgten, als wäre es eine Einladung zur Tafel.

Dasselbe that er mit noch größerem Erfolge in Poitou, wohin ihn der päpstliche Legat Bischof Bruno begleitete und wo ihn der bekannte Troubadour Wilhelm von Poitou unterstützte. Bohemund gab das erste Beispiel eines fleißigen Agitators und Reiseredners. Er schilderte, beklagte, ermahnte, erregte ein großes Volk. Ueberall beschenkte er die Kirchen. Man feierte ihn als Märtyrer und Streiter. Vornehme Leute brachten ihm ihre Kinder, daß er ihr Pathe sei und ihnen seinen Namen gäbe. Als er nach Italien zurückkehrte, sammelte sich um ihn ein großes Heer. Er setzte nach Syrien über.

Keine schrecklichere Botschaft konnte dem Kaiser Alexander kommen. Anna Comnena schildert lebhaft die Scene. Der Kaiser kommt von der Jagd, da stürzt ein Bote aus Dyrrhachium herein, neigt sich zur Erde und ruft laut: „Bohemund ist in Syrien gelandet!“ Alle werden starr vor Schrecken, nur der Kaiser behält mühsam die Ruhe und spricht: „Lösen wir die Sohlen und frühstücken; dann werden wir sehen, was mit Bohemund zu thun ist.“

Aber die Sache war gefährlicher, als er sie scheinbar

aufnahm, und Alexius war Meister der Verstellung und Intrigue. Er bot alle seine Kräfte und Künste auf, um zu widerstehen.

Bohemund fand überall Hindernisse. Dyrrhachium fiel nicht, als er es belagerte. Er hatte weder Geld noch Nahrung mehr. Verrath wüthete heftiger als das griechische Feuer; er war von Feinden umgeben. Wonach er lange getrachtet, ein Heer in das Lager des Byzantiners zu führen, hatte er erreicht, aber an der Pforte mißlang Alles. Er mußte einen Vertrag mit Alexius schließen. — Antiochien ward ihm freilich garantirt und ihm ein Jahrgehalt bewilligt, aber unter der Hoheit des Kaisers. Er erhielt den Titel Sebastus (Augustus); aber was sollte ihm dies Alles? Viele seiner Ritter hatten ihn verlassen, viele tadelten sein Unternehmen. Müde kehrte er nach Apulien zurück. Nach sechs Monaten starb er, eben als er nach Syrien mit neuer Mannschaft aufbrechen wollte.

Er hinterließ zwei Söhne. Der zweite, Bohemund, war sein unbestrittener Erbe in Antiochien. Das war der einzige Erfolg des Vertrages mit Alexius. Aber ohne Tancred's Beistand hätte kein Vertrag geholfen. Bohemund starb nicht wie ein Märtyrer. Wenn er gelitten hatte, so nicht wie ein Lamm, sondern wie ein Leu. Er war ein Kreuzheld, aber doch fand er nicht im Kreuz sein Heiligthum. Freilich war er auch fromm, wie man in jener Zeit zu sein pflegte. Unter rauchenden Trümmern und nach vergossenem Blut betete er am Altar der Heiligen. Er suchte zu sehr auf der Krone das Kreuz, darum fand er nicht am Kreuze die Krone. Es war ein tragischer Held — groß und klug, aber kein Meister des Erfolges. Er erstrebte viel, aber auf dem Wege nach dem Größten fiel er über das kleine Hinderniß. Es mag scheinen können, daß, wäre Bohemund in Illyrien und Bulgarien Herr geworden, wie Wilhelm der Eroberer in England, frisches Leben die Geschichte Constantinopels erfüllt hätte. Aber nicht der Ehrgeiz entscheidet. Die Früchte kommen nach ihrem Gesetz und nach ihrer Zeit.

Bohemund hätte verdient, das Object eines tragischen Dichters zu werden. Unfre Classiker übersahen es, und den Modernen ist in die ferneren Schichten der Geschichte der Weg zu schmal.

Sein Erfolg war nicht groß, aber sein Name blieb länger als der seiner Gegner. Freilich das Geschlecht, das Namen und Reich erbt, war seiner unwürdig. Dennoch bestand es länger, als alle christliche Herrschaft im Orient. Am 19. Mai 1268 fiel Antiochien in die Hände des Sultan Bibars.





Der Libanon und die Drusen.

(Hakem Biamr-Allah.)

Die Säulen und Tempel von Baalbeck liegen in Trümmern, aber die Bergsäule, zu deren Füßen sie zerstreut sind, steht in alter Kraft. Noch leuchtet weit über das Meer hin sein eisgekröntes Haupt, der nackte, violettgraue Felsenkamm mit den schneeschimmernden Schluchten ist ungebrochen. Das Himmelblau wirft einen blendenden Glanz noch immer von dem falben Gestein zurück.

Schauer, Ernst und Ruhe liegt auf seinem Gipfel, aber die Reize, die seine gewaltige Brust umgürten, entzücken noch immer. Wunderbare Fernblicke öffnen sich auf das Meer, auf grünende Täler, in Schluchten, die ein Quell mit hastigem Sprudel durchspringt; wie hingegossen breiten sich Fruchtfelder aus. Silberpappeln umschlingen mit dichten Gebüsch ein freundliches Dorf. Die Bäche, vom ewigen Schnee gesättigt, rollen unermüdlich herab, wässern die Flur, durchbrechen den Fels; der reine Strom schickt seine milchweißen Strahlen durch braune Rinnen hindurch; klar wie die Perle, kalt wie das Eis quillt Flut und Frische von oben herab; mit ihm das Wort des Propheten Jeremias (8, 14): „Hört wohl der Schnee vom

Libanon auf, mein Gefilde zu wässern, spricht der Herr, aber mein Volk vergift mich und opfert der eiteln Thorheit.“ —

Die Säulen und Tempel von Baalbeck sind gefallen; auch die Ceder vom Libanon fiel. Die Wälder, aus denen Salomo den Tempel und seine Häuser baute, sind nicht mehr. Wie die Palmen um Jericho und Palmyra ist die Ceder auf dem Libanon roher Verwüstung anheimgefallen. Das Bild, das einst der Prophet den assyrischen Tyrannen von ihr entwarf, ist zur Wahrheit geworden. Hoch und gewaltig wie sie, mit mächtiger Krone und weitem Gebiet, sind die Assyrer gefallen und mit ihren Ueberresten schmückten sich ferne Zonen. Auch die Ceder ist auf dem Libanon nur in kleinen Arten übrig. Aber der Duft, der von ihnen ausathmet, ist ein Hauch unvergeßlicher Zeit. Wenn man vom Gipfel des Libanon in seinem jähen Abhang herabsteigt, findet man nicht weit von dem Dorfe Bscherreh, einige Stunden von Eden, auf mehreren Hügeln noch einen Cedernwald. Die duftige Stille des Waldes redet dem, der ein lauschendes Ohr hat, in heiligen Stimmen. Kein Vogel singt; wo mehr als hier erweckt majestätische Einsamkeit das Herz zu rührender Erinnerung! Die in den Rinden eingeschnittenen Namen stören mehr als daß sie ehren. Noch deuten einige Cedern mit altersschweren Zweigen in eine unermessene Vergangenheit. In wunderbaren Verschlingungen strecken andere halbtentwickelte, riesenhafte Arme in die Luft. Endlich durch neuere Pflege kommen wieder jugendlich frische in die Höhe.

Wunderbar ist der Bericht, der von ihrem Verhalten im Winter erzählt ist. Dem Schnee entgegen, um den Flockenwirbel zu ertragen, der sich auf die Wipfel legt und sie im Winter bedroht, biegen sie ihre Zweige nach oben wie zu einer Spitze zusammen. So ertragen sie die Last des Schnees, der sonst die Aeste erdrücken würde. So mochten sie sich vor dem Schnee retten, vor der Plünderung der Menschen gelang es nicht. Allerdings rauschen sie noch, wenn auch in minderer Zahl,

in köstlicher Höhe; ihr Tempel ging noch nicht unter, da Assur und Babel, Palmyra und Baalbeck fielen. Gott gebe, daß sie noch fröhlich zum blauen Himmel rauschen, wenn der Islam fällt.

Aber der Libanon hat noch andere Erinnerungen als seine Cedern. Er war der Wall Palästina's gegen das Meer und die Wüste; zuweilen mehr ein Lusthaus, das im Sommer Kühlung gab, als ein Asyl der Bedrängten. Er verbarg nicht bloß das Geheimniß der Treuen, auch die Mysterien des Fanatismus. Er war nicht bloß ein Hort der Freien, sondern auch ein Horst der Räuber. Israel in seiner Heldenzeit hat ihn nicht erobert, aber die letzten Ausläufer indisch-buddhistischen Aberglaubens haben sich in seine Felsen geflüchtet. Das heilige Land ist wirklich ein Mittelpunkt der Erde, wie die kirchliche Ueberlieferung annahm, auf Ezechiel 38, 12 sich stützend. Das geschichtliche Herz der Völker schlägt mächtig in seiner Erinnerung. Wo das Herz ist, da ist Leben. Das Leben der Völker ist — Gott suchen. Ganz Palästina ist wie ein Altar, auf dem man Gott sucht. Auch das unreine und kranke Blut strömt zum Herzen, aus dem es kam, wieder zurück; auch der Schatten und die Karricatur der Wahrheit zeigen sich durch magnetische Kraft von dem Boden angezogen, den die Wahrheit mit ihren Sohlen betreten. Die bedeutsamsten religiösen Erscheinungen haben in Palästina eine Stätte gesucht. Der Dienst des ägyptischen Kalbes, der des babylonischen Fischgottes, des phöniciſchen Moloch ward an seinen Rändern geübt. Dem Monde und der Sonne erhoben sich Tempel; in Bergen und Wäldern erhoben sich Altäre. Der syrischen Göttin diente Isebel, dem kapitolinischen Jupiter baute Hadrian einen Tempel. Zuletzt brachte der Islam sein ganzes Leben in's Stocken. Die Ausläufe des Kampfes, den an den Grenzen Iran's der Islam mit indisch-buddhistischen Gedanken bestand, fanden, unbezwungen wie des Winters Schnee, eine Zufluchtsstätte in den Klüften und Schluchten des Libanon. —

Von seinem weißschimmernden Schneeglanz ist das Gebirge benannt. Liban heißt weiß. Ueber ihm glänzt in lauer Nacht der silberne Mond. Libanon und Levana sind eines Ursprungs. Aber in den strömenden, drängenden Geist der alten Völker zu seinen Füßen sind die Bewohner des Libanon nicht eingetreten. Israel hat sie nicht für seinen Geist erobert. Auch die Phönicier mögen sie nicht ganz ihrer Cultur gewonnen haben. Hevæer heißen seine ältesten Bewohner, ein durch ganz Kanaan ausgebreiteter Stamm, zu dem auch der Fürst von Sichem gehörte, der die Tochter Jacobs liebte. Ihr Name deutet auf die Dorfgemeinschaften, in welchen die Bergvölker lebten. Einem andern Stamme gehörten die Ituræer an. Von Fels und Berg sind sie benannt. Ihre Lebensweise war keine andere als die der Geschlechter Ismaels, zu dem sie die heilige Schrift gesellt. Sie hatten ihre Hand gegen Jedermann; sie plünderten und beunruhigten die Thäler und Städte bis ans Meer hinab. Bösewichter sind alle Bergbewohner, sagt Strabo. Einer ihrer Fürsten, Kinyras, den Pompejus besiegte, hatte sich der Stadt Biblos bemächtigt. Ihre Kunst, den Bogen zu führen, war besonders berühmt. An ihrer Stelle erscheinen nun seit dem 11. Jahrhundert die Ismaelien (Assassinen) und in dem Gebirgsland von Sidon bis Berytus und Biblos die Drusen. Zumal seit den Kreuzzügen sind sie als räuberische Völker und fanatische Religionssecten bekannt, die Jedermann feindlich waren. Mörderische Genossenschaften gab es von jeher im Lande. Während der Kriege der Römer mit den Juden war in Judäa eine Secte, die man Sicarier — Dolchmänner — nannte. Sie waren sowohl Feinde der Juden wie der Römer. Den Hohenpriester Jonathan erdolchten sie, und in Alexandrien, wohin einige geflüchtet, waren alle Martern nicht im Stande, sie zu zwingen, den Kaiser ihren Herrn zu nennen. In ähnlicher Weise waren die Assassinen Feinde des Islams wie jedes anderen Glaubens. Ihr Name wurde ein Mördername (assassin), obschon er aus

Haschischim — Haschischtrinker — gebildet ist. Wenn auch die Drusen sich von den Ismaeliern bedeutend unterscheiden, so dattirt doch ihr neuer Name und Religionsinhalt aus dem Gegensatz zum Islam, vor dessen Eroberungen sie sich im Libanon ihre Freiheit zu bewahren suchten. Der Libanon war eben eine Burg der Freiheit, auch für Räuber.

2. Der Islam ist eine politische Religion. Geistliche und politische Gewalt sind darin eng verbunden. Die Gegnerschaft gegen die Inhaber dieser Gewalt, die Chalifen, verwandelte sich in den ersten Jahrhunderten der gewaltsamen Aufregung, die durch den Islam in Asien entstanden war, auch in einen Contrast gegen die Lehre. Die größte Spaltung des Islam in Sunniten und Schiiten lehnte sich an den politischen Gegensatz von Perser und Araber an. Ali, den die Schiiten verehren, der Schwiegersohn Muhameds, der Mann Fatime's, den aber Andere verdrängten und ermordeten, ist der incarnirte Gegenkalif für alle Widersacher des arabischen Chalifats und seiner Lehre. An ihn lehnten sich alle an, die sich gegen die politische Lehre des orthodoxen Islam erhoben. Schon vor der Entstehung des Islam waren indisch-buddhistische Lehren nach Persien gelangt. Manes, der Gründer der Manichäersecte, hatte versucht, seine Ideen mit christlicher und persischer Religion zu verschmelzen. Der eigenthümlichste Versuch aber offenbart sich nach der Eroberung Persiens durch den Islam, indische Lehren in Leben und Lehre des Islam selbst zu übertragen. Eine der besonders markirten indischen Lehren ist die von den Avataren — den Verkörperungen der Gottheiten. Zehn werden angenommen. Der neunte war Buddha. Der zehnte ist zukünftig, Kalki, der auf einem weißen Roß kommen wird, die Welt zu befreien. Wir untersuchen hier nicht die Quellen und die Zusammenhänge dieser Lehre. Islamitische Secten übertrugen sie auf ihre Traditionen, wobei jüdische und christliche Gedanken verzerrt und entstellt wurden. In ihrer groben politischen

Sinnlichkeit wurde gelehrt, daß nicht bloß Adam, Noah, Christus, sondern vor allen Dingen Ali und die Chalifen aus seinem Stamme die rechten Imame seien, in denen Gott verkörpert sei. Diese Lehre wurde in Persien mit mystischen Gedanken jüdisch-christlicher Religionsphilosophie vermischt und zu politischen Zwecken gegen das regierende Haus der Abbassiden angewandt.

Merkwürdig ist nun das Auftreten eines Mannes am Ende des achten Jahrhunderts. Sie nennen ihn den Sohn eines Walters Ata, er aber bezeichnete sich, ganz seiner Lehre gemäß, mit dem Namen Hakem. Man hat nicht genug beachtet, daß er sich damit als den Inhaber der mystischen Weisheit (Sophia) bezeichnete, welche den Begriff der Gottheit darstellte. Hakem ist der Chacham, der mystisch Weise, und er lehrte, daß in ihn die Natur der heiligen Imame übergegangen sei. Darum redete er mit seinen Jüngern nur unter einer goldenen Verhüllung und hieß daher der „Verhüllte“, weil seine Zuhörer sonst seinen Glanz nicht ertragen würden. Dies war dem Moses nachgebildet, von dem ähnliches im alten Testament erzählt wird. Es hat auch einen tiefern Sinn, wenn man von ihm berichtet, er habe einen Mond aus dem Brunnen heraufgebracht. Es gehörte in alte Lehren von der Seelenwanderung, daß der Mond das Schiff sei, auf welchem die Seelen auffahren, um an der Sonne zu landen. Seine Anhänger trugen weiße Gewänder und hießen die Weißen, zumal im Gegensatz gegen das feindliche Chalifenhaus der Abbassiden, deren Abzeichen das schwarze Kleid war. Als er und seine Angehörigen, vom Feinde verfolgt, in der Burg Nakes jenseits des Drus sich nicht mehr halten konnten, verbrannte er sich mit allem Besitz, so daß sein Leichnam nicht gefunden wurde. Er hatte verkündet, er werde in der Person eines halb schwarzen, halb weißen Mannes wiederkehren, reitend auf einem aschgrauen Esel und das Werk von Neuem beginnen. Und diese kam auch.

Der Widerstand der Anhänger des Ali gegen das Chalifat

gewann einen gewaltigen Ausdruck, als es dem Obeidallah, Sohn Mohameds, aus Syrien gelang, nach schweren Kämpfen sich zum Herrn von Aegypten und Syrien zu machen. Ein fanatischer Herold verkündete ihn als den Mehdi, den zwölften Imam. Er gab sich als Abkömmling des Ali von seiner Tochter Fatime aus, daher seine Dynastie die der Fatimiden heißt. Man rechnet seine Herrschaft vom Jahre 934 an.

Aber nicht er ist die interessanteste Person der Dynastie Aegyptens, welche von 934—1171 regierte. Sie wurde zuletzt durch keinen geringeren als Saladin entthront. Der am meisten genannte und verkannte ist Mansur bar Ali, welcher sich selbst aber El Hakim biamr Allah (Hakem biamrilla) nannte.

Die Geschichtschreiber der Fatimiden sind ihre Gegner. Hakem ist von ihnen grade so entstellt und verzerrt worden, wie Elagabal von den römischen Memoirenschreibern. Nirgends hat man ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Auch die neueste Geschichtschreibung klärt diese Karicaturen nicht auf.

Er kam wie Elagabal jugendlich als elfjähriger Knabe auf den Thron, 996, und hörte zu regieren auf 1021.

Zu diesem Chalifen sollen nun Anhänger der mystischen Lehren aus Persien gekommen sein, welche immer dem Islam, zumal in der sunnitischen Form, feindlich waren; diese hätten ihm selbst gepredigt und verkündet, er sei der wahre Hakem, in ihm sei die mystische Weisheit der Gottheit verkörpert, er sei die Incarnation dessen, der Alles geschaffen. In ihm sei Alles vollendet. Der erste Anhänger dieser Lehre, Ibn Ismael el Drusi, wurde vom Volke erschlagen. Der zweite war vorsichtiger und gewann einen Theil des Volkes durch altpersische Gebräuche, die er bei ihnen erneuern wollte, wie z. B., daß es erlaubt sei, mit Schwestern und Müttern, also auch mit Brüdern und Vätern sich zu verehelichen. Aus den Nachrichten der Alten geht allerdings unzweifelhaft hervor, daß bei den Persern Ehen mit Müttern und Schwestern vorkamen. Die neuen Lehrer wirkten

gegen die bisherige Verehrung Mohameds, schafften die geistlichen Uebungen ab und redeten gegen die Wallfahrt nach Mekka; bald konnten sie dem jungen Chalifen verkünden: „16 000 verehren bereits dich allein als Gott.“ Und Hakem nahm es an, der neue Imam und die Incarnation Gottes zu sein.

Es war dies politisch der entschiedenste Gegenschlag gegen die sunnitischen Chalifen in Bagdad. Es lag in dieser Lehre zugleich die völlige Opposition gegen den Islam selbst. Mohameds Autorität wurde gestürzt. Es war freilich ein sonderbares Mittel, durch welches dem Koran der Sunniten entgegengetreten wurde, aber in den Zeiten und unter den Völkern des Islam war eine andere Weise, als durch politische Macht auch geistlich vorzudringen und zu streiten, nicht denkbar. Hakem hatte erst eine Autorität über Mohamed, wenn er selbst Gott war. Und aus dieser Idee versteht man alle seine sonderbaren Thaten.

Die Bräuche des Islam hörten auf; es wurde nicht am Ramadan gefastet. Die täglichen fünf Gebete wurden unter-
sagt; bei Nennung des Namens Hakem und unter dem öffentlichen Gebet für ihn mußte das Volk niederfallen. Jedes andere Gebet vor Gott, wobei man sonst niederfiel, wurde verboten, denn es war schon geschehen bei Nennung seines Namens. Wenn er ausritt, riefen ihm seine Verehrer zu: „Du Einziger, der du tödtest und lebendig machst!“

Einer seiner Schmeichler kam nach Mekka an die Kaaba, schlug mit der Lanze an den schwarzen Stein und rief: „Ihr Verwirrte! warum verehret ihr das, was weder nützt noch schadet, und verlasset den, der tödten und lebendig machen kann in Aegypten?“

Weil Mutanna verkündet hatte, er würde in der neuen Incarnation auf einem grauen Esel kommen, ritt der Chalif nun auf einem solchen in die Stadt. Man erkennt hier, wie auch sonst noch, eine Verzerrung des Lebens Jesu. Es mußten

darum auch die Kinder auf der Straße vor ihm niederfallen. Er machte die Nacht zu Tage, denn er war das Licht der Welt.

Er hob den Freitag auf, der bisher der Ruhe- und Festtag war und setzte den Donnerstag ein, statt des sechsten den fünften Tag, daher man seine Anhänger die Quintaner nannte, die Fünftler, mit Beziehung auf die Kamele, die erst an dem fünften Tage Bedürfniß zu trinken hatten.

Es waren darin Erinnerungen an altheidnische Gedanken. Der Donnerstag war Jupiter gewidmet, dem höchsten Gott, der Freitag aber der Venus. Aber der Chalif war ein Feind der Venus und auch der Frauen Feind. Sie sollten sich nicht auf der Straße, noch durchs Fenster, noch auf den Terrassen sehen lassen. Die Schuhmacher durften ihnen weder Schuhe noch Sandalen machen. Sie sollten keine öffentlichen Bäder besuchen. Man erzählt, er hätte einmal im „goldenen Bade“, das er besuchte, Weiber schwätzen hören. Er ließ das Bad verschließen und nicht wieder öffnen, bis ihr Mund durch den Tod verschlossen war. Die Bilder in den Bädern, welche Frauen darstellten, mußten ausgelöscht werden.

Solche Geringschätzung gegen die Frauen war auch den Buddhisten eigen, wenigstens theoretisch. „Die Seele dessen, der sinnlichen Lüsten ergeben war, kommt in die Seele eines Weibes.“ In Itlassa durften die Weiber nicht anders als mit schwarzgefärbten Gesichtern erscheinen, damit sie nicht anreizend erschienen.

Wahrscheinlich im Zusammenhange mit seiner Gegnerschaft gegen die Venus ist sein Verbot des Honigs, welcher der Venus heilig war. Er soll 12 000 Körbe Honig in den Nil haben werfen lassen. Daraus erklärt sich auch, warum er die Muspflanze Corchorus, die von den Aegyptern gerne gegessen wurde, verbot. Sie war honigsüß, ihr Name war Meluchion, von meli, Honig. Die mystischen Bräuche der Sekte bestanden aus einem Gemisch von philosophischen, alttestamentlichen und

indischen Geboten. Von Pythagoras, den die Sekten mehrfach erwähnen, kommt das Verbot der Bohnen, vom alten Testament das Verbot der ungeschuppten Fische, weil sie wie die Aale den Schlangen gleichen. Die Hunde ließ er todtschlagen, weil, wie auch bei den Indern die Meinung war, die Seelen der Lasterhaften in sie übergingen und sie in den Städten der Sunniten geduldet waren. Ueberall tritt eine Opposition gegen den Koran heraus, welcher den Honig als Heilmittel empfiehlt und auch die Hunde duldet, auch Fische allerlei Art nicht verbietet.

Auch die Weintrauben verbot er; denn Geweihte trinken keinen Wein, wie die Nasiräer im alten Testament; hier stimmte er mit der Sunna des Koran überein, wengleich den Chalifen in Bagdad das lange nur ein Buchstabe geblieben war. In der That tranken die Frömmsten, wie Harun Alraschid, den stärksten Wein.

Man erzählt von ihm, daß er auch Wunder gethan. Es hat ihn Niemand essen oder trinken oder sonst ein leibliches Bedürfniß erfüllen sehen. Dasselbe erzählen Legenden von dem Pharao zu Moses Zeiten; auch dieser habe sich für einen Gott halten lassen.

Er soll Handel getrieben haben, weil er selbst sich erwerben wollte, was er brauchte, um nicht in den Besitz von Dingen zu kommen, an welchen Unreinheit hangen konnte, eine Meinung, die weit verbreitet war. Nureddin, der Wohlthäter Saladin's, der Atabeg von Syrien und Mahmud von Gazna, der große Eroberer, sollen ebenso gelebt haben. Auch von einem Chalifen erzählte man, daß er Teppiche gearbeitet, mit seinem Siegel versehen und sie so zum Verkauf auf den Markt geschickt habe. Alle Sultane der Osmanen haben, zumal in älterer Zeit, Handwerke erlernt. Wie Hakem selbst, so speisten auch seine Anhänger nur bei solchen, „von denen sie wußten, daß bei ihnen

kein ungerechtes Gut ist und daß sie ihr Brod durch die Arbeit verdienen.“

Auch in die Erzählung von seinem Tode werden Messiasgedanken eingeflochten. Als er in der Nacht am 17. Schawal 411 (1120), auf seinem Esel reitend, zum Hügel Mofallam kam, habe er nach Morgen gesehen und, wie er den Mars aufsteigen sah, gerufen: „Du verfluchter Blutvergießer bist heraufgestiegen, meine Stunde ist gekommen!“ Da wären Meuchelmörder erschienen, die seine Schwester gedungen, hätten ihn mit einem Strick erdroffelt, seinen Begleiter getödtet und dem Esel die Kniesehnen abgehauen. Seine Anhänger erzählen, er sei nicht gestorben, sondern verschwunden. Christen berichteten, er sei in die Wüste gegangen, ein Christ zu werden. Etwas Ungewöhnliches war an dem jungen Chalifen. Wenn man aus den feindseligen Nachrichten seiner Gegner einen Schluß ziehen kann, so erfüllten ihn Ideen, den Islam, seine Haremswirthschaft und seine kriegerische Art einzuschränken. Er wollte ein Friedensfürst sein, der einfach lebte und seine Unterthanen nicht ausfog. In der Erinnerung seiner Anhänger ist er die Incarnation Gottes geblieben.

Der eigentliche Lehrer und Prophet Hakems war Hamsah. Dieser floh mit Anderen nach dem Tode Hakems nach Syrien in den Libanon. Von da an bildete das tapfere Volk der Drusen die Gemeinde der Gläubigen Hakems, und bis auf diesen Tag, nach so vielen Verfolgungen und Kämpfen, wird die Geheimlehre Hakems von den Eingeweihten — den Dkals — bewahrt. Denn aus dem eigentlichen Volk, das kriegerisch, räuberisch und unwissend wie jemals ist, und aus diesen Eingeweihten bestehen die Drusen. Das Volk weiß von der eigentlichen Lehre wenig und hört nur an bestimmten Tagen ermunternde Worte. Die Dkals halten die Tradition der Lehre bei sich geheim.

Man wird den Sinn ihrer Lehre, wie man sie aus manchen

Schriftstücken und sogenannten Catechismen kennen lernt, ohne Vergleich mit der buddhistischen Lehre, nicht verstehen. Doch haben sich Einflüsse des Judenthums und Christenthums sehr merklich gemacht. Sie ist vor allen Dingen gegen den Muhamedismus gerichtet. Muhamed wird ein Bastard genannt; Hakem hat seine Lehre nur bestehen lassen, um die Gläubigen zu prüfen. Die Werke des Islam werden verworfen: Wallfahrten, Fasten, vorgeschriebene Gebete. Die Eingeweihten sind keine Krieger. Ackerbau allein und Handwerk giebt ein erlaubtes Gut. Ihre Hauptsätze sind: Anbetung Hakems, brüderlicher, gegenseitiger Schutz, Enthaltung vom Fleisch unreiner Thiere, Anständigkeit in der Kleidung, Sorgfalt, nur von den Früchten eines erlaubten Gutes sich zu nähren und Betrachtung der Weisheit. Die Eingeweihten essen zumeist gar kein Fleisch, nichts Süßes (keinen Honig) und sprechen nur mit halbblauter Stimme.

Sie nehmen zehn Avataren, Menschenwerdungen, an, deren letzte Hakem war. Er erschien, wie Mokanna geweiffagt, im schwärzlichen Kleid, weil er über die Prüfungen seiner Anhänger trauerte. Er wird aber wiederkommen und alle Religionen richten, er wird eine neue Ordnung machen, dann werden die Muhamedaner nur eine Unterabtheilung der Juden sein.

Den Hamsah stellen sie zu Hakem, wie Johannes zu Jesu. Wie Hakem in verschiedenen Menschwerdungen da war, so auch Hamsah. Zu Noahs Zeit hätte er Pythagoras, zu Jesu Zeit Lazarus geheißen. Sonderbar und merkwürdig ist die Meinung, die sie von den Pyramiden in Aegypten haben. Hakem habe sie bauen lassen. Sie stellen das Zeugniß des Bundes mit ihm dar bis zum Tage, wo er wiederkommen wird.

Es sind merkwürdige Beziehungen zum Evangelium offenbar. Es wird gesagt, daß der Verstand, der Wille und das Wort in den Zeiten Jesu in der Person Johannis, Matthäus und Markus erschienen sind. Lukas aber wird nirgends ge-

nannt. Sie haben 21 Jahre, jeder sieben, den Hakem verkündigt. Welche Worte gebrauchten sie? „Sie sprachen mit leiser Stimme: Herr, von Dir kommt das Heil, zu Dir kehrt es zurück. Du bist der Austheiler, und wer sich auf Deine Einladung einfindet, geht in das Haus des Heils ein. Sei ewig gelobt und gepriesen, unumschränkter Herr aller Dinge, dem allein alle Ehre und aller Ruhm gebühret.“

Die Seelenwanderung gilt ihnen als ein besonderer Glaubenssatz. Jede Seele, die aus einem Menschen weggeht, erfüllt wieder einen neuen Menschen.

Ueber den Namen Drusen geben sie selbst den Grund an, der wol der richtige ist. Man hat vielfach geglaubt, daß er von dem ersten Verkünder ihrer Lehre Ismael el Druß herstamme. Doch tritt dieser in der Lehre nicht hervor und wird, da er zeitig erschlagen ward, von Hamza ganz überschattet. Aber Ismael hieß schon el Druß aus demselben Grunde wie die Drusen selbst, nämlich (von Dros, hebräisch Darasch) die Forschenden, Sinnenden, Lehrenden; der Name drückte ihre mystische Speculation aus. In der Lehre der Drusen wie Hakems sehen wir einen Versuch des Buddhismus, sich in Westasien und Aegypten festzusetzen.

Der Mißerfolg hat Hakem um seinen Ruf in der Weltgeschichte gebracht, trotz seiner Verdienste um die Baukunst; die schönste Moschee in Kahira trägt seinen Namen. Er ließ astronomische Tabellen verbessern, die auch nach ihm benannt sind. In seiner Person als Hakem sagte er: „Der Nil ist mein, ich habe ihn gegeben“ nämlich Gott; aber alle Mühe, den Lauf des Stromes durch geschickte Leute noch mehr zu reguliren, gelang nicht. Den Namen „aberwitziger Tyrann“ würde ihm Niemand gegeben haben, hätte er Erfolg gehabt. Die Völker waren durch muhamedanische Kriege und Aufregungen in Stimmungen gebracht, in welchen solche Versuche und Irrungen möglich waren. Es floß aus seiner Stellung,

die er einzunehmen glaubte, daß er alle andern Bekenntnisse mißbilligte und unterdrückte. Denn er war zwar gegen den Islam, aber doch von seinem Geist erfüllt. Er zwang, was weit und breit in ähnlichen Fällen eintrat, die Christen und Juden, Abzeichen zu tragen. Die Christen mußten in blauem Kleide gehen, einen schwarzen Turban und ein Kreuz am Halse tragen. Die Juden trugen ein gelbes Kleid und mußten um den Hals einen Kalbskopf haben. Nur dies letztere Gebot von Hakem war eigenthümlich, aber es beruhte auf einer Stelle des Koran, in welcher den Juden vorgeworfen war, daß sie das Kalb zu Gott gemacht haben. Es war also an dieser Maßregel nichts, was an seine besondere Lehre erinnert.

Dagegen wird berichtet, daß man im drussischen Heiligtum das Bild eines goldenen Kalbes in einer Kiste verwahre; Ad hat davon eine Zeichnung gegeben. Es ist mit geheimen Zügen bedeckt. Man hat wol recht, das Bild für kein Idol zu nehmen, das die Drusen anbeten; aber ein Bild Hakems kann es doch sein, nämlich als Apis, der ja auch eine Incarnation der ägyptischen Gottheit war.

Die Drusen haben ihre mystischen Lehren nicht verbreiten können. Eine politische Bedeutung schienen sie nur einmal unter dem Emir Fekreddin (im Anfang des 17. Jahrhunderts) und seiner energischen Mutter Setnesep gewonnen zu haben. Aber es blieb von seinen Unternehmungen nichts übrig als die Zerstörung von Baalbek. Die Trümmer sind die einzigen Zeugnisse seiner Erfolge. Aus der neueren Zeit wissen wir von ihren Kämpfen mit den christlichen Maroniten; es ging noch einmal Feuer, nicht vom Dornbusch, sondern von der Ceder aus, und der Sultan hatte Mühe, durch die Großmächte Europa's gedrängt, dem Blutbade ein Ende zu machen. Es ist an den Drusen dasselbe zu erkennen wie an Hakem, daß sie zwar an sich Feinde des Islam waren, aber doch immer die Methode des Islam hatten.

Der Islam ist, wenn er lebt, verzehrendes Feuer, wenn er schlaff wird, ein Sumpf, in welchem die Völker verderben. Das heilige Land ist wirklich wie ein Herz der Erde. Denn wo das Herz schlägt, ist Leiden aus Sehnsucht, aus Schuld, Leiden im Gericht. Vom Schnee des Libanon bis an den Grenzfluß Aegyptens ist Palästina ein Golgatha, vom Hermon bis an die Wüste Edom rinnt leis über Fels und Thal die Thräne des Heiligen über Land und Volk. Durch die Schluchten und Steppen von Hoch- und Niederland geht die Klage Marias: „Sie haben meinen Herrn weggenommen!“ Ueberall von Tyrus bis an das schreckliche Meer von Sodom schallt ein Schrei der Angst über Tyrannei und Verwüstung. Aber nur die Liebe leidet. Wenn der leidende Hesperus sinkt, geht der siegende Morgenstern auf. Der Islam schmilzt wie der Schnee zu seiner Zeit. Dann werden Reben sich ranken an die Cedern des Libanon und

Gottes Nachtigallen schlagen,
Wenn die Dornen Rosen tragen.





Die Kreuzzüge.

„Wir haben das Kriuze genommen
daz sul wir leiten alsó
daz unser séle werde vró.“

(Aus dem 13. Jahrb.)

1.

Der Prophet Elia trat zu dem versammelten Volke und sprach: „Wie lange wollet ihr auf beiden Seiten hinken? Dienet ihr Gott, so dienet ihm und folget ihm nach! Folget ihr Baal, so wandelt ihm nach!“ Das Hinken auf beiden Seiten ist die Signatur schwacher Zeiten und Menschen. Schwache Gewissen dünken sich stark zu sein, doppelte Pflichten zu tragen. Halbe Liebe und halbe Ueberzeugung trägt keine Begeisterung; große Thaten geschehen durch kein zwiespältiges Volk. Zeiten, welche den Stempel unsterblichen Ruhmes tragen, waren von einer Flamme, die Herz und Seele ergriffen, unwiderstehlich durchglüht.

Selbst der Fanatismus des Islam ist davon ein Zeugniß. Die Araber unterwarfen die halbe Welt nur durch die gesammelte Blut einer fanatischen Begeisterung. Erst als diese verlosch, hörte ihr Schrecken auf. Die Lehre Muhamed's ist auf die gesammelte Gewalt einer Kraft, einer Herrschaft gegründet. Noch als der falsche Prophet in den nationalen Grenzen seiner

Heimath waltete, pflegte er mit aller Extase die Idee der einen Herrschaft seiner Lehre in Arabien. Zwar hat er die Bücher der „Schriftbesitzer“, wie er die Juden nennt, nicht verleugnet, Mosen und Jesum anerkannt, aber von seiner Prophetie wird jede andere aufgehoben. Der Koran überwindet nicht durch Wort und Wahrheit, er ist ein Feuer, das alles Andere verzehrt. Auf dem Sterbebette Muhamed's soll Omar sein Wort vernommen haben: „es könne nur eine Religion in Arabien geben.“ Der Islam war ein Eroberer, und wo er siegte, stets derselbe. Es soll nur eine Religion sein, wurde der kanonische Satz des Muhamedanismus. Was neben ihm noch bleibt, soll wenigstens nicht wie er bestehen. Ehre und Freiheit gebühren nur dem Islam, dem Ungläubigen müssen sie entzogen sein. Weil Omar, der gewaltige Kalif, zuerst diesen Kanon mit scharfem Schwert gelehrt hatte, ward mit seinem Namen das Grundgesetz des Islam in seinem Verhältniß zu den Ungläubigen benannt. Das kanonische Recht des Islam heißt das „Omarische“.

Es wurde festgehalten, daß jeder Gottesdienst der Ungläubigen (Juden und Christen) nur ein geduldeter und zwar nur außerhalb Arabiens gelittener sei. Eigentlich sollten Christen nirgends neue Kirchen bauen, morsch gewordene nicht ausbessern und sich jeder öffentlichen Kundgebung enthalten. Glocken mußten leise gehen, die Gemeinden durften nicht laut singen. Und nicht bloß dies; der Moslem mußte auch im gesellschaftlichen Leben eine erhöhte Stellung vor Christen und Juden einnehmen. Die Letzteren waren genöthigt, dem Moslem mit vorgeschriebenen Zeichen der Ehrerbietung zu begegnen, namentlich vor ihm vom Pferde zu steigen und die gehörige Reverenz zu machen. Es war festgesetzt seit Omar, daß weder Christ noch Jude auf einem gesattelten Pferde reiten durfte. Sie durften noch bis in neue Zeiten nicht diejenigen Waffen tragen, welche dem eigentlichen Moslem angemessen sind. Die Ungläubigen hatten sich

zu unterscheiden durch die Tracht ihrer Kleidung, namentlich durch Gürtel und Fußbedeckung. Die Farbe unterschied wieder Juden und Christen; an der gelben erkannte man meist die Juden, an der blauen die Christen.

Es versteht sich, daß diese Art von Gesetzen in verschiedenen Ländern bald strenger, bald milder ausgeführt worden ist. Als eine Art Reformator des Omarischen Gesetzes und des „gläubigen“ Lebens überhaupt wird der Sultan Motewekfil in der Mitte des neunten Jahrhunderts angesehen, der namentlich über die Abzeichen der Juden und Christen bestimmte Anordnungen gab; daß sie z. B. nur hölzerne Steigbügel und Sattel gebrauchen, die Männer einen Lappen an ihren Kleidern, die Frauen am Schleier ein anderes Abzeichen tragen sollten. Noch weiter ging in der Strenge dieser Gesetze der ägyptische, aus dem Hause der Fatimiden stammende Sultan Hakem Biamrilla; dieser gebot, wie schon oben angeführt, daß die Juden einen Kalbskopf an ihrer Brust tragen mußten, während die Christen ein Kreuz trugen. Den Kalbskopf ordnete er zur Erinnerung an das goldene Kalb in der Wüste an. Die Christen mußten außerdem ein blaues Kleid und schwarzen Turban tragen. Wer sich dieser Zeichen weigerte, wurde verbannt. Als die Zurückbleibenden das Gesetz umgingen, wurde dieses erschwert. Christen und Juden mußten nun hölzerne Abzeichen, fünf Pfund an Gewicht, und an ihren Kleidern Glocken tragen.

Spätere Kalifen haben die Vorschriften ein wenig gemildert, aber im Geiste des Islam ruht die Anschauung, aus welcher solche Gesetze fließen. Sie ist ihm immanent; Milde wechselt daher nach Laune mit übermüthiger Strenge zu aller Zeit ab. Als die vorhandenen Abzeichen die Ungläubigen noch nicht genügend zu trennen schienen, kam ein arabischer Feldherr auf die Idee, Zeichen in die Hand einzubrennen; die Ungläubigen wurden an diesem Brandmal, das die Figur eines Löwen oder Ringes trug, erkannt. Offenbar ein sehr gründliches Ver-

fahren. Trotzdem diese Gesetze galten, waren die Schicksale der Christen und Juden durchaus nicht ungünstig, aber in jeder Beziehung befanden sie sich in untergeordneter Stellung; sie durften kein staatliches Amt bekleiden; Richter über „Gläubige“ zu sein, war ihnen untersagt. Es hing freilich nur davon ab, ob die Persönlichkeit, welche auf dem Thron saß, dem Muhamedanismus milder oder strenger gesinnt war. Unter einem einzigen, dem berühmten Harun-Alraschid, der sonst nur wenig von den strengen Grundsätzen des Koran abwich, genossen sie eine größere Freiheit, denn selbst der kunstliebende Kalif Almanun hat sich nicht wenige Verfolgungen gegen die Christen gestattet.

2.

Das heilige Land der Erinnerung, Palästina, war auch in die Hände der Muhamedaner gefallen. Seit jenen Zeiten, in welchen der schreckliche Aufruhr der Juden unter dem Bar Kochba von den römischen Kaisern gebändigt worden und die Juden überall verbannt, verjagt oder getödtet waren, hatte das Land aufgehört, den besonderen Stempel jüdischen Lebens zu tragen. Die Stadt selbst, Jerusalem, hieß officiell *Mlia*, nur die Christen bewahrten noch den Namen Jerusalem. Aber nachdem der römische Kaiser Constantin das Christenthum angenommen und seine Mutter Helena dort das heilige Kreuz entdeckt, nachdem der Kaiser und seine Nachfolger zahlreiche Klöster und Stiftungen in Palästina errichtet hatten, seitdem es überhaupt unter christlichen Herrschern christliche Ruhe und Frieden genoß, blühte das Land von Neuem auf; lange Zeit blieb es von der Verwüstung verhängnißvoller Kriege verschont; von allen Seiten strömten fromme und sehnsüchtige Gemüther nach Palästina, um dort das Leben zuzubringen; bis in die Wüste hinein bevölkerte sich das Land mit frommen Eremiten, Mönchen und anderen Christen, die dort ihren Aufenthalt nahmen. Namentlich sammelten sie sich an den heiligen Erinnerungsstätten des Landes.

Die Stelle des Jordans, wo Johannes getauft hatte, wurde mit Marmor getäfelt und war von Gebäuden, Kapellen und gastlichen Wohnungen umgeben; bis an die schauerlichen Ufer des Todten Meeres drangen die frommen Väter, und mehr als zwanzig Klöster zählte man am Felsgeklüft dieser schrecklichen See.

Allein dieser glückliche und ruhige Zustand, der nur auf einen Moment durch den Eroberungszug des Persers Cosru gestört war, nahm für alle Zeit ein Ende, als das Schwert des Muselmanns bis dahin gedrungen war.

Es war im Jahr 636, als an einem kleinen Fluß, der in den Jordan geht, nicht weit vom See Liberias, so klein, daß ihn die Bibel nicht einmal erwähnt, am Jarmuk, die große Entscheidungsschlacht stattfand, in der die Griechen, von Amru völlig auf's Haupt geschlagen und in die Flucht getrieben, erst in Jerusalem einen festen Punkt fanden, um sich zu halten. Die Araber drangen unter ihrem Feldherrn unaufhaltsam vor und fanden ihren Muth erst an der tapferen Bertheidigung Jerusalem's gebrochen. Der Patriarch Sophronius, welcher in Jerusalem lebte, bot Alles auf, um die Stadt zu behaupten, bis etwa Entsatz käme; allein die Byzantiner waren, wie oft, zerfallen und rathlos; nirgends war Kraft, dem fanatischen Anprall der Feinde zu widerstehen. Nach vier Monaten rüstigen Widerstandes beschloß Sophronius, zu unterhandeln. Es geht die Sage, der Patriarch hätte auf die Aufforderung zur Capitulation erwidert, er könne nur mit einem Feldherrn unterhandeln, dessen Name aus drei Buchstaben bestehe. Dieser Feldherr war Omar selbst, dessen Name arabisch mit drei Buchstaben geschrieben wird.

Die Sage ist arabischen Ursprungs. Sie soll darauf hinweisen, daß der Besitz der Stadt dem Islam bestimmt war und ihre Eroberung durch Omar eine Erfüllung des Schicksals sei. Denn Jerusalem war auch dem Islam eine heilige Stadt, sie

heißt noch immer: Elkodsch, die Heilige. Die arabischen Geschichtschreiber erzählen von der Pilgerfahrt, die Omar dahin unternahm. Nicht wie ein Feldherr, sondern wie ein Bürger sei er dahin gezogen auf einem rothen Kameel, das nur Korn und Datteln für seinen Bedarf trug. Aber nachdem er die Stadt erobert, trat er als Kalif auf. Die Juden vertrieb er, den Christen gestattete er einige Duldung. Als er eine Moschee an der Stelle des heiligen Grabes errichtete, erzählt man, sei der Patriarch Sophronius vor Schmerz gestorben, wie der Hohepriester Eli bei der Nachricht von der Wegnahme der Bundeslade durch die Philister. Auch auf Moria, dem alten Tempelplatz, errichtete er eine Moschee; bei ihrer Vollendung soll er ausgerufen haben: „Nun ist das Judenthum gedemüthigt.“

Von dieser Zeit an ist Palästina das heilige Land, ganz mit dem Schicksale des arabischen Kalifats und seiner Dynastie verbunden.

Die Eroberungen durch die Moslemn hatten nicht verhindert, daß zahlreiche Pilgerzüge von Europa herüberkamen, und unter dem Kalifat der Omajaden und Abbassiden war im Ganzen die Behandlung der Pilger eine milde, weil ihm der Vortheil nicht gering schien, den die zahlreichen Pilgerwanderungen nach Palästina für das Gewerbe und den Verkehr des Handels mit sich brachten. Allein das Reich der Abbassiden stürzte bald zusammen unter dem Anstürmen nordischer Völker, und in diesen Kämpfen um das Besitzthum des Kalifats ist auch zuweilen Palästina in Angst und Noth und sind die Christen oft um ihr Land, ihre Kirche und ihr Leben gekommen. Eine Zeit lang war Jerusalem selbst bei den Arabern ein sehr besuchter und gefeierter Ort. Eine fanatische Secte der Muhamedaner — denn auch der Muhamedanismus zählt eine große Zahl von Secten — die Karmaten, hatten die Wege nach Mekka verlegt; es konnten von Arabien keine Pilgerzüge nach dieser Stadt unternommen werden, so wurde ihr Ziel

Jerusalem. Mit dem Besitze von Aegypten war immer der von Palästina verknüpft, und als die Aliden, die sich von der Fatime ableiteten, auf den Thron von Aegypten kamen, war es Hakem Biamrilla, der die grausamsten Verfolgungen gegen die Christen gestattete, die Kirche des heiligen Grabes zerstörte und anderen fanatischen Unfug ausübte. Andere Bedrückungen erlitten das arme Land und die Christen durch die heranwachsende Macht der Seldschuken, jener Türken, die selbst dem Mahmud von Gazna furchtbar erschienen. Einer ihrer Fürsten drang bis nach Palästina vor, plünderte die Kirchen, tödtete die Christen und wurde nur dadurch von anderen Verwüstungszügen durch den Bruder des Malekschah, den er nicht mit der gehörigen Achtung behandelt hatte, abgehalten. Tutusch, dieser neue Herrscher, schonte die Christen etwas mehr. Nach ihm fiel das Land wieder in den Besitz der Herrscher von Aegypten, und zwar in den Jahren, in welchen Europa wie aus den Angeln sich hob, um dem Islam die heiligen Stätten zu entreißen.

3.

Es wird gestattet sein, einen raschen Blick auf die Geschichte des christlichen Europa zu werfen. Auch die christliche Gesellschaft hatte sich in den ersten 400 Jahren des Islam gewaltig umgestaltet. Ungemein war der sittliche und geistige Einfluß, den die germanischen Völker, die Herren Europa's, durch das Christenthum vom siebenten bis elften Jahrhundert n. Chr. empfangen hatten. Die Germanen, bisher getrennt durch verschiedene Bräuche und Gesetze, geschieden durch die Ziele ihrer Eroberungen, wurden erst durch die christliche Lehre ein Volk. Erst vom Christenthum empfangen sie eine Sprache, die Alle verband; erst von diesem ein Gesetz, in dem die Geschlechter sich durch Bande des Bluts ehelich vermischten, ein Ziel, in dem sich streitlos Alle zusammenfinden mochten: die Kirche. Das Christenthum vermittelte die friedlichen Künste, die sie einander

mittheilten, und bahnte die Straßen, auf welchen britische und gallische Mönche Lehre und Cultur nach dem Osten trugen. Die geistige Einheit, an welche Tausende von begeisterten und opferfreudigen Bekennern und Märtyrern gearbeitet, verschmolz die durch Meere und Alpenketten Geschiedenen. Die Sieger und die Besiegten, die Freien und die Colonen, die Herren und Knechte, die Ritter und Bauern, die Helden und Mönche hatten eine Hoffnung, die ideal auf ein anderes Leben gerichtet war. Niemand hat diese geistige Einheit so hoch politisch aufgefaßt, als der größte germanische König der alten Zeit, Karl der Große. Gewissermaßen hat er sie auch ausgeführt. Mit den Reichsgedanken, welche Karl der Große in seiner ganzen Auffassung der damaligen Weltstellung verfolgte, lassen sich kaum andere in der deutschen Geschichte vergleichen. Er begriff die christliche Welt als einen christlichen Staat, der wie einen Mittelpunkt der Lehre so auch einen gewaltigen Führer und Fürsten haben müsse. Er sah von der Weltstellung des Christenthums mit einer universalen Umschau auf seine Gegner und Gegensätze. Alles, was christlich war, auch die ihm nicht direct unterworfenen Völker Europa's, wollte er durch ein Interesse verbinden. Darum schloß er Familienverbindungen auch mit dem seeumkränzten Britannien, wie mit dem östlichen griechischen Kaiserthum. Eine christliche Völkereinheit gegenüber dem Kalifat des Islam zu errichten, zur Ehre und zum Siege, war sein Gedanke. Die Sage, nach welcher Harun-Alraschid darum so freundlich gegen Karl gewesen, weil er gefürchtet, es werde der Kaiser einmal die gesammelte Macht der Christenheit nach Asien werfen, drückt diesen Gedanken richtig aus.

Lange vor den Kreuzfahrten des zwölften Jahrhunderts erzählte sich das Volk in seinen Dichtungen von dem Ruhme, den Karl der Große in einem Kreuzzuge nach Asien erworben. Volksfagen drücken immer eine Volkshnung aus. Man fühlte lange schon die Nothwendigkeit, sich gegen die Fortschritte des

Islam in kraftvoller Einheit zu erheben. Waren doch vor den Augen Europa's ein christlicher Staat und ein deutsches Volk, die Westgothen, dem Einfall der Araber erlegen. Kaum daß der Heldenmuth Karl Martells das innere Europa vor ähnlichem Schicksale bewahrte. Aber die Sagen von Karl's und Roland's Thaten in Spanien fanden lange keine geschichtliche Nachfolge. Volksagen harren als Volksahnung stetig auf ihre Erfüllung.

Mit dem Tode Karl's des Großen und bei dem Mangel ähnlicher Geister, die seine Gedanken hätten ausführen können, war sogar die weltliche Gewalt eines christlich-römischen Einheitsstaates unterbrochen worden. Die christlichen Stämme gingen mehr auseinander und ihren individuellen eigenthümlichen Gang. Es entwickelte sich Deutschland, Frankreich und England in unverbundener, selbstständiger Arbeit, mit besonderem Interesse und ebenbürtiger Machtfülle. Unter den Ottonen war das römische Kaiserthum in besonderem Sinne ein deutsches geworden. Die wirkliche Herrschaft des ganzen christlichen Europa zu beanspruchen, lag kaum mehr im Gesichtskreise der durch innern Zwiespalt dauernd beunruhigten sächsischen Helden. Dagegen hielten die kirchlichen Ideen des Papstes zu Rom die geistige Einheit mächtig aufrecht. Die Weisheit und Kraft, mit welcher von Rom aus an der christlichen Bildung der Völker gearbeitet, Rohheit und Trotz mit idealen Heilmitteln gemildert, starre Trennungen aufgehoben und der Geist eines allgemeinen christlichen Bewußtseins erhalten ward, werden immer die dankbare Bewunderung erfahren, die sie von Europa, das geistlich von Rom aus abermals erobert war, verdienen. Und diese Bewunderung wird auch durch Erwägungen anderer Art, wie gerechtfertigt sie auch sein mögen, nicht vermindert. Durch die Kirche hat Europa, trotz der Bildung der verschiedenen Reiche und Herrschaften, ein Ideal erhalten. In diesem fühlten sich Alle Eins. Mit diesem erkannten auch Alle den gemeinschaftlichen Gegensatz, den der muhamedanische Feind offenbarte.

Wie aus einer Heimath strömten nach Palästina von Westen und Osten die Pilger zum heiligen Grabe. Wie ein Herz empfand man an der Themse bis an die Alpen den Schmerz und die Sehnsucht, die an Jerusalem haftete. Es war dieselbe Lehre, derselbe Enthusiasmus des Glaubens, welche überall genährt und entflammt worden. Darum war es das ganze germanische Volk, in welchem die Kreuzzüge, ein aus der Idee in die Wirklichkeit überseztes romantisches Epos in unvergleichlicher Art, sich begab.

Das germanische Volk nahm das Kreuz und in diesem waren alle Trennungen verschwunden.

4.

In dem Ritterzuge nach Jerusalem that sich in Allem die innere Gemeinschaft kund. Die uralte Verwandtschaft von Angelsachsen, Normannen und Deutschen trat in der gemeinschaftlichen Bewegung hervor. Was auch sonst Uebles in Asien geschehen mochte, wie trübselig immer die Berichte vom Jordan lauteten, wie klagend die Stimme der Päpste über die Schmach Jerusalems ertönte — die ritterliche Wallfahrt mit Schwert und Kreuz war nur germanischen Völkern möglich. Nur ihre schwärmerische Sehnsucht konnte zu solchen Zügen erweckt werden. Die schlaffen Byzantiner wurden durch den nachbarlichen Brand zur Selbsthülfe nicht aufgerüttelt. Die Slaven haben noch niemals eine Volksbewegung idealer Natur gekannt. Germanische Natur allein war fähig, zu der Größe und dem Abenteuer der Kreuzzüge erzogen zu werden. Freilich waren die Völker der Kreuzzüge nicht mehr die des sechsten und siebenten Säculums. Die alte Kraft war durch das Christenthum nicht gebrochen, nur idealisirt worden. Die kriegerische Waffenlust wurde durch die Romantik eines glänzenden Ritterthums befriedigt. Denn aus dem alten germanischen Heldenthum ging durch den Schmelz christlicher Ideale die Ehre des Ritterthums hervor. Volksgeist und Sitte

waren milder, aber nicht kraftloser geworden. Unter dem eisernen Panzer schlug noch immer das alte, abenteuerliche, stürmische Herz, nur umschränkt von den heiligen Gedanken eines höheren Friedens. Die Germanen waren von jeher ein Eroberervolk; gern in der Heimath und doch sehnsuchtsvoll nach der Ferne, fröhlich auf der Scholle und fröhlich im stürmischen Seezug nach unbekanntem Gestaden. So hatten sie Europa von der Donau bis zu den Küsten des Tajo unterworfen. So gewannen die Sachsen Britannien. Die Normannen folgten ihnen. Kaum ein Menschenalter vor dem ersten Kreuzzuge hatte Wilhelm der Normanne England unterworfen. Der Ruf zum Kreuz fiel also in kein müdes, träges Volk, er fiel in ein auf Thaten harrendes, immer gerüstetes Geschlecht. Das Ziel war nicht wie ehemals Beuteluft und Eroberung. Aber die heilige Schwärmerie des Glaubens verstärkte die ritterliche Lust oder füllte die harrende Kraft mit einem köstlichen Ideale. Für ein kräftiges Volk, dessen Herz voll von frisch empfangenen christlichen Empfindungen, das mehr noch zu fühlen als zu denken geneigt, dessen Zorn und Schmerz erweckt war bei den traurigen Nachrichten aus dem heiligen Lande, dessen Ehre gekränkt war von dem Uebermuth des gehaßten Erbfeindes — für ein in Waffen lebendes, durch friedliche Ordnungen müßig gewordenes Volk war der Ruf zum Kreuz wie eine Erfüllung und Erleichterung. Es war das nicht ein Stamm, es war das ganze christliche Volk, zuerst und zumeist das Volk, nicht der Kaiser und die Könige. In das Volksleben selbst fiel der Funke, der zu einer Flamme ward, wie sie Europa kaum mehr kennt. Peter von Amiens fand ein vorbereitetes Volk, als er, ein Sendbote des heiligen Krieges, die Länder durchzog. Freilich öffnete der kleine Mönch mit seiner hinreißenden, volksthümlichen Beredsamkeit das brennende Herz. Scham und Groll rief er auf die Stirnen der Zuhörenden, wenn er von der Schmach Christi im heiligen Lande berichtete, wenn er, wie ein Historiker sagt,

seine Thränen mit den Buchstaben des Briefes mischte, den er über das Märtyrerthum der frommen Pilger und die Barbarei der Erbfeinde vorlas.

Wenn in dessen Folge die entrüsteten Zuhörer in verzückte Begeisterung geriethen, Jung und Alt zum Zuge sich erhob, ganze Gemeinden hingerissen wurden zu Theilnahme und Opfer, so ist dabei keine Speculation zu finden. Ueberall, bis in die untersten Schichten, eine aus mehr oder weniger dunkler Idealität losgerissene, glühende Thatkraft.

5.

Wir haben hier nicht die Aufgabe, eine Geschichte des ersten Kreuzzuges mitzutheilen. Nur darauf hindeuten wollen wir, wie solche welterschütternde Ereignisse ihren Grund nicht im Willen und in der Berechnung einzelner Leute hatten, nicht hervorgegangen sind aus vereinzelt Absichten und Tendenzen. Das Felsstück, das sich vom Gipfel losreißt, während ein Karren auf der Heerstraße rollt, ist nicht durch diesen gelöst worden. Eine lange, dunkle Geschichte ist im Gestein seiner Lösung vorangegangen. Auch die Lawinen und Orkane haben ihre Geschichte. Die Kreuzzüge sind ein Sturmwind christlichen Geistes, dem Jahrhunderte des Krieges und des Friedens vorgearbeitet haben. Es ist eine dürre Geschichtsanschauung, wo Gelegenheit und Ursache verwechselt werden oder wo der schmutzige Staubwirbel, der sich an die stürmende Gewalt ansetzt, für diese selbst angesehen wird.

Die Ereignisse, welche so oft an Personen und individuelle Akte angelehnt werden, steigen aus der Tiefe des organischen Volksgestes heraus, ruhen in der gesammelten Bildung der Zeit, sind der Schluß lange und dunkel gefühlten Verlangens. Wer die Normannenzüge, vor denen die Küstenbewohner Deutschlands und Galliens erschrafen, bloß aus dem Standpunkt der Seeräuberei ansähe, würde keine tiefere Kenntniß des Volks-

geistes verrathen. Es waren Großthaten eines Volkes, in denen seine Kraft und Ehrbegier mehr als seine Habgier Befriedigung suchte. Die Kreuzzüge waren das Resultat des christlichen Volksgeistes mit christlichen Zielen. Volksfagen und heilige Legende erzeugten eine Mischung von Seelenstimmung, in welcher Schwert und Kreuz dicht verbundene Symbole wurden. Legende und Heldensage waren ja die Lebensbildung von Ritter und Volk.

Vorbereitet allerdings war das christliche Volk, als Papst Urban auf den Feldern von Piacenza und dem Markte von Clairmont das Kreuz predigte. Der tausendstimmige Ruf, der ihm antwortete: „Gott will es haben!“ war ein donnerndes Echo, das aus tiefer Vergangenheit herausscholl.

Das psychologische Motiv, aus welchem die Kreuzzüge zumeist zu erklären sind, ist universell lehrreicher Art. Die stille Arbeit und Sehnsucht der Seele in Menschen und Völkern wird für die Würdigung ihrer Thaten und Katastrophen viel zu wenig in Betracht gezogen. Niemals steht das Herz der Geschlechter still. Wenn die Steine durch die leise Gewalt der Zeit wachsen, um wie viel mehr das menschliche Herz. Indirect wird es durch das Leben der Zeit genährt; eine Neigung bildet sich aus, ein Drang, der noch keinen Namen hat, wird lebendig, bis ihn der Blitz einer unerwarteten Bewegung zur Liebe oder Leidenschaft, zum Segen oder Unheil entzündet. So ist auch der Islam nicht Muhamed's Werk allein. Er erkannte nur die reifgewordene Natur seines Volkes. Er gab nur der harrenden Kraft den schwärmerisch-fanatichen Inhalt. Er entfesselte bloß den Nationalgeist der Araber, der in der stillen Halbinsel, während Römer und Perser siegten und fielen, sich entfaltet hatte. Interessant ist es, die Art der aufstürmenden Bewegung unter den Arabern mit der Begeisterung der Kreuzzüge zu vergleichen. Religiöse Schwärmerei war in beiden die Seele, aber die Erfolge waren doch sehr verschieden. Mit den nachhaltigen, siegreichen Resultaten der arabischen Eroberungen in

Europa und Asien lassen sich die Erfolge der Kreuzritter nicht vergleichen. Die Flut des Islam war nicht bloß eine reißende, sondern dauernde gewesen. Der Muhamedanismus gleicht darin völlig vulkanischen Ausbrüchen. Ueber zerstörten Städten sammelt er sich wie ein stehender vulkanischer See. So weicht das Todte Meer nicht zurück, wie lange auch Sodom schon begraben liegt. Auf den Kreuzzügen aber liegen tiefe Schatten. Der Seelenstimmung, aus welcher die Thaten erwachsen, entsprechen diese nicht immer. Der stumme Drang bekommt zuweilen eine Sprache, die er nicht erwartet. Darum verbürgt auch die Größe ursprünglicher Gedanken nicht immer den Erfolg. Dennoch zeigen die Kreuzzüge, daß die christlichen Stimmungen, welche den Anlaß gegeben, den christlichen Segen nicht verloren haben. Die Liebe, aus welcher sie geboren waren, hat Liebeswerke hervorgebracht. Der Drang in die Ferne hat Wissen und Kunst gezeitigt. Tausende von Aufgaben, die zum Theil noch der Gegenwart zur Lösung vorliegen, haben ihren Keim in den Leiden und Kämpfen der Kreuzfahrer gefunden. Ueberall, wo das Kreuz gepflanzt wird, selbst unter Dornen, schlagen Rosen aus.

6.

Namentlich auf dem ersten Kreuzzug lagern tiefe Schatten. Aber wenn er mißlang, liegen die Gründe davon dicht neben denen, darin seine Kraft sich offenbarte. Es war eine Volksbewegung, aus der er sich erhob. An der Einheit des Geistes, in der er begonnen ward, fehlte es nicht, wol aber an Einheit der Leitung, an einem Plan, an einem Führer. Darum fehlte auch die eine Zucht, die die Haufen im Zaume hält und darum wurde auch bald das eine Ziel, das sie verbunden, durch die besonderen Interessen Einzelner verbunkelt. Die ordnungslose Masse gerieth in zuchtlose Leidenschaften. Es bedarf keine Empfindung so sehr der meisternden Disciplin, als Schwärmerei, wenn sie auch dem Edelsten gilt. Ohne diese sind

daher bis in die neueste Zeit eine Menge erhebender Bewegungen auf religiösem, vielleicht auch auf kirchlichem Gebiete zur Carri- catur ihres ursprünglichen Gedanken geworden. Denn Schwär- merei geht immer gegen das Gesetz, weil sie sich über alle mensch- liche Schranke erhoben fühlt. Die zuchtlosen Kreuzfahrer glaubten, sich Alles gestatten zu können. Die Ermordung und Plünderung zahlloser Juden ist ein schwarzer Fleck, der nicht abgewaschen werden soll, damit er eine Demüthigende Lehre zur Buße für Alle werde. Bei dem Muhamedanismus sind solche Gewalt- thaten nicht überraschend, er hat sie mit System und Disciplin ausgeführt. Das Christenthum wird durch jede Zuchtlosigkeit und Gewaltthat entweiht.

Diese Scenen und Plünderungen hatten aber eine weitere Folge, als man erwarten sollte. Dies kam daher, weil sie statt hatten, als die Züge begannen. Viele Herzen wurden dadurch gegen den ganzen Gedanken eingenommen. Noch nicht alle Völker Europas waren auf die Höhe der christlichen Reise gelangt, um auch solche Irrthümer zu verstehen. Man mußte durch Ungarn hindurch, ein Land, das damals noch lange nicht dem Christen- thum bis in alle Volksschichten gewonnen war und dessen Ein- wohner durch das Toben und die zügellosen Schwärme der gemeinen Kreuzfahrer mehr abgeschreckt und feindlich als theil- nehmend sich zeigten.

Palästina hatte dem byzantinischen Reiche zugehört. Es war diesem erschlafften Staate nicht gelungen, das heilige Land dem Islam zu entreißen. Um so freudiger hätte er die kriegerischen Züge der germanischen Stämme empfangen sollen. Was in der That zur Unterstützung der Kreuzfahrer geschah, wurde durch Mißtrauen und Gegendruck hinreichend aufgewogen. Es konnte das kaum anders sein. Ein Verständniß für die ganze romantische Bewegung fehlte in Byzanz. Die alte Kirchen- spaltung zwischen Rom und Constantinopel trat auf das Schäd- lichste hervor. Der Einfluß des Papstes galt in Griechen-

land wenig. Man sah die Unternehmung als ein Werk des römischen Hofes an. Andererseits erschreckten die Ausschreitungen der ungebundenen Kreuzfahrer. Sie hatten kein Haupt, das für sie Alle verantwortlich war. Denn auch die geordneten Schaaren, welche edle Fürsten wie Gottfried führten, waren so zahlreich, daß dem byzantinischen Kaiser, der den furor teutonicus kannte, vor den schrecklichen Freunden graute. Das alte deutsche Helden-
gedicht, König Rother, schildert die Schrecken und die Besorgnisse des byzantinischen Hofes vor den deutschen Eisenrittern wie die Tücke gegen sie in poetisch-romanesker Art.

Aber auch die Siege Gottfried's und seiner Helden gewährten keinen beständigen Erfolg. Es fehlte an voraussehender Ueberlegung. Die friedlichen Künste begleiteten die Heere nicht. An eine geordnete Niederlassung war vorher gar nicht gedacht. Der Zug trug gewissermaßen denselben unbesonnenen, kühnen Geist, wie ihn die alten deutschen Seezüge getragen. Die nachträgliche Colonisation gelang nicht wie in Spanien und England bei so fernen, widerstrebenden, ungewohnten Volksinteressen.

Woran man in neuerer Zeit zuerst denkt, Besitznahme, Ausbeutung, Cultivirung, Handel — daran dachte die alte Zeit in ihrer naiven Wildheit nicht sogleich. Und doch ist unzweifelhaft, daß, wenn durchgreifende Zucht die Expedition geleitet und statt der gemeinen Plünderungssucht, die sich wie der Schmutz an den rollenden Wagen anhing, etwas besonnene Speculation nicht gefehlt hätte, der Erfolg bei der Schaar der Kämpfer, der Tapferkeit der Führer und der Ausdauer des päpstlichen Drängens ein großartiger und weltbedeutender gewesen wäre. Freilich hätte der rechte Anfang in Constantinopel gemacht werden müssen. Wer Palästina haben will, muß dies beherrschen. Und Gottfried, die edelste Erscheinung der Zeit, der rechte Kreuz- und Schwanritter, verließ zu schnell die irdische Pilgrimszeit.

Wird er keinen Nachfolger finden, der sein Erbe auf-

nimmt? Wird kein Held erscheinen, der mit dem Kreuze Gottfried's Denkmal in der heiligen Stadt aufrichtet? Wird es keinem Dichter mehr gelingen, ein befreites Jerusalem zu besingen!

Es werden solche Helden und Dichter leben, sobald Europa's Christenheit nicht mehr auf beiden Füßen hinken wird. Dann wird es kaum eines Feldzuges, nur eines Federzuges bedürfen.





Der heilige Georg.

Die Legende, wie sie zumeist im Mittelalter im Umlauf war, lautet, wie folgt: „Ein Kriegsmann, Georg von Cappadocien, kommt nach Silena in Lybien. Dort herrscht Angst und Trauer. Ein Drache, der aus dem Meere aufsteigt, verpestet die Stadt. Die Einwohner können sich nur durch tägliche Opfer von Lämmern, endlich von Menschen vor ihm retten. Aber es fehlt bald an Lämmern, bald auch an Jünglingen und Jungfrauen. Schon ist des Königs Tochter an der Reihe. Vergeblich will der König ihr Leben erkaufen, das empörte Volk zwingt ihn, mit ihm zu leiden. Während nun die Königstochter, draußen am Meeresufer angefettet, das Ungeheuer erwartet, dem sie zum Opfer fallen soll, naht Georg. Von Mitleid ergriffen, befragt er sie um ihr Leid. Trotz ihres Widerstrebens bleibt er, bis der Drache naht. In Christi Namen greift er ihn an, wirft ihn nieder; die Prinzessin kann ihn fesseln. Wie einen zahmen Hund zieht sie ihn nach, als sie mit Georg in die Stadt zurückkehrt. Dem ersten Schrecken folgt daselbst unermessliche Freude. Der König nimmt mit seinem Volk das Christenthum an. Der Drache wird erschlagen und in's Meer gestürzt. Alle Belohnung weist Georg zurück. Nur Rathschläge giebt er dem König,

als er weiter zieht: „die Kirche zu ehren, selber kirchlich zu sein und die Armen nicht zu vergessen.“ Daran knüpft sich ein zweiter, kaum mit der ersten Legende zusammenhängender Theil. In jenen Tagen geschah die große Verfolgung, in welcher Diocletian und Maximin morden. Ihr Statthalter Dacian ist besonders blutgierig gegen die Christen. Georg kommt, bekennt seinen Heiland, wird gefangen, soll den Göttern opfern; er verweigert es; die größten Martern erweisen sich vergeblich; weder Qualen können ihm etwas anhaben, noch die Schmeichelei ihn verführen. Von seinem Beispiel hingerissen, bekennen der Zauberer, der ihn vergiften sollte, sowie Alexandra, die Königin, sich zum Kreuz. Sie fallen beide zum Opfer, wie endlich auch Georg selbst. Der Märtyrertag soll eben der 23. April gewesen sein.

Die erzählte Legende stellt also St. Georg einmal als Drachensieger, dann als Märtyrer dar. Wie die gelehrten und frommen Herausgeber der Acta Sanctorum aber längst bemerkt haben, findet sich diese doppelte Aufgabe des Heiligen in den Legenden höchstens seit dem dreizehnten Jahrhundert. Alle Erzählungen, welche vor den Kreuzzügen in der katholischen und griechischen Kirche gangbar waren, kennen ihn nur als Märtyrer. Man hat daher geglaubt, annehmen zu müssen, es sei der Drachenkampf St. Georgs erst nach den Kreuzzügen mit der Märtyrerlegende verbunden worden; doch dies ist nach unserer Meinung nicht der Fall. Es geht nicht an, eine Scheidung der beiden Theile vorzunehmen. Vielmehr ist zu erkennen, es seien der Gedanke, die Bedeutung und der Name des heiligen Georg erst aus der Sage vom Kampf mit dem Drachen hervorgegangen. Dieser ist der ältere Theil. Auch seine Betrachtung führt in die wunderbare Arbeit des Christenthums dem heidnischen Geiste gegenüber ein. Ein Stück Kirchengeschichte offenbart sich auch in ihr. Was wir leicht hin Sage und Legende nennen, kam aus der innern Mission des christlichen Geistes, nicht bloß den heidnischen Namen, auch den heidnischen Geist

in das Bad der Wiedergeburt und der sittlichen Wahrheit zu tauchen.

Wenn der Reisende heute noch sich aufmacht, um die theuren Stätten des heiligen Landes zu besuchen, begegnet ihm an der Westküste Kleinasiens, längs des Mittelmeeres, überall die Verehrung des heiligen Georg und die Sage, daß dort der große Kampf mit dem Drachen ausgefochten sei. An den Mündungen des Orontes bei Antiochien verehren ihn die Bewohner als Besänftiger des Meeres und werfen ihm Münzen in die Flut. In der Nähe von Beirut zeigt man die Höhle des Drachen, welchen der Held bekämpft hat.

In Lud, dem alten Lydda bei Joppe (Jaffa), das in römischer Zeit Diospolis hieß, begegnet man den Trümmern einer alten Georgskirche; dort soll er geboren und als Sieger erfunden sein.

Wir erwähnen nur diese drei Localitäten, weil die Verehrung und der Name St. Georg's an ihnen mit Gewißheit weit über das Jahrhundert der Kreuzzüge hinausgeht. Es sind Reisende des siebenten Jahrhunderts, die namentlich von der Georgskirche in Diospolis berichten. Man erzählte im siebenten Jahrhundert die naive Geschichte eines hartherzigen Mannes, der sich und sein Pferd dem heiligen Georg für den Kreuzzug empfahl, glücklich zurückkam und sein Pferd versprochenemmaßen auslösen wollte. Aber die gebotne Summe war sehr gering. Da konnten der Reiter und sein Pferd so lange nicht von der Stelle, bis er den vollen Werth bezahlt hatte. Ein wackerer Helfer, hatte der Mann ausgerufen, ist St. Georg im Streit, aber hart und geizig im Handel.

Aber noch ältere Kampfesagen aus der vorchristlichen Zeit haben dort ihre Stätte. Von Troja bis Askalon geht der furchtbare Erdbebengürtel, der Vorderasien einschließt. Antiochien am Orontes wurde mehr als einmal durch Erdbeben zerstört. Beirut verlor durch sie seine Bedeutung. Erschütterungen der Erde, Ueber-

schwemmungen des Meeres bedrohten die Küste. Die heidnische Mythe drückte ihre Betrachtung und ihr Trauern darüber in dichterischen Bildern aus. Alle Feindseligkeit der Elemente, welche die Cultur zerstörte und die Fruchtbarkeit verhinderte, Meerstrudel, Sturmwind, Erdbeben, verzehrende, ausdörrende Gluth kleidete sie in Drachengestalt. Typhon und sein Geschlecht, die Chimära, die Schlange, der Löwe von Nemea waren ihre Personificationen. Von oben, wo der blaue Himmel schaut, die Sonne strahlt, fruchtbarer Regen träufelt, kommt Hülfe, Ordnung und Sieg. Zeus ist der Bekämpfer des Drachen Typhon, wie sein Geschlecht: Apollon, Perseus, Bacchus. In Arima, geht die Sage, sei Typhon besiegt worden. Arima ist Aram, der alte Name für Syrien überhaupt. Ehe der Drontes fruchtbar bei Antiochien strömte, mußte erst Typhon überwunden werden. Den Sieg über den Drachenriesen, dessen Körper man noch im Flusse gefunden haben wollte, ersocht Bacchus Dionysos, der Culturgenius der alten Hellenen, der Gründer des Weinstocks und sein Symbol.

Die alte Geschichte Beiruts beginnt mit der Sage vom Kampf Poseidons, des Meergottes, mit Bacchus und der Jungfrau Beroe, das ist Berytus selbst. Die Antiochier behaupteten, bei ihnen sei Triptolemos geboren, der mit überwältigten Drachen seinen Wagen, nämlich den Pflug, durch die Welt fuhr und den Ackerbau lehrte.

Ein Kirchenvater vergleicht mit ihm den Apostel Paulus, welcher gleich dem Ackermann mit dem Flügelwagen die Erde durchzogen und göttliche Botschaft ausgestreut hat.

Georgos heißt auf griechisch der Ackermann.

Bekannt ist das schöne große Bild von Kaulbach: „Die Hunnenschlacht.“ Der Kampf gegen die Barbaren endet nicht auf dem Schlachtfelde; in der Luft setzen ihn die Geister unermüdllich fort. Es ist das Abbild des Kampfes, den das Evangelium, um die Heiden selig zu machen, mit ihnen aufnahm. Ein Kampf nicht blos mit Fleisch und Blut, sondern

auch mit den Geistern des Widerglaubens in der Luft; ein Streit nicht bloß gegen die Sinnlichkeit, sondern auch gegen die schöne Halbwahrheit der Ahnung und Dichtung, von der die gesammte alte Weltanschauung durchzogen war.

Die Heiden machten den ersten Bekennern des Evangeliums den Vorwurf, sie seien durch ihre Verschmähung der alten Götter schuld an den Erdbeben und elementaren Unfällen, an denen jene Lande gelitten hatten, und es war nicht bloß nöthig, mit jenem Kirchenvater ihnen nachzuweisen, daß ja von jeher Erdbeben und Unwetter vorgekommen, man mußte vielmehr den Beweis führen und den Glauben predigen von dem ewigen Gott, der Himmel und Erde schuf, der dem Meere gebietet, der, wie es Psalm 18 heißt, „wenn die Erde zitterte, die Gründe der Berge schwankten, einherfuhr auf den Fittigen des Sturmes.“ Den Fabeln der Götter und Heroen stellt Origenes die Liebeswunder Jesu Christi entgegen. Er vertreibt die Dämonen, spricht der Kirchenvater, er heilt die Kranken, er haucht Denen Liebe und Sitte ein, welche nicht wegen Wohllebens Christen sein wollen, sondern aus Erwartung des zukünftigen Gerichts.

Eine besondere Bedeutung hatte in den Zeiten des ersten Christenthums der Cultus des Bacchus unter den griechischen Afiaten in Vorderasien erhalten. Man identificirte ihn mit Zeus und Pluton. Er war der Frühlingsgott, der Liber und Liberator; seine Mysterien und Bacchanalien wurden dämonische Fesseln um die Herzen der Völker, bis sie endlich vor dem Wort des Evangeliums fielen. Während Tausende von Christen bluteten, die sich an den Bacchanalien nicht betheiligen wollten, wies der treue Geist ihrer Lehrer die Heiden darauf hin, daß, wenn sie von Dionysos, als dem *Αἰὸς τοῦ θεοῦ* (Geist des Zeus) redeten, sie zu dem rechten Gottesgeist sich wenden sollten. „Komm her“, ruft Clemens dem Bacchanten zu, „hier sind die Mysterien der Weltweisheit im Worte Gottes, der heilige Berg, die keuschen

Chöre, der Hymnus des ewigen Gottes.“ Bacchus ward aber in Antiochien und in Beirut als der Bringer des Cultus, des Frühlings, der Frucht und des Weinstocks verehrt, man nannte ihn *Αὐός υἱός*, Sohn des Zeus; ihm gegenüber predigten die Christen von dem, der gesprochen: „Ich bin der rechte Weinstock, mein Vater ist der Weingärtner und Ackermann!“ Im Griechischen nennt Jesus den Vater *Georgos*. Er und der Vater sind eins. So wurde denn Christus der wahre Drachensleger, der der alten Schlange auf das Haupt tritt, der auf weißem Pferde wie ein Triumphator einherzieht, die Welt besiegt und das Thier unterwirft. Und zwar ist er nicht bloß der Sieger über Sturm und Wetter, nicht bloß der Bringer des Frühlings und der Maien — der Drache des Todes und der Sünde liegen unter seinen Füßen. Er ist der *Ackermann*, der Auferstehung säet mit seinem Siegespfluge in den Herzen der Menschen. Christus ist der wahre Georg, welcher den Drachen besiegt und das arme Volk, das des Drachen Bier von machtlosen Freunden preisgegeben ist, aus dem Fleisch zum Geist, aus dem Tode in die ewige Liebe rettet. Von seinem Thun sind die Legenden Abbilder; seine Gleichnisse setzen sie in ihre Thaten um. Was Georg, Theodorus, Nicolaus u. vollbringen, wenn sie Drachen besiegen, haben sie nicht bloß in seinem Namen gethan, sondern mit Namen gethan, die Christo gebührten.

Was der zweite Theil der Legende enthält, ist das Spiegelbild des ersten. Die historische Wahrheit erfüllt den ewigen Gedanken. Das Martyrthum ist eben ein Zeugniß. Das Martyrthum selbst ist der Drachenkampf, denn im Kreuze ruht der Sieg. Darum steht in der Offenbarung Johannis geschrieben: „Und der Drache ward zornig und ging hin zu streiten mit denen, die Gottes Gebot halten und haben das Zeugniß Christi.“ Von denen, die Stand gehalten haben in der Gluth der Versuchung, heißt es: „Sie haben den Drachen

überwunden durch des Lammes Blut und das Wort ihres Zeugnisses.“ Darum ist der Drache das Symbol so vieler Heiligen, die gelitten haben. Man sieht ihn bildlich zu den Füßen der perkreinen Margarethe. Stephanus, der erste Zeuge, war, wie Evodius, Bischof von Upalis in Afrika um 420 erzählt, als Sieger über einen Drachen, der unter seinen Füßen zitterte, dargestellt.

In die Zeit des Kaisers Diocletian wird das Martyrium Georg's versetzt, allerdings in die Zeit der furchtbaren Prüfung, welche über die Christen vor Constantin gekommen war. Es war der größte, aber auch der letzte Versuch, das Christenthum erst zu erniedrigen, dann zu vernichten — ein Versuch, der auch wiederkehren, aber hoffentlich vergeblich sein wird. In jenen Tagen zeichneten sich, wie Eusebius erzählt, am Hofe zu Nicomeden zwei Männer aus, Edle, dem Hofe nahestehende Kammerherrn des Kaisers.

Ihr Bekenntniß, ihre Treue, ihr Leiden, ihre Märtyrertugend, sagt Eusebius, ragt über Alles hinaus, was unter Griechen und Barbaren bis jetzt vorgekommen war. Sie hießen Dorotheus und Gorgonius. Letzterer namentlich war berühmt. Der Name Georg's kommt als Name eines Märtyrers nirgends vor, aber durch den Gorgonius wird die Verbindung der historischen Thatsache mit dem Drachentkampf deutlich. Denn den Drachensieger bezeichnet Gorgonius selbst, nämlich ein Sieger über die Gorgo, wie Perseus war, der den Drachen in der Nähe von Joppe erschlug und die Andromeda befreite. Die Sage von Perseus ist offenbar selbst phöniciſchen Ursprungs. Perasch heißt der Ritter, und Perseus kämpfte als Ritter für eine Jungfrau gegen den Drachen im Meer. Den Kirchenlehrern war die Sage wolbekannt, und Hieronymus kann bei der Erwähnung von Joppe nicht unterlassen, des Felsens zu gedenken, an welchen die gefangene Fürstin angebunden gewesen sein soll. „Der gebildete Leser kennt die Geschichte,“ setzt er hinzu.

Die Sage von Perseus war namentlich in Tarsus heimisch, wo Paulus geboren, der rechte Märtyrer und Ritter gegen den Drachen der Knechtschaft und Unwissenheit.

Zur Bestätigung der vorgetragenen Combination mögen noch einige Beweise folgen.

Neben Georg erscheint ganz wie er bisher geschildert ist in griechischen Legenden der heilige Theodorus als Drachenheld. Neben Gorgonius erscheint Dorotheus mit derselben Namensbildung. Selbst die Namen, welche von Orten und Personen in den Legenden vorkommen, sind zu beachten.

Der König des Landes, der Vater des von Georg befreiten Mädchens, wird Sevius genannt, was nur Cepheus ist, der Vater der Andromeda. Den Ort nennen die Alten bald Selina, bald Lasia. Selina, von Selene, Mond, ist nichts anderes als Joppe, das Jopolis hieß, von Jo, dem irrenden Monde. Auch die Antiochener behaupteten, ihre Stadt habe früher so geheißt. Lasia ist Lus, wie auch Lud genannt wird. Das Heidenthum hatte in Diocletians Zeit wie ein Drache das Christenthum angefallen. Um so verständlicher ist es, wenn Kaiser Constantin, nachdem er kaum ein Menschenalter darnach das Kreuz auf dem Thron aufrichtete, ein Bildwerk in dem Vorhofe seines Schlosses aufstellen ließ, welches einen Drachen darstellte, von Pfeilen durchbohrt, in das Meer stürzend, zur Erläuterung des prophetischen Wortes: „Ich werde tödten den Drachen im Meer.“ Man sieht, die historische Begründung der Sage ist nur durch die Symbolik möglich, und die symbolische Bedeutung ruht allein auf der Wahrheit christlicher Thatsachen. Die Legende besteht nur scheinbar aus zwei Theilen, aber sie ist in sich völlig eins. Gorgonius, der kaiserliche Kammerherr, wurde zum heiligen Georg nur durch die Symbolik des Gorgo und des Drachen besiegenden Perseus. Aber trotz des Namens konnte diese Symbolik nur darin auf ihn angewendet werden, weil er durch sein eigenes Blut den Kampf mit den heidnischen Drachen

bestand. Er trägt nur den Namen Georg, indem die Idee des Weingärtners im Reiche Gottes persönlich wie in einem Bildwerk ausgemeißelt sein sollte.

Die Poesie der Sagen und Legenden schafft immer gleichsam korinthisches Erz aus Mischungen von Gold und Silber. Dem neuen Metall giebt sie persönliche Gestalt zu Denkmal und Mahnung.

Etwa am Ende des vierten Jahrhunderts war die Sage völlig gestaltet. Wenn sie gleichwol bis zu den Kreuzzügen nur als Märtyrergeschichte bekannt war und der Drachenkampf fehlte, so erklärt sich dies aus dem Erlaß des Papstes Gelasius, der 494 die Legende vom heiligen Georg ketzerisch und apokryph nannte, woran nur der Drachenkampf schuld sein konnte, in welchem der Papst den Mangel eigentlicher historischer Wahrheit tadeln zu müssen meinte, denn die Märtyrergeschichte allein circulirte ja immer weiter. Es war nur die Geschichte des Drachenkampfes in ihr ausgelassen. Man wußte nicht, daß der Name Georg die Erinnerung an ihn dennoch weiter trug; in der Tradition der Einwohner des heiligen Landes, wie in Asien überhaupt, hat sie niemals nachgelassen. Man hätte dies schon daraus schließen können, daß die Bewohner von Antiochien, Beirut und Lydda im Mittelalter schwerlich etwas von den altklassischen Sagen wußten.

Besonders lehrreich ist das Datum des St. Georgstages, der 23. April. Das Edict des Kaisers Diocletian, durch welches die Verfolgung gegen die Christen, unter denen Gorgonius fiel, proclamirt ward, gehört dem Charfreitag des Jahres 303 an, welcher auf einen 16. April fiel. In der Legende wird die Dauer der Marter auf eine Woche angegeben, es stirbt also Gorgonius den 23. April.

Im Bysios, im Frühlingsmonat, feierte man bei den alten Griechen, wie auch Plutarch erzählt, etwa in denselben Tagen die Erinnerung an den Kampf des Apollo mit dem Drachen.

Am 23. des dritten Monats, der etwa mit April stimmt, befehlt der Kaiser von China die Einweihung des Frühlingsackerbaues durch persönliche Leitung des Pfluges.

Am 23. April feiert man bei den Muhamedanern das Fest des Chisr, welchen sie mit Georg identificirten. An diesem Tage werden die Rosse auf die grünenden Weiden geführt und hält man es für besonders günstig, die Heere in das Feld ziehen zu lassen.

Vom Chisr haben die Muhamedaner merkwürdige Legenden, die schon im Koran angedeutet und jedenfalls älter als die Kreuzzüge sind. Chisr, heißt es, hütet den Quell des Lebens. Aus ihm quillt die Verjüngung der Natur, der Schönheit, der Kraft, denn Chisr heißt auf deutsch das junge Grün, der Frühling. Sie schreiben ihm aber nicht bloß die Erneuerung der Natur, sondern auch den Sieg des sittlichen Lebens zu. Sie stellen ihn als den Wanderer des ewigen Lebens dar, vor dem alles Vergangene in immer anderen Gestalten neu ersteht, und der die Seligkeit des Lebens ausgießt, gleichsam Ahasver gegenüber, der den Fluch des Nichtsterbenkönnens auf seinem Pilgerweg trägt. Christliche Gedanken sind in jene Sagen vom Chisr eingemischt. Wenn die Könige vom Satan versucht werden, heißt es, wie Alexander, kommt Chisr, ihnen zu rathen. Daß die Muhamedaner auf ihn die Verehrung Georgs und des Drachenkampfes übertragen haben, beweist, daß im Orient die Bedeutung von Georgos nicht vergessen war. Sie verehren ihn bis auf diesen Tag im heiligen Lande und anderswo mit dem äußersten Aberglauben. Der Reisende Burkhartd fand eine Kapelle, die Chisr gewidmet war. Teppiche, die darinnen liegen, werden nie gestohlen. Die Drusen holen sie bisweilen in die Stadt, darauf zu schlafen, haben sie aber immer wieder gebracht. Sie verehren Georg noch immer als den, der die Drachen des Sturms und Meeres überwindet.

Und doch war der Muhamedanismus einst selbst der furchtbarste Drache, der sich gegen die christliche Welt erhob, jener, den Dante beschreibt, daß er mit grimmem Schweif ein üppig Ackerland zerstört hat. Wie ein Drache fuhr er einher mit feurigem Athem, um die Stätten der alten Welt, die heiligen Orte des ersten Predigt, die Heimath der ersten Kirchen in Kleinasien und Syrien in der Natur und im Geist zu ersticken und auszudörren.

Ihm gegenüber erhielt der Kampf St. Georgs seine weltgeschichtliche Deutung. Die Kreuzzüge, zu denen Europa aufstand, zeigen in einem großen Bilde den christlichen Ritter hoch zu Ross, um die Jungfrau Zion, die am Meer dem Drachen preisgegeben ist, zu retten. Aber wenn die That nicht gelang, wie sie begonnen, so eben nur darum, weil sie mehr auf das Schwert vertraute, als auf das Kreuz, das ihr Banner zeigte. Das Schwert fiel auf die eigene Kraft zurück, der Drache aber blieb unüberwunden. Dort im heiligen Lande lernten nun die Kreuzfahrer an allen heiligen Stätten die Legende des großen Drachenkämpfers kennen, in dessen Fußstapfen sie gehen sollten. In dem Getümmel der Schlacht von Antiochien sahen sie weiße Ritter von den Bergen steigen, ihnen zu helfen. Ihr Glaube war, es sei St. Georg, der von den Bergen die Hülfe brachte. Die Kreuzfahrer erhoben ihn in Folge dessen zum Patron aller Wallfahrt und Kreuzesabenteurer. Die Muhamedaner wußten das. Den heldenmüthigen Robert von Flandern nannten sie den Sohn des heiligen Georg. Als in der Schlacht bei Tibérias der gewaltige Ritter Jacob von Maille allein gegen ganze Haufen von Sarazenen unüberwunden stritt, bis er vor Ermattung auf einem Hügel starb, schien er den Muhamedanern St. Georg selbst zu sein, und sie schnitten ihm die Haare ab, um von ihm die Kraft zu erben.

Ludwig von Helfenstein beschwor auf das Evangelium, er habe in der Schlacht von Konium, wo Friedrich Barbarossa

1190 einen Verzweiflungsfieg gegen die Sarazenen erfocht, den heiligen Georg gesehen, der die Rettung gebracht.

Wol war etwas von Kraft und Glauben heiliger Ritterschaft in den Kreuzzügen Europas, in seinen Fürsten und Helden, in Gottfried von Bouillon, Friedrich Barbarossa, auch in Richard Löwenherz. Sie kamen mit dem unvergeßlichen Schlachtruf „St. Georg“ in die Heimath, und wenn auch schon vorher in Europa Georgsdienst und Georgskirche bestanden, jetzt war es gewissermaßen von seinem Namen erfüllt zu wunderbarer Mahnung und Lehre. Er wurde das Symbol des heiligen Krieges gegen den Islam nicht blos im Orient, auch in der pyrenäischen Halbinsel, welche in den Händen der Muhamedaner war. Portugiesen und Aragonier hatten ihn zum Schutzpatron. Die großen Siege Aragoniens gegen die Muhamedaner in Valencia und anderwärts schrieben sie seiner sichtbaren Hülfe zu. Von Uhland ist ja die spanische Romanze von Pascal Bivas so schön behandelt. Dem betenden Ritter sicherte sein Patron den Heldennamen. Für ihn, in seiner Rüstung, erstreitet er glorreich den Sieg. Pascal wird, als er aus dem Wald zurückkehrt, als Sieger gepriesen, ohne anfangs den Grund zu wissen. Bald aber ahnt er die Thatsache,

Neiget demuthsvoll sein Haupt,
Zeiget schweigend himmelwärts.

In Rußland, in Ungarn, in Siebenbürgen pries man St. Georg gegen die Türken. Es ging die Erzählung, daß, als in Constantinopel eine Pest ausgebrochen war, der Sultan die alte Georgskirche hatte zerstören wollen. Aber der Heilige erschien ihm im Traum, was ihn so mit Schrecken erfüllte, daß er sie vielmehr noch beschenkte. Zahllose Sagen schließen sich an St. Georg, von der Nordsee bis nach Georgien; Kirchen tragen seinen Namen von der Themse bis nach Berlin. Kriegs-, Bürger- und Trinkgesellschaften sind nach ihm benannt, — in Belgien fast in jedem Ort.

Schön ist die Sage aus Thüringen. Ludwig dem Mil-
den von Thüringen hatte Gott, als er nach dem heiligen Lande
fuhr, das Panier des heiligen Georg vom Himmel gesandt. Er
errang den Sieg, kam glücklich zurück, und das Panier
wurde im Thurm auf der Wartburg verwahrt. Da brach
ein Feuer aus, und man sah das Panier aus dem Fenster
wallend gegen Himmel fliegen. Aber es kehrte zum Himmel
zurück, nicht weil ein Feuer ausgebrochen, sondern weil
ein Feuer verlöscht war. Der Geist war ins Fleisch gefallen.
Das Symbol war ein äußerlicher Aberglaube geworden. Statt
gegen die Ungläubigen, tritt man unter Georgs Namen
gegen Brüder. Aus den Kriegsgenossenschaften werden Bier-
genossenschaften. Daß St. Georgens Kraft das Kreuz war,
wurde so weit vergessen, daß man mit seinem Namen agirte,
als gäbe es gar kein Kreuz.

In England hatte ein Nationalconcil ihn zum Patron er-
hoben. Der Hosenbandorden ward unter seinem Schutz ge-
gründet, und der Schlachtruf St. Georgs ertönte nun im
Munde des heldenmüthigen Eduard III., als er sich bei Crecy
gegen die Franzosen schlug. Im Kriege der weißen und rothen
Rose klang er auf beiden Seiten. Richard von Glocester ver-
schmähte ihn nicht. Shakespeare läßt Heinrich von Richmond
rufen:

Schallt, Trommeln und Trompeten, froh zum Krieg,
Mit Gott und St. Georg — Richmond Heil und Sieg.

Aus der deutschen Gesellschaft zum Georgschild ging der
schwäbische Bund hervor, der gelobte, gegen die Ungläubigen
zu fechten.

Von den Georgsthälern glaubt das Volk noch, daß sie
hieb- und schußfest machen. Leipzig, was Lindenstadt bedeutet,
gilt als Stätte eine der vielen Drachensagen in Deutschland, wo
Georg den Lindwurm erschlug. Die Ritterstraße war ihr
Schauplatz, und das Eisen seines Hufes zeigte man noch lange.

Die Mingrelier glauben, schon von dem Anblick seines Bildes gingen Schrecken aus. In seine Erinnerung wird in einem böhmischen Infanterieregiment dadurch gefeiert, daß an seinem Gedächtnistage die Zinsen eines Legats ausgeheilt werden.

Es ging den Völkern, wie es den Kunstkritikern geht, welche heute das großartige Bildwerk des Bildhauers Kitz im Berliner Schloßhofe beschauen. Sie sehen nur auf den Arm, nicht auf das Kreuz.

Freilich steht geschrieben von dem ausgerecktem Arm, mit welchem Gott Israel befreit hat.

Er siegt mit seinem Arm, singt der Psalmist.

Wem ist der Arm des Herrn offenbar! ruf der Prophet aus.

Aber St. Georgs Siegesarm ist eben das Kreuz. Was in ihm symbolisirt wird, ist der unüberwindliche Glaube.

Die naive Meinung des Mittelalters nahm dies bildlicher. In ganz Europa wollte man den Arm St. Georgs buchstäblich besitzen. Schon Chlodwig, glaubte man, hätte ihn einem Kloster bei Cambrai geschenkt. Aber was war das für ein Georgsarm, wenn man doch vor den Feinden flüchten mußte. Karl der Große soll einen Arm St. Georgs der Kirche des heiligen Dionysius geschenkt haben, das Kloster Bern besaß ihn vom Kaiser Lothar. In Brixen glaubte man, ihn zu bewahren. Der heilige Anno fand ihn im 11. Jahrhundert in Cöln. Robert von Flandern beging einen heiligen Diebstahl, indem er ihn aus dem Orient versteckt nach Europa zu bringen vermeinte. Aber er wäre dort eben nöthig gewesen.

Man nannte vor der türkischen Herrschaft den thracischen Bosphorus von Constantinopel den Arm St. Georgs. Es war der Arm, mit welchem die Christenheit nach Asien hineinragte. Aber der Arm ward abgehauen. Was vor 40 Jahren in Hellas begonnen ward, ist eher verdorrt, als aufgeblüht. Ein Mehltbau, der sich nicht nach St. Georg nennen kann, liegt er-

stehend darauf. Aber in alten griechischen Bildern wird Georg im Kampf gegen den Drachen so dargestellt, daß die befreite Jungfrau in ihren Händen ein Gefäß hält.

Die Kunstforscher, denen dies unerklärlich war, haben nicht beachtet, daß auch die Jungfrau Beroe (Berutus) ein ähnlich Gefäß in den Händen trägt.

Es ist das Gefäß der Erquickung aus dem Quell, den Chisr trank, der Wein der Hoffnung des ewigen Lebens und der Auferstehung aus Schmerz und Leid.

In England haben sie ein uraltes Weihnachtsspiel. Knaben kämpfen mit hölzernen Schwertern. St. Georg erschlägt den Drachen. Er steht aber immer von neuem auf, und der Kampf geht wieder los. Der Kampf hat noch nicht aufgehört. Unglaube, Habsucht, Neid, Intrigue, Lüge, Wollust, Nepotismus, und wie die Drachenköpfe alle heißen, sind noch auf dem Plan. Aber so gewiß der Frühling immer noch nach Nässe und Kälte Rosen und Maien zeugt, so gewiß der Ackermann dem Eisen aufgiebt, die Furchen zum täglichen Brode zu ziehen, so gewiß wird auch der, welcher der Weinstock des ewigen Lebens heißt, den Kelch des Heils und Sieges füllen, daß alle, die an ihn glauben, das ewige Leben haben.

Am Tage St. Georgs und des Drachenkampfes, geht die tief sinnige Sage, beginne die Nachtigall zu singen. Sie singt sehnsuchtsvoll von der Auferstehung, vom Siege des wahrhaftigen Georg auch im Orient — aber der Berliner Congress hatte sich nicht zu ihm bekannt, konnte daher auf seine Mithilfe einstweilen keinen Anspruch erheben.





Der Mahomed von Voltaire.

Von Shakespeare sollte man nicht reden — wenn man Voltaire's Namen nennt. Zwischen ihnen ist ein seltsamer Gegensatz, — aber, indem wir die Namen Beider nennen, haben wir doch das glückliche Gefühl, daß wir in vielen Dingen vorwärts gekommen sind, selbst über unsere sogenannte klassische Zeit. Es sind keine hundert Jahre her, daß Lessing die dramatische Bedeutung des englischen Dichters über die Voltaire's hervorgehoben hat, ohne doch den allgemeinen Geschmack bestimmen zu können. In den gebildeten Kreisen und in Hofkreisen zumal galt Voltaire weit über den Schwan von Avon hinaus. Herzog Karl August regte in Weimar sogar seine dichterischen Freunde Schiller und Goethe zur Bearbeitung französischer Lustspiele an. Antrieben des Hofes ist es zu verdanken, daß kein Geringerer als Goethe selbst den Mahomed von Voltaire übersetzte. Man darf sagen, daß es wehe thut, Goethe's Hand am Voltaire und nicht am Shakespeare zu finden. Unmöglich, daß Goethe in unseren Tagen seine Kraft und Muße diesem Werke gewidmet hätte. Damals geschah es. Am 30. Januar 1808 ward Mahomed

in Weimar zum Geburtstage der Herzogin Luise aufgeführt. Erklären kann man es sich freilich, warum damals Voltaire Shakespeare überwog. Es war der Geist der französischen Sprache, der in Europa herrschend geworden war und bestimmend einwirkte. Man verstand und sprach sie, und die Eleganz der französischen Phrase bezauberte. Das Englische war weniger bekannt, und Shakespeare war nur ein großer Dichter gewesen, während Voltaire als das Haupt der aufgeklärten Literatur galt und an der Spitze des französischen Einflusses marschirte. Man kann es einen eminenten Fortschritt nennen, daß die Dramen Shakespeare's in den Herzen vieler unserer Zeitgenossen leben, während Voltaire ihnen unbekannt geworden ist. Es ist ein ästhetischer und sittlicher Fortschritt, daß von Voltaire zu reden der Menge einen so viel geringeren Anreiz bietet, als von William Shakespeare. Das Eindringen der englischen Literatur, statt des einseitigen ehemaligen Uebergewichts der französischen, ist nicht bloß ein Sieg der guten Sitte, sondern auch des poetischen Geschmacks und Gedankens. Wie anders ist Shakespeare in seinem Leben wie Voltaire! Der Engländer war während seines Lebens kaum in Britannien allgemein bekannt, — Voltaire war der Literat der Könige und Höfe. Der Eine rang mit einem lokalen Publikum, Voltaire redete zu einem Parterre, so groß beinahe wie Europa. Aber Shakespeare's Genie war so tief wie das Meer an den Felsen seines Vaterlandes, während Voltaire's Geist mit dem Wein genährt war, der um Paris wächst, wo der Schriftsteller getauft ward. Der Eine schuf Gedanken, der Andere hatte Tendenzen. Shakespeare hatte in einfacher Lebenssphäre die Divination der Weisheit vom Menschenherzen aller Zeiten, Voltaire, mitten in der großen Welt, besaß nur die zeitgenössische Klugheit, die alles nach ihrer eigenen Mittelmäßigkeit schätzt. Shakespeare ahnt die wahre Geschichte — Voltaire macht falsche Geschichte. Shakespeare's Formen sind wie ein Berg-

werk von Edelsteinen, die Voltaire's gleichen einem französischen Bijouterieladen mit allerliebsten zum Theil unächten Goldsachen.

Wenn Shakespeare einen Mahomed gedichtet hätte, würde er den Propheten großartig gezeichnet haben, bei Voltaire ist er, wie dieser selbst ihn in seinen Briefen nennt, nichts als ein Gauner. In einer der letzten Wahlreden, die Victor Hugo in Paris hielt, sagte er: „Und größer als Napoleon war Voltaire.“ Hugo ist leider in den letzten zehn Jahren ein Trunkenbold seiner eigenen Phrasen geworden, sonst konnte er nicht so von Voltaire reden; ein Franzose, der seinen Napoleon nicht kennt, wenn er ihn auch jetzt nicht mehr poetisch anrauscht! Napoleon war allerdings ein Tyrann, aber Voltaire, wie Louis Blanc treffend sagt, ein Königsschmeichler. Napoleon war eine Tragödie, aber Voltaire war unvermögend, eine solche zu dichten. Napoleon hat Frankreich einen neuen Geist eingebläht, aber Voltaire den, den es hatte, vergiftet. Als Napoleon 1807 in Erfurt mit Goethe sprach, sagte ihm Daru, daß Goethe den Mahomed von Voltaire übersetzt habe. Napoleon tadelte das Stück; besonders zeigte er, wie Mahomed als „Weltüberwinder“ ganz falsch gezeichnet sei, und Napoleon hatte darin einige Erfahrung. Goethe wußte das auch, wenn er es auch nicht sagte. Davon zeigt seine Uebersetzung. Manche mögen den Goethe'schen Mahomed gelesen haben aber ich habe noch nicht gefunden, daß die feinen Striche, mit denen Goethe den Charakter des Mohamed verändert und seinem Publikum etwas embellirt und weniger offen abgemalt hat, bemerkt worden wäre.

Nun zum Mahomed selber.

Wer Shakespeare's Julius Cäsar liest, weiß, daß das Drama nur in Rom vorgehen kann, wie wenig auch der Dichter ein philologischer Geschichtsforscher gewesen ist, während der Mahomed von Voltaire an die arabische Stadt Mekka nicht gebunden ist. Man könnte Budha mit anderem Namen dafür

setzen, der Inhalt würde um keinen Schatten verändert. Es ist darin keine Ahnung vom wirklichen Mahomed, es fehlt jede lokale Färbung. Daraus braucht ihm aber an sich kein Vorwurf gemacht zu werden. Es ist eine Eigenheit der französischen Literatur, daß sie nur eine Dinte für Orient und Occident hat. Mahomed will von Medina nach Mekka zurückkehren; er gilt schon als mächtiger Eroberer, doch in der heiligen Stadt sind noch bedeutende Stimmungen gegen ihn. Vor allen Dingen ist Zopire sein Feind, das Haupt der Anhänger der alten Bräuche, der ihn schon früher aus Mekka herausgeworfen und seinen Sohn im Kampf getödtet hatte. Dagegen sind zwei junge Kinder Zopire's in Gefangenschaft gerathen. Der alte Mann glaubt sie verloren. Jüngst hat er nun ein Mädchen erbeutet, Palmire, schön und sitzsam, — es ist seine Tochter, aber er weiß es nicht. Doch zieht es ihn unbewußt zu dem Kinde hin, wie dieses ihn nicht genug ehren kann. Aber Palmire sieht in Mahomed den großen Propheten, den Gesandten Gottes, Zopire nennt ihn Betrüger, Räuber und Tyrannen.

Mahomed will nun auch Mekka einnehmen. Er weiß, daß er, um sein Werk zu vollenden, auch dort anerkannt sein muß. Aber da eine Weissagung geht, der neue Prophet müsse mit dem Delzweig friedlich hineingerufen werden, so darf er die Stadt nicht mit Sturm nehmen. Er schickt Omar als seinen Gesandten, um Zopire, dessen Ansehen in Mekka ihm einen kampflosen Einzug nicht gestatten werde, zu einem friedlichen Vertrage zu veranlassen. Allein Omar überredet Zopire nicht. Mahomed kommt nun selbst. In seinem Gefolge erscheint Seide, ein Jüngling, der mit Palmire zusammen in Gefangenschaft sich befand. Die Beiden lieben sich, aber sie wissen nicht, daß sie Bruder und Schwester sind und Kinder Zopire's. Niemand weiß das als Mahomed, wie Omar und der Vertraute, Hercide, der sie erzog. Aus diesem Umstand entwickelt sich die tragödische Wendung

des Ganzen. Palmire und Seide freuen sich des Wiedersehens und erwarten von Mohamed ihr Glück, aber Mahomed will Palmire für sich haben und haßt darum Seide, als er dessen Verhältniß zu dem Mädchen erfährt. Er gesteht dies dem Omar ein und denkt, sein blind Ergebener werde ihm auch hier zu Dienste sein. Mahomed selbst sucht nun Zopire zu überreden. Das ist die bedeutendste Scene des Ganzen. Mahomed decouvriert sich ganz, aber er erreicht nichts; endlich erbietet er sich, dem Zopire seine Kinder wiederzugeben, — ohne zu sagen, daß dies Palmire und Seide sind, — wenn er nachgebe. Er will sein Schwiegersohn werden. Aber Zopire weicht auch um den Preis seiner Kinder nicht von seinen Grundsätzen, so sehr haßt er Mahomed's Betrug. Da entschließt sich Mahomed zum Aeußersten. Zopire soll sterben von Meuchlerhand, aber der Thäter verborgen bleiben. Omar nennt ihm als geeigneten Mörder Seiden, obschon er ihn als Sohn des Zopire kennt. Mahomed nimmt dies mit Lebhaftigkeit an. Der Jüngling soll mit falschen Reden zu dieser That als für Mahomed's Sache entflammt werden. Die Jugend, sagt er, ist die Zeit der Täuschungen. Seide willigt ein, im blinden Vertrauen, aber nicht ohne Wehmuth, und Mahomed, der ihn zugleich verderben will, um Palmire für sich zu besitzen, bestimmt diese, dem Seide zuzureden, den gegebenen Eid zu halten. Sie werde der Preis sein. Und unterdeß verabredet Mahomed mit Omar, es dürfe niemals im Volke verlaublichen, wie und durch wen Zopire gefallen sei, darum müsse Seide sterben. Noch vor der That solle er ein langsam wirkendes Gift erhalten, um bald nachher selbst dem Tode zu verfallen. Auch Hercide, obschon ein alter Genosse Mahomed's, solle gleichfalls vergiftet werden, damit er das Geheimniß, es sei Seide Zopire's Sohn und Palmire's Bruder, nicht verrathe. Sei dies alles geschehen, Zopire gemordet durch Seide, dieser selbst todt und auch Hercide, dann sei das Geheimniß sicher, Palmire

sein und das Volk ihm in Frieden unterthan. So weit kommt es allerdings, daß trotz harter Gewissenskämpfe Seide den Zopire am Altar tödtlich verwundet, aber ehe Zopire stirbt, erscheint ein Bote, der ihm, in Gegenwart Seide's und Palmire's das Geheimniß enthüllt. Der vergiftete Hercide hatte noch vor seinem Tode sich beeilt, diese Botschaft dem Zopire zu senden, um der That des Seide zuvorzukommen. Zopire erkennt seine Kinder. Diese werden von furchtbarem Schmerz und heftigem Grimm gegen Mahomed, an dem Seide den Vater rächen will, ergriffen. Aber schon wird Seide verhaftet.

Mahomed, ohne zu wissen, daß das Geheimniß entdeckt, will Seide als Mörder bestrafen und sich dem Volk als Rächer Zopire's darstellen; zugleich erklärt er Palmire seine Liebe, die ihn entsetzt zurückstößt und ihm sagt, daß sie alles weiß. In dem Augenblick erhebt sich ein Aufruhr. Das empörte Volk stürmt gegen Mahomed, nachdem ihm alles offenbar geworden, — an seiner Spitze Seide. Mahomed tritt den Empörten entgegen, — Seide stürzt sich auf ihn, — aber in dem Augenblick wirkt das empfangene Gift. Er sinkt sterbend zurück. Der Dolch fällt ihm aus der Hand, und Mahomed bezeichnet dies als ein Gottesgericht wegen seines Attentats auf den heiligen Propheten. Das Volk verläuft sich, Palmire giebt sich selbst den Tod. Die Tragödie endet mit einem triumphirenden Monologe Mahomed's. — Das ist der Inhalt einer Dichtung von der Voltaire selbst sagt, daß sie mehr werth sei, als der ganze Koran. Es bleibt unbegreiflich, wie Zeitgenossen die ungemainen Schwächen eines solchen Tendenzstückes übersehen konnten, auch wenn sie die Tendenz theilten. Die Tragödie ist fälschlich „Mahomed“ benannt, sie müßte „Zopire“ heißen, denn dieser ist es, der gegen Lüge und Trug für seine Sache streitend, trotz Treue und Ehrlichkeit fällt. Mahomed geht ja siegreich daraus hervor. Man kann die Personen eigentlich eintheilen in Betrüger, d. i. Mahomed und Omar, und Betrogene, das sind

alle anderen. Die Betrogenen beweisen allerdings einen unerklärlichen Stumpfsinn, das Volk zumal, das auf einmal Mahomed zufällt, weil Seide stirbt, obschon doch dadurch die empörende Thatsache, daß er den Vater durch den Sohn hat tödten lassen, bestehen bleibt. Man begreift ferner nicht, wie Mahomed es wagen kann, allein und mit wenig Gefolge nach Mekka zu gehen. Wer Fanatismus übt, muß ihn der nicht auch bei Anderen erwarten! Es kann auch nicht sein, daß er durch erhabene Schwärmerei imponirte, da er sich, selbst Zopire gegenüber, nur als klugen Mann bezeichnet, der täuschen muß, weil Täuschung die Welt gewinnt. Weshalb Zopire statt vieler Reden ihn nicht festnehmen läßt oder ihn erdolcht, ist nach der Sittenlehre des Dramas gar nicht einzusehen. Omar ist der Vertraute Mahomed's, den er in alle seine Schliche und Leidenschaften einweiht. Er zeigt ihm auch, wie man mit denen umgeht, die Geheimnisse wissen, die nicht an den Tag kommen sollen. Mußt' Omar nicht auch fürchten, so behandelt zu werden?! Seide wird schon vorher vergiftet, ehe er den Mord begehen soll. Aber wer konnte berechnen, wie schnell das Gift wirken und ob Seide zur That gelangen werde. Wie, wenn er früher vom Gift überwältigt wurde! oder wenn das Gift etwas später gewirkt hätte! Palmire nimmt den Dolch, der Seiden entfallen ist; sie ist in furchtbarer Erregung, daß sie durch Mahomed nun Vater und Bruder verliert. Warum stößt sie den Dolch nicht lieber dem Mörder ins Herz — statt sich!? Das erste wäre tragisch, das zweite ist nur traurig.

Aber zur Hauptperson — zu Mahomed selbst. Shakespear wie jeder andere wahre Dichter würden in Zopire und Mahomed die Ringer für zwei verschiedene Weltideen haben erscheinen lassen. Auf arabischem Boden würden Naturdienst und Gottesdienst mit einander gestritten haben. Zopire hätte fallen können als Held der vergangenen Welt — Mahomed siegen als arabischer Prophet des einen Gottes.

So aber hat Zopire gar keine positive Idee und eifert nur negativ gegen den Betrüger Mahomed. Ein Widerstand also gegen einen ehrlichen Mahomed wäre gar nicht denkbar. Nun ist die Ehrlichkeit zwar viel werth, doch nur wenn die Erhabenheit der Ideen von ihr getragen wird, — an sich schließt sie dieselben nicht ein. Zopire ist ein beschränkter Mann, trotz seiner Ehrlichkeit, und Mahomed ist nicht ein Schwärmer, ein begeisterter, ein glaubensvoller, sondern ein Comödiant, der den Propheten spielt, um das dumme Volk zu betrügen und dadurch zu beherrschen. Er erklärt ja Zopire seine ganze Idee: In seiner Zeit seien die Völker in Persien, Aegypten, Constantinopel erschlaft, „ein neuer Cult ist noth; und noth sind neue Ketten; ein neuer Gott ist noth für diese blinde Welt.“ „Nicht tadeln mußt du den Betrug des Vaterlandes, denn so zerstöre ich seine Ohnmacht und seinen Götzendienst.“

„Ich kenne dein Volk, es muß den Irrthum haben, — ob wahr oder falsch, nothwendig ist mein Cult!“ Er bietet Zopire an, „Nein — helfen sollst du mir, die Welt zu täuschen.“

Er spricht zu Seide: „Denn wer zu denken wagt, ist nicht geboren, an mich zu glauben.“

„Man wird immer ein Ketzer, sobald man überlegt.“ „Der eigne Augen haben will, der bleibe fern von mir.“ Später sagt er zu Omar: „Mein Sieg ist immer auf Täuschung aufgebaut.“ Aber wunderbarer Weise wird die ganze Katastrophe mehr als durch seinen Ehrgeiz — durch Liebe herbeigeführt. Er brennt für Palmire, und aller Schmerz, den er empfindet, ist um ihretwillen. „Ich sehe mir entrissen den einzigen Preis für meinen Schreckensfall.“ Aber dieser ist Fleischeslust. Sie kommt nicht aus einem weichen Herzen. Er sagt: „Man hat keine Eltern, wenn man sie noch nicht kennt. Die Natur in meinen Augen ist bloß Gewohnheit.“

Er spricht zu Zopire: „Ich werde grausamer sein als du und unbarmherzig sein.“

Als Palmire stirbt, bekommt er Gewissensbisse und spricht: „Gott, welchem ich dienen ließ, zum Unheil der Menschen, ehrwürdiges Werkzeugs meiner gräßlichen Pläne.“ Er nennt sein Herz zum Haß geboren, das durch Wuth in Flammen steht. „Sein Reich ist zertrümmert, wenn der Mensch wieder erkannt ist.“

Voltaire schreibt: „Das Stück sei nur eine Predigt gegen die höllischen Grundsätze, welche den Poltrot's, Ravail-lac's, Châtel's den Dolch in die Hände gegeben. Aber das ist nicht wahr. Freilich werden wir Poltrot, den Mörder des Herzogs von Guise, sowenig entschuldigen wie Ravail-lac, der Heinrich IV., von Frankreich ermordete, aber in den Rahmen von Voltaire's Dichtung passen sie nicht.

Mit Seide können sie nicht verglichen werden. Sie wollten nichts für sich. Sie opferten sich in trüber Verblendung für eine mißverstandene Idee. Als Châtel den Herzog von Burgund tödtete, that er es, um sich zu rächen. Religion kam dabei gar nicht ins Spiel. Aber Voltaire's Mahomed ist ein Mörder aus grundlosem Eigennutz. Seide ist ein Werkzeug seiner und Mahomed's persönlicher Leidenschaft. Außerdem schienen Poltrot und Ravail-lac durch ihre That etwas erreichen zu können, aber der Mord Zopire's, den Mahomed veranlaßte, war unnöthig, grausam und dadurch, daß er den getäuschten Sohn dazu verwandte, raffinirt boshaft. Es war nicht allein die That eines Banditen, sondern eines Tyrannen, nicht die eines Schwärmers.

Voltaire schreibt am 1. September 1742: Tartuffe von Molière hatte ehemals noch große Widersprüche auszustehen, und doch wird er endlich an den Heuchlern gerächt. Ich hoffe einen gleichen Triumph über die Schwärmer, denn kurz: „Mahomed ist Tartuffe der Große.“

Aber Voltaire irrt sich. Nicht Mahomed, sondern er ist Tartuffe der Große. Es ist bloß Heuchelei, wenn er behauptet, „Mahomed“ gedichtet zu haben, um gegen den Fanatismus zu kämpfen. Der ganze Brief, den er am 20. Januar an Friedrich den Großen schrieb, als er ihm den Voltaire dedicirte, ist heuchlerisch. Die Beispiele, die er darin von allerlei fanatischen Leuten anführt und womit er die Schrecken des Fanatismus beweisen will, sollen nur dazu dienen, einen, wie er hofft, dünnen Schleier über seine eigentlichen Tendenzen zu legen. Die Phrasen von rasender Schwärmerei und Fanatismus sollen den Dolchstich verbergen, den er, der große Tartuffe, nach anderer Stelle richtet.

Er wollte poetisch dasselbe darthun, was man einer Schrift zuschrieb, die von den Tartuffe's und den drei Weltreligionen handelte. Das nannte man im 18. Jahrhundert Philosophie, wenn man alle Bewegungen gläubiger Völker auf Betrügereien einzelner Führer zurückführte. Diese von Moses und Christus auch zu behaupten, wagte mehr als eine Schrift jener Zeit. Darauf zielt Voltaire, wenn er in der Vorrede sagt, daß das Stück nicht bloß rühren, sondern bessern solle. Man nannte das Besserung. Es war sicher Verständniß dieser Tendenz, wenn Friedrich der Große, der die Nachricht von dem Erscheinen des Stückes mit sehr höflichen Worten begrüßte, später aber, als er es empfangen, nur von den Einleitungsworten redete, ohne über das Drama selbst ein Wort zu verlieren. Als, wie Voltaire behauptete, die Jansenisten in Paris gegen die elende Tendenz des Werkes auftraten, rächte er sich an ihnen und widmete es dem Papst Benedict XIV., „er weihe dem Chef der wahren Religion eine Schrift gegen den Gründer einer falschen und barbarischen Secte.“ Und als der Papst ihm antwortete, er habe die Schrift mit großem Vergnügen gelesen und ihm eine Bemerkung machte über die Quantität des lateinischen Wortes hic, — antwortete Vol-

taire: „Ich bin gezwungen, Ihre Unfehlbarkeit in literarischen Dingen wie in anderen Dingen, die ehrwürdiger sind, anzuerkennen.“ Man wird daraus ersehen, daß Voltaire mindestens so gut lügen konnte, wie sein Mahomed. Die edleren Zeitgenossen Goethe's waren keineswegs damit zufrieden, daß der große Dichter seine Kraft an Mahomed verschwendete. „Eine solche Verfündigung,“ schreibt Frau von Herder an Knebel, „gegen die Historie (er macht Mahomed zum glatten Betrüger, Mörder und Wollüstling) und gegen die Menschheit habe ich Goethe nicht zugetraut; die glatte grobe Tyrannei, Macht, Betrug und Wollust wird gefeiert.“ Und doch hatte Goethe seinem Herzog zulieb die schärfsten Stellen gegen Tyrannei ausgelassen. Denn allerdings wird im Mahomed zumeist gegen Herrschaft und Tyrannei, wohin alle Religionen auslaufen sollen, gedonnert. Aber das Drama sündigt darum ebenso gegen die höhere Aesthetik der Menschennatur wie gegen die Wahrheit an sich. Selbst David Strauß, dessen Buch über Voltaire das schwächste ist, das er geschrieben hat, muß unter den wenigen platten Bemerkungen, die er über Mahomed macht, eingestehen, es sei undenkbar, daß ein solcher Mahomed die Welt erobert. Ja freilich ist es ein Attentat auf die Menschheit, zu glauben, daß alle Begeisterung und Gottesehnsucht nur Lüge sei und die Menschheit nur von Betrügern regiert sein will. Es ist vielmehr das Gegentheil wahr. Niemand hat in der Welt etwas ausgerichtet, ohne die Wahrheit. Auch Mahomed siegt nur durch den Keim von Wahrheit, den er seiner Lehre zu Grunde legte. Religionen sanken nur, wenn sie die Wahrheit verdunkelten. Betrüger haben sich niemals verbergen können. Man hat noch immer unterscheiden gelernt zwischen Ludwig IX. in seinem frommen Eifer und Ludwig XI. in seinem Betrug. Octavian Augustus, der sich selbst auf dem Todtenbette einen Schauspieler genannt hat —

und er war ein glücklicher — steht darum nicht höher als Julius Cäsar. Die Weltgeschichte ist ein Weltgericht!

Aber jener Voltairianismus von Mahomed ist, ob er auch die Menschenliebe vorkehrt, das Symptom einer verdorbenen Sittlichkeit, die, während sie vom Guten redet, nie das Gute glaubt. Jenem blasirten Unglauben an eine ideale Welt — an einen Gott der Wahrheit und Liebe — trat eben Jesus gegenüber. Wie Mahomed dachten Herodes und die Pharisäer, — Jesus ist der Menschheit Ideal. Darum demüthigt er mit seinem Wort die falsche Klugheit. — Seide sagt einmal: „Kann ein Gott den Haß gebieten?“ aber Voltaire vergaß Jesum, der die Liebe gebot. Die stolze Blasirtheit, den Zweifel an der Menschennatur, den Dünkel auf die eigene Kraft demüthigt Jesus, wenn er sagt: „Laßt die Kindlein zu mir kommen!“ Die Kindernatur, die nicht rechnen kann wie Mahomed und nicht auf die Schwäche Anderer speculirt, gewinnt den Sieg. Man hat es vielfältig mit Künsten, wie sie Voltaire's Mahomed enthält, versucht, aber wahr ist allein geblieben, was Jesus spricht, daß in das Reich Gottes nur kommt, wer ein Kind wird. Ein alter Tyrann will Gott schauen, heißt es in der Legende, und ein Weiser sagt, dann schaffe erst den Ausatz aus deinem Lande fort. Erst vom Hochmuth rein, wird man ihn schauen können. Selig sind nur, die reines Herzens sind, die werden Gott schauen, — in der Geschichte, im Leben, in der Kirche — trotz aller Menschlichkeit.

An dem Tage, als der Mahomed zuerst in Velle aufgeführt wurde, erhielt Voltaire während des ersten Actes, einen Brief vom König von Preußen, daß er die Schlacht bei Molwitz gewonnen habe. Voltaire rief seinen Freunden zu: „Ihr werdet sehen, daß die Tragödie von Molwitz meiner Tragödie zum Siege verhelfen wird.“ Das hat sie nun nicht gethan. Zum Siege Preußens war Molwitz der erste Schritt. Voltaire's Mahomed ist weder durch Molwitz zum Siege geführt worden, noch

hat Preußen durch Voltaire seine Adler entfaltet. An der Wiege unseres Vaterlandes, — in dem Reigen seiner Völker, — in der Hoffnung seiner Söhne hat niemals die falsche Phrase gestritten, immer wird geltend bleiben: non soli cedit deo credit. Er taucht ins Licht das Haupt, wenn er an Gott geglaubt. Selig sind die reinen Herzen, die werden Gott schauen. —





Damaskus und Cordova.

Es war am 12. Februar 1502, als die Könige von Spanien, Ferdinand und Isabella, den Befehl ergehen ließen, daß alle muhamedanischen Mauren, die dem Islam nicht entsagen wollten, das Land verlassen müßten, bei Todesstrafe und Confiscation des Vermögens. Isabella, die Königin von Castilien, dachte nicht an die eigenen Leiden, als sie wenige Jahre zuvor ihren Erstgeborenen und ihre erste Tochter, die jugendliche Königin von Portugal, verloren hatte. Sie dachte nicht an die Schmerzen maurischer Mütter und Kinder. Man trieb sie hinaus, wie man dies früher mit den Juden gethan hatte. Sonderbar, daß die Erfahrung eigenen Schmerzes die Menschen selten so milde macht, nie Anderen Leiden zu bereiten.

Ob es Viele waren, die vertrieben wurden, wissen wir nicht. Jedenfalls war es ein trauriger Triumph. Es war nicht bloß kirchlicher Eifer, der Ferdinand und Isabella grausamer machte, als die Kalifen und Sultane, es war vielmehr Politik, die sich der kirchlichen Mittel bediente. Man thut Unrecht, alle Schuld auf den Großinquisitor Torquemada allein zu legen, die größere trifft die Könige selbst, und der Lehrer

dieser Könige war der Islam, den nun sein eigenes Gericht traf. Die spanischen Könige wollten so absolut sein wie die Kalifen. Ihnen widerstanden beharrlich die selbständigen Großen des Landes nicht bloß in Castilien, sondern zumal in Aragonien. Mit dieser Opposition wurde man durch die Inquisition fertig. Es ist schrecklich zu sagen: diese ward mehr und mehr ein monarchisches Werkzeug. Die Tyrannei besleckte auch hier religiöse Namen. Man wischte das selbst vergossene Blut an den Kirchenwänden ab, man machte aus der Inquisition ein mit heiligen Namen behangenes Schwert für nationale Einheit und Absolutismus. Was die Philippe Spaniens erreicht haben, verdanken sie solchem Mittel. Nachdem er die Bekenner des Islam, auch die friedlichen, vertrieben hatte, wurde der christliche König der christliche Kalif.

Noch heute zeigt man in Granada den Platz, wo der letzte König der Mauren bei dem letzten Weggang anhielt, um von seiner Stadt Abschied zu nehmen. Thränen entströmten seinen Augen. Man nennt den Ort „den letzten Seufzer des Mauren“, *il ultimo sospiro del Moro*. Und seine Trauer war gerecht: Granada war die Thräne werth. Es war ein herrliches Land. Seine Berge waren reich, seine Ebenen frisch, an den Küsten waren gute Häfen; zumal die Vega, das Land vor der Hauptstadt, war wegen seines Reizes berühmt, von Wein und Oliven geschmückt, mit üppigen Feldern und Ernten; Canäle bewässerten das Land; der Acker trug vierundzwanzigfältig. Ulmen, Pappeln, Delbäume bildeten liebliche Haine am Fluß. Jasmin- und Myrthengebüsche umkränzten die Stadt.

Es war eine große Stadt, wol auf 400 000 Seelen schätzte man sie. Ritterlicher Geist belebte die Einwohner. Handel und Wandel blühten. Auf einer Anhöhe liegt auf einer Seite die alte Burg, auf der andern das Schloß; jene finster und drohend, dieses hell und freundlich. Es trägt den Namen Alhambra, das Rothe, mit lustigen

Sälen, von leichten Arkaden getragen; Luft und Duft der Gärten dringen herein. Im Hof der Bäder spiegeln sich die Bogenhallen im großen von Blumen umkränzten Bassin. Auf einem hohen Berge (Silla del Moro) lag der maurische Sommerpalast. Zwei riesenhafte Cypressen stehen davor seit 500 Jahren wie — Symbole der Trauer. An alle Pracht, die noch vorhanden ist, rückt die Zerstörung näher; die Löwen tragen noch immer die Schalen des Löwenbrunnens, aber wie lange noch? Beim Untergang der arabischen Herrschaft war Granada noch eine Thräne des blonden Königs werth, und mit ihm weinten Alle. Es ist eine rührende, echt historische Stelle, wenn Cervantes im Don Quixote (II, cap. 54) den maurischen Krämer klagen läßt: „Wo hin wir uns wenden, da beweinen wir allenthalben unser Spanien, denn hier sind wir ja geboren, und unser Vaterland ist hier.“

Spanien wird die 700 Jahre der arabischen Herrschaft nicht vergessen. Vieles ist anders geworden. Die Städte sind weniger volkreich. Es ist noch viel zu thun, ehe das Land wieder so angebaut sein wird, wie ehemals; aber man darf auch nicht vergessen, daß die arabischen Zeiten im Rückblicke darauf vielfach darum so licht erscheinen, weil das christliche Spanien größere Ansprüche nicht erfüllte, weil Hader und Dede ihnen nachfolgten, weil das Reich von seiner europäischen Höhe gefallen ist. Man muß sagen, daß das arabische Spanien die schönste und lieblichste Dase des Islam war; aber dem Islam ward diese Cultur nicht verdankt, so wenig wie der Niedergang Spaniens der Ausbreitung der Mauren an sich zuzuschreiben ist, vielmehr zeigt sich nirgends so klar, auf welchen Fundamenten und Elementen in der islamischen Wüste schöne Culturen gediehen sind.

2. Mit einem Flüchtling sind wir von Damaskus nach Europa gekommen. In Syrien war der 24. Januar 750 ein schrecklicher Tag gewesen. Der letzte Kalif aus dem Hause der

Ommajaden, Merwan, wurde von seinen Feinden, an deren Spitze Abul Abbas stand, gänzlich geschlagen und auf seiner traurigen Flucht am 4. August in einer christlichen Kirche in Aegypten erstochen. Ueber das Haus der Ommajaden erging ein schreckliches Gericht. Neunzig von ihrem Geschlecht wurden gleichzeitig mit Keulen erschlagen. Auf dem Teppich, der über ihre Leichen gebreitet war, ward ein Gelage angestellt. Die Gräber der Kalifen wurden in Damaskus geöffnet und ihre Leichen herausgeworfen. Der Leichnam des Kalifen Hescham, der einzige, der sich erhalten, ward an ein Kreuz geschlagen und verbrannt. Wenige des Geschlechts der Ommajaden blieben übrig — unter ihnen Abderrhaman. Kaum zwanzig Jahr alt, floh er in die afrikanische Wüste. Ueberall verfolgt, rettete er sich zu einem Berberstamm, dem der Zanaten. Aber auch hieher drangen die Verfolger. Als sie einst in das Zelt des Scheiks traten, wohin Abderrhaman sich geflüchtet, verbarg dessen Weib den Jüngling unter ihren Gewändern.

Er gedachte sich nach Spanien zu retten. Dort waren zwar schon seit vier Decennien die Araber Sieger und das Reich der Westgothen lag seit der Schlacht von Xeres (711) in Trümmern, aber Zwietracht herrschte unter den arabischen Führern selbst; ein Mann aus altem Geschlecht und Autorität fehlte. Da riefen Anhänger seines Hauses Abderrhaman nach Spanien. Ein treuer Freund, Bedr, hatte zuvor für ihn gewirkt und seine Pläne vorbereitet. Abderrhaman kam, ein Jüngling edler Gestalt und edlen Geistes, und siegte überall. Es gelang ihm nach vielen Kämpfen und Siegen sich zum Herrn der Halbinsel zu machen. Die Abbassiden — nämlich die Kalifen Afiens — vermochten nicht, ihn zu stürzen. Er wurde der erste spanische Kalif und die Geschichte seines Geschlechtes ist die des Ruhmes der Araber sowol in Waffen wie in Cultur. Von den Ommajaden stammt, was die arabische Herrschaft in Spanien auszeichnete.

Spanien hätte nie eine Blüthe erreicht ohne jene Revolution in Damaskus. Die Araber würden niemals eine so feste Herrschaft dort begründet haben, wäre dort nicht eine Dynastie aufgetommen, welche dem asiatischen Kalifat feindselig war.

Die Aufgabe der Ommajaden in Spanien war, ein Reich zu gründen, gleich dem ihrer Vorgänger in Damaskus. Der Wettstreit mit dem Kalifat von Bagdad war die Triebfeder aller Anstrengung der Ommajaden in Spanien. Cordova wurde zu einem Gegendamaskus und Abderrhman III. und sein Sohn Hakem galten für Spanien, was Harun Alraschid und Mamun für Bagdad waren.

Die Ommajaden in Spanien fanden ja auch, wie die Araber einst in Syrien und Persien, eine Cultur vor. Freilich war der Gegensatz zu den germanischen Westgothen ein anderer, wie er den Arabern bei verwandten Stämmen in den Gebieten diesseits und jenseits des Euphrat entgegentrat; aber das machte die Entwicklung nur reifer und anreizender. Doch hatte der westgothische Staat viel Aehnlichkeit mit dem neupersischen, welcher ein halbes Jahrhundert früher unter dem Fanatismus der Araber gefallen war.

Das Reich der Westgothen hatte lange in Frieden gelebt. Es war mächtig, aber nicht mehr lebendig. Religiöser Hader zerriß das Volk wie im Staate Ktesiphons. Es gab viel Rechtgläubigkeit, aber das Herz brannte nicht mehr. Zwietracht und Verblendung über die eigene Macht begünstigten Verrath und Fall. Es war voller Cultur das Land, in welches die Araber einbrachen. Von der Römer Zeit her war es bebaut. Die Westgothen hatten römische Cultur und Art angenommen. Es waren große Städte, starke Burgen vorhanden, es fehlte nicht an Verkehr. Geistiges Leben war vorhanden gewesen; was das Volk leisten konnte, zeigt die spätere Geschichte.

Die Araber, welche herüberkamen, befanden sich noch unter

günstigeren Verhältnissen, als ihre Vorgänger, die Syrien und Persien eroberten. Sie hatten schon ein Vorbild; sie brauchten nicht erst von den unterworfenen Einwohnern, wie jene, zu lernen, sie brachten schon Beispiele mit; sie hatten schon Damaskus gesehen, schon die Großstädte der Perser kennen gelernt; während die Ummajaden in Spanien ihr Reich gründeten, erhob sich Bagdad zu großem Glanz. Die Kalifen von Cordova wußten schon, wie man einen glänzenden Hofhalt einzurichten hatte.

Man baute, man schuf Gärten, man gründete Bibliotheken, man besoldete Dichter und Gelehrte. Man war großmüthig und freigebig, denn man hatte reiche Mittel. Freilich machen die germanischen Länder einen ärmlichen Eindruck, wenn man sie mit dem orientalischen Leben schon im 9. und 10. Jahrhundert vergleicht; aber erstens wohnten die Germanen in Gebieten, die nicht von uraltem Reichthum flossen wie die Länder, die das ehemalige asiatisch-römische Reich bildeten, und dann waren die Germanen frei, während der Islam nur die Tyrannei kennt. Die Lasten, welche das Volk unter dem alten Kalifat trug, waren ungemein schwer. Es mußte vom Volk der Zehnte von allen Feldfrüchten, Heerden und Handelsobjecten, auch vom Ertrag der Bergwerke, gegeben werden; das Fünftel der im Kriege gemachten Beute gehörte den Kalifen. Man legte eine Kopfsteuer auf Juden und Christen. Es mußte dem Kalifen ein Achtel des Werthes der Einfuhr und Ausfuhr und ein Zehntel vom Verkaufswerth der Güter gesteuert werden. Die Bergwerke waren reich, der Handel zu Land und See lebendig. Es flossen daher ungemeine Schätze in die Häuser des Kalifen und der Statthalter, vielleicht noch mehr als in die Kassen der römischen Kaiser und der Landpfleger. Was Wunder, daß die Herrscher dann freigebig sein konnten, daß sie mit dem Gelde schalteten, als hätten sie unerschöpfliche Brunnen. Es gehört zum Kalifenstolz und Königsglanz, nur mit Gold sich zu befassen, wie Ahasverus gegen Esther

that; die deutschen Kaiser konnten das nicht, denn Gold floß ihnen nur spärlich zu. Kaiser Sigismund hatte wohl die Neigung, das Geld wegzuworfen, aber der Brunnen war bald leer. So ein orientalischer Hofdichter — wir werden noch weiter davon aus Bagdad hören — hatte mehr Einkommen von seinen Epigrammen, als alle Minnesänger zusammen. Wie sollte der Landgraf von Thüringen geben, was der Kalif von Cordova wegwarf! Und doch hat all' die spanisch-arabische Hofpoesie kein Gedicht wie den Parzival Wolframs von Eschenbach hervorgebracht, keins wie den „armen Heinrich“ von Hartmann von Owe.

Das Geld galt zu sehr als der Thau von Allem, was Geisteswissenschaft sein sollte. Diese war für die Höfe des Islam mehr ein künstlicher Garten, als ein Brunnen für das Volk.

Die Araber haben aus dem Islam Feuer und Fanatismus sich angeeignet; sie hatten die Macht und die Anlage, sich dienen zu lassen und ließen den Dienst wie ein Eigenthum sich zuschreiben, aber auch diese Thätigkeit spürte die Fessel bald, die der Islam auferlegt.

Ist es möglich gewesen, daß er die Astronomie unter seine Flügel nahm, die er aus der persischen Sternkunde im Zusammenhange mit der Astrologie entwickelte, oder das Studium der Chemie, welche aus dem Bestreben, Gold auch künstlich machen zu können, hervorging, zu fördern, so lag doch auf der Kunst der Zügel des Dogma's. Kein Maler konnte vom Kalifen Gold und Aufträge erhalten; die Plastik fand selten eine verschämte Gönnerschaft und eigentlich nur eine Kunst hat auch unter den Arabern Pflege und Liebe erfahren — die Baukunst.

Ueber sie einige Gedanken mitzutheilen, die, wie ich meine, unausgesprochen sind, möchte ich nicht versäumen. Gewissermaßen gehöre ich zum Handwerk. Habe ich doch mit dem Erbauen von Herzen gern zu thun.

3. Es geschah in der Erinnerung und im Wettstreit mit

Damaskus, daß Abderrhaman, sobald er sich in Spanien befestigt hatte, in Cordova den Bau der berühmten Moschee begann, die freilich erst 200 Jahr später durch den großen Hadschib (Großvezier) Almanzor vollendet wurde.

Diese Moschee ist heute eine christliche Kirche, aber im Wesentlichen noch ganz der arabishe Bau, daher das schönste Object zur Erkenntniß desselben. Durch einen Glockenthurm gelangt man zuerst in den Vorhof, von Orangenbäumen ringsum bepflanzt. Ein Porticus von 72 Marmorsäulen umgiebt ihn von beiden Seiten; Fontänen plätschern in seiner Mitte. Die Kirche bildet ein längliches Viereck, etwa 200 Meter lang und 80 breit. 860 schlanke Säulen mit aufgesetzten Pfeilern tragen die von Capital zu Capital schwebenden hufeisenförmigen Bogen, die, von kleineren halbkreisförmigen, auf den Pfeilern ruhenden Bogen überwölbt, das Mauerwerk stützen. Die Decke, welche flach darauf ruht, ist verhältnißmäßig niedrig, nur etwa 11,5 Meter über dem Fußboden. Es ist die Kirche, von welcher Heinrich Heine dichtet:

In dem Dome zu Cordova
 Stehen Säulen dreizehnhundert,
 Dreizehnhundert Riesensäulen
 Tragen die gewalt'ge Kuppel,
 Und auf Säulen, Kuppel, Wänden
 Zieh'n von oben sich bis unten
 Des Korans arab'sche Sprüche,
 Klug und blumenhaft verschlungen.

Nur ist dabei etwas poetische Freiheit mit untergelaufen. Nicht dreizehnhundert Säulen stützen die Kuppel, und die schlanken Säulen Riesensäulen zu nennen, ist wol nicht treffend.

Daß das Gebäude, wie Prescott meint, den größten Raum einnimmt unter allen Kirchen der Christenheit, ist auch nicht richtig. Allerdings ist manche Pracht darin verloren gegangen; seine innere Decke von wolriechendem und künstlich geschnitztem Holz ist zu Cithern und Schnupftabakdosen zerschnitten worden,

aber die absprechenden Urtheile mancher Kunstkritiker können doch nicht verhindern, daß der Eindruck ein mächtiger und eigenthümlicher für jedes Herz bleiben muß. Zumal in der Blüthezeit der Kalifenherrschaft, wo noch kunstreiches Erz und Goldplatten die Thüren schmückten, die Kuppel auf ihrem Gipfel mit goldenen Kugeln glänzte — über ihr ein Granatapfel von Gold — und etwa 4500 Lampen am Abend das Innere erleuchteten, mag sie den Arabern wie ein Wunderwerk erschienen sein.

Es war Belid, der größte Ommajadenkalif von Damascus, der die Johanneskirche zerstören ließ und die große Moschee aufrichtete. Unter diesem Belid war auch Spanien erobert worden. Ihm eiferte Abderrhaman in seinem Bauwerk nach. Die Djami (Hauptmoschee) Belids wird mit zu den Wundern der Welt gezählt. Sie hat denselben Grundstil wie die Moschee von Cordova. Ein innerer Hofraum führt ebenso in das eigentliche Heiligthum, das von zierlichen Arcaden mit schlanken Säulen umgeben ist. Bäume sind zu beiden Seiten gepflanzt, in der Mitte steht ein Springbrunnen. In den Zeiten des arabischen Reisenden Ibn Batuta kam man bei diesem Brunnen zusammen, Vorlesern und Erzählern zuzuhören und sonst im Gespräch der Erholung zu pflegen, bis das Abendgebet nach Hause rief.

Die Moschee wurde von einer mächtigen Kuppel gekrönt in der Form eines Kameel buckels und erhielt den Namen einer Adlerkuppel, weil die ganze Moschee einem Adler gliche, dessen Kopf die Kuppel bilde.

Die Araber verstanden an sich weder in Spanien noch in Syrien zu bauen. Byzanz war die Kunststätte, aus welcher man überallhin die Baumeister rief. Die Araber erzählen, Belid hätte sogar den griechischen Kaiser gezwungen, Steinhauer zu senden.

Aber wenn es auch überall christliche Baumeister waren — der Grundgedanke der arabischen Baukunst, der älteren und

originalen zumeist, war doch ein arabischer. Die Moscheen in Damaskus und Cordova gehen von der Kaaba in Mekka aus; deren Vorbild ahmen sie nach.

Und an ihrer Nachbildung erkennt man wie an dieser selbst die symbolischen Gedanken, aus welchen die Kaaba dargestellt ist; sie gehen über den Islam hinaus an die arabische Natur selbst. Wenn man sich bei der Beurtheilung der Grundidee eines Baustils nicht irre leiten lassen will, muß man von der Entwicklung der eigentlichen Technik ausgehen und von der überwuchernden Ornamentik sich nicht blenden lassen. Man muß die Grundeigenthümlichkeiten auch des noch elementaren und einfachen Stils ins Auge fassen. Als solche treten unbestritten beim arabischen Baustil hervor: 1) der Hofraum, durch welchen man zum Heiligthum gelangte; 2) die Arcaden und Baumpflanzungen in demselben; 3) die Brunnen oder Fontänen, die sie umschließen. Die Decke ist fast überall niedrig und der Hufeisenbogen verbindet die Säulen.

Alle diese Eigenthümlichkeiten werden schon an der Kaaba bemerkt. Deshalb eben gingen sie in alle Moscheebauten über. Aber ihr Urbild ist das arabische Nationalleben selbst. Das wird charakterisirt durch Zelt, Palmen, Brunnen, Kameel. Arabien besteht ja nur aus Oasen in der Wüste. Am Brunnen Bemzem ist offenbar Mekka selbst erwachsen. Die Palme ist der Araber Ruhme, das Kameel aus demselben Thon wie er geschaffen, das Zelt seine Heimath.

Das künstlerische Abbild des Zeltes am Brunnen unter den Palmen ist die Kaaba so gut wie jede Dschami. Daher sind die Moscheen nicht hoch — die schlanken Säulen sind die Zeltstangen. Die Arcaden bilden die Palmengruppen am Brunnen. Darum darf dieser nicht fehlen. Wo eine Versammlung der „Gläubigen“ in einer Moschee stattfand, erinnerte sie wie der ganze Bau an die arabische Heimath, an die Kaaba, an Bemzem. Der Islam hat nirgends die Spuren der arabischen

Natur aufgegeben. Man versteht ihn auch nur in der weitesten Entwicklung durch diese. So hat er auch nirgends das Zelt am Brunnen vergessen, in dem er gelebt. Bäume und Säulen erinnern ihn immer an seine Palmen.

Die Palme stellt hier in so weiter Ausdehnung, wie sie gedeiht, das Urbild der Säule dar. Sie war schon das Abbild der Sonnensäule. Von ihrem Gebrauch im Sonnendienst kam ihr griechischer Name *Phönix*. Von ihren Palmen und Palmensäulen hat Palmyra (Tadmor) den Namen. Die ersten Säulen von Medina, welche Muhamed für seine Moschee gebrauchte, waren Palmen. Die jetzige Moschee in Medina ist ganz im arabischen Stil mit einem Hofraum und Colonnaden errichtet. Daß die Moschee-Säulen an die Stelle der Palmen traten, ist auch vom englischen Reisenden Burkhart bemerkt. Ein Palmenstamm bildete gleichsam die Naturkanzel, von welcher Muhamed gepredigt haben soll. Wenn man daher die Säulen in Cordova tabelnd mit einem Lustwald verglich, so hat man die rechte Idee der Araber getroffen; sie stellen den Palmenhain in der Dase am Brunnen dar, in welchem das Zelt — das Heiligthum — stand. Ebenso ist es nichts Spielendes, wenn man beim Bau der Djami ihre Kuppel als Kameelbuckel baute. Man konnte in der That das Kameel nicht vergessen; auch erinnert es an altarabische Vorstellung der Sonne unter dem Bilde des Adlers (des *Phönix*, wie in Palmyra), wenn man ihr den Namen Adlerkuppel gab. Ja auch der Granatapfel, der die Kuppel oben schmückte, wie ebenso das Kreuz bei christlichen Kirchen, hat einen altorientalischen Charakter, dem das Symbol der Liebe nicht fehlt.

Damit ist aber das, was arabischen Ideen wirklich gehört, abgeschlossen. Der Schmuck der Kuppel ist vom byzantinischen Baumeister hieher übertragen. Dasselbe ist mit dem sogenannten Hufeisenbogen der Fall, der die Säule allerdings wie der

Zeltring verbindet, aber doch nur der Rundbogen ist, welcher der byzantinisch-romanischen Baukunst angehört.

Ebenso wenig wird man sagen dürfen, daß der deutsche Spitzbogen aus muhamedanischen Einflüssen entstanden ist. Man findet in den Moscheen des Orients, wie auch Lepsius in Cairo notirte, spitzbogenähnliche Formen; aber es sind hufeisenförmige Bildungen, bei denen in der Breite des Bogens eine kurze Spitze sich zeigt. Petronne glaubte den Grund des Spitzbogens darin zu erkennen, daß man sich zwei gekrümmte Palmenstämme im oberen Winkel zusammengestellt denkt; man hatte im Alterthum die Beobachtung gemacht, daß der Palmenbalken unter dem Gewicht nicht nach unten ausweiche, sondern sich nach oben biege. Solche Palmenbäume hatte dann die Backsteinbauart nachgebildet. Aber wäre das Bewußtsein davon im Orient vorhanden gewesen, so würde gerade er die Heimath des sogenannten gothischen Baues gewesen sein, nicht der Occident, wo es keine Palmen giebt. So weit man aber, wie vorhin bemerkt, an Palmen dachte, sind sie der eigentliche Schmuck des Islam geblieben.

Man muß es eben stärker betonen, als wie mir scheint bisher geschehen sei, daß die Baukunst ihre Charaktere nicht bloß äußerlichen technischen Nützlichkeiten und Gewohnheiten verdankt. Die religiöse Baukunst drückt religiöse Gedanken aus, welche freilich bei der Stummheit der Steine durch spätere allein technische Künstler mit technischen Ornamenten wie mit Laub verhüllt wurden.

Die muhamedanische Dschami erwuchs aus dem arabischen nationalen Zelte. Die Kaaba war das heilige Zelt in der Dase — nicht etwa ein Abbild des Stiftzeltens in der heiligen Schrift. Das Stiftzelt war das Provisorium des Hauses. Der Tempel in Jerusalem und die Kaaba in Mekka stehen einander entgegen wie das Haus Isaaks und das Zelt Ismaels. Es ist nach meinem Bedünken daher völlig un-

historisch, wenn die modernen Juden ihre Synagogen im maurischen Stil bauen. Sie sind nicht Kinder des Zeltens der Wüste, sondern des Hauses Isaaks. Sie feiern das Laubhüttenfest zum Andenken, daß sie durch die Wüste hindurchgegangen sind. Der arabische Geist verpflanzte in seinen Eroberungen die Dase der Wüste mitten in die Völker, zu denen er kam. Israel hat die Wüste verlassen.

Die christliche Kirche ist das Bild des Hauses, der Berg Gottes, daher die Entstehung des Thurmes. Der Thurm bedeutete ihr etwas Anderes wie dem Alterthum, das auch Thürme hatte. Wenn sie Rund- und Spitzbogen in so anerkannt verschiedener wunderbarer Weise ausbildete, daß aus ihnen völlig verschiedene, wenn auch zuweilen vermischte Baustile sich entwickelt haben, so treten darin christliche Ideen hervor, die nicht verborgen werden sollen.

Der Rundbogen hat den Charakter des von oben Neigenden, der Spitzbogen des nach oben Strebenden. Der Rundbogen bildet wie die Kuppel den Horizont der Höhe ab; es breitet sich darin überall wie in der Kuppel ein Stück Himmel über die Menschen aus. Die Normalvorschrift der byzantinischen Kirche befahl, daß in der Kuppel einer Kirche das Bild Christi, wie er segnet, als Pantokrator gemalt werde; es ist der Himmelsthron abgebildet, von welchem Segen und Erfüllung kommt.

Man kann es verstehen, welchen Eindruck der 22jährige Goethe empfing, als er zuerst den gothischen Straßburger Münster sah. Der ideale Mensch wird zur Höhe gezogen, wenn er den Stein wie selber lebendig strebend sieht. Denn ein Aufstreben und nach der Höhe Leben drückt sich darin aus. „Wie das ungeheure Gebäude sich in die Luft hebt, wie durchbrochen Alles und doch für die Ewigkeit.“ (Goethe.) Es ist unmöglich, daß die Baumeister der gothischen Dome Deutschlands und Frankreichs bloß an technische Ueberwindungen des Steins gedacht.

Unmöglich, daß ihnen in dem gewaltigen Gebilde kein geistlicher und geistiger Gedanke erschienen wäre. Sich mit dem Wortspiel, den Dom ein „Glashaus“ zu nennen, zu begnügen, wäre eine Sünde gegen alle Kunst, die nicht um Gurte und Pfeiler, sondern um Gedanken willen schafft. Wer auch zuerst den Spitzbogen im gothischen Gebäude angewendet hat, daß er immer wieder sich in die Höhe schlingt an den Fenstern, an der Wölbung, an den Pforten — ihn hat der Gedanke bewegt, dem strebenden Menschen das Ziel in der Höhe zu zeigen.

Man würde den gothischen Baustil den abendländischen nennen können; er ist frei von den Eindrücken der römischen und der orientalischen Zeit; er ruht auf dem unmittelbaren Gedanken des Evangeliums selbst. Den Rundbogenstil könnte auch der Islam theilen, denn der Himmel lag auch über ihm. Er stellt das Herabsinken, das Geben von der Höhe dar.

Aber in dem Streben nach der Höhe unterscheidet sich die evangelische Lehre vom Islam und dem Heidenthum. Das Christenthum ist ein Ringen nach der Höhe, ein sich nach Vornstrecken, ein Nachfolgen in den Himmel. Das Christenthum ist wie der gothische Dom, ein Sich-Aufheben und Eintauchen in die geheimnißvolle Höhe. Daher unterscheidet sich auch die Form des Gebetes. Der Christ ist frei, er steht mit entblößtem Haupt — so ist auch sein Gebet; es soll an sich nicht gleichen dem Gebet des Muhamedaners, der sich niederwirft, wie der Unterthan vor dem Kalifen. Er sollte nach alter kirchlicher Vorschrift an den Tagen des Herrn stehend beten, nicht, als ob er Trauer hätte und fastete, knieend. Man nahm das Wort des Apostels (1. Tim. 2. 1) „heilige Hände aufzuheben“ in voller Wahrheit. Das wiederholt Clemens in dem Briefe an die Corinthen (1, 29). Clemens von Alexandrien sagt: wir heben im Gebet die Hände zum Himmel empor; Tertullian lehrt, die Hände auf mäßige und fromme

Weise emporzuheben (Cap. 13); Chrysostomus lehrt in einer herrlichen Stelle die Symbolik des Emporhebens der Hände. Der gothische Dom stellte das Wort des Herrn dar, wenn er sagte: Mein Haus ist ein Bethaus. Im Spitzbogen strecken sich die beiden Arme nach Born und verschränken sich in einem, wie der Mensch die Arme zum Gebet erhebt, um sie in einander zu legen. Es sind die Spitzbogen das Abbild des Emporhebens der Hände zum Gebet — darum wiederholt sie der Kirchenbau überall, als wenn das ganze betende Volk abgebildet sein sollte. Alles steigt in der gothischen Kirche wie ringend im Gebet zur Höhe. Das Haus ist von heiligen Händen voll, die das Bethaus umschlingen.

Die gothische Kirche hat im Ganzen ihre eigentliche christliche Symbolik noch nicht gefunden. Die moderne Kunstgeschichte hat auf einen Gedanken wenig Acht, und doch an einem Werke wie der Halberstädter Dom, wie der Kölner zumal, wie der Freiburger ist ein Meer von Gedanken in Stein verborgen, wie sie sonst in Dichtung und Predigt offenbar werden.

Der obige Gedanke flog mir ins Herz, als ich vom Fenster aus auf das gothische Portal meiner Kirche schauen konnte. Man wird ihn bestreiten wollen, indem man den Spitzbogen auch in nicht christlichen Monumenten nachweisen wollen wird; aber man wird schwerlich erweisen, daß irgend einem nicht christlichen orientalischen Bauwerk der Spitzbogen den Charakter gab, wie unseren gothischen Werken. Was man dort „Spitzbogen“ nennt, ist Beiwerk, hier ist es Merkmal und Entscheidung. Aber selbst wenn der wirkliche Spitzbogen dort vorhanden wäre, so hat doch die christliche Kunst des Mittelalters demselben eine andere Weihe und Bedeutung gegeben in derselben Sinnigkeit, wie sie dies mit Basilika und Kuppel that.

4. Die Moschee von Cordova, wie die Moscheen überhaupt sind, ist mit einer Menge Arabesken und Buchstaben geschmückt. Es sind dadurch die Wände gewissermaßen zu Teppichen geworden, welche das Gotteszelt einhüllen. Die Malerei der Arabesken war die einzige Kunst des Pinsels und der Feder, welche die Araber noch heute üben. Sie verdankt ihre Ausbildung der Kalligraphie, mit welcher man den Koran abschrieb. Die Arabesken sind die Phantasie der Buchstaben, ihre Malerei die Poesie der Schönschreibekunst. Die Arabesken umkränzen an den Wänden die Sprüche des Korans selbst; sie bilden nichts ab, sie erinnern nur an die Schrift, welche dem Araber Kunst und Bildung ersetzte.

Würde die Herrschaft der Ommajaden nach der Regierung Abderrahmans III. und Hakems seines Sohnes sich noch längere Zeit auf der Höhe erhalten und Herrscher wie er hervorgebracht haben, die arabische Kunst hätte manches Vorurtheil gebrochen, das bis dahin bestand. Abderrahman that es selbst, sicher zum großen Erstaunen seiner Zeit.

Er baute die sogenannte Ayzahra (Esszra bei Hammer), eine Residenz am Guadalquivir, einige Meilen von Cordova, von denen die arabischen Schriftsteller erstaunliche Mittheilungen machen und benannte sie nach dem Namen seiner Geliebten. Er hatte dazu 4312 Säulen von Marmor aus allen Ländern zusammenholen lassen. Das Dach und der Fußboden waren mit Gold und Blau eingelegt, das Gebälk und die Pfosten waren Ebenholz und Cedern. Im Audienzsaal war in Mitte eines Jaspisbeckens ein goldener Schwan zu sehen, während von der Decke eine aus Byzanz geschenkte große Perle herabhing. Rund um den Springbrunnen standen 12 Thiere aus gediegenem Golde, mit Edelsteinen besetzt, welche Wasser spieen, wundervolle Gärten umgaben sie. Ein Jägerhaus war darin von weißem Marmor mit goldenen Knaufen. In der Mitte stand eine Riesenschnecke aus Porphyrt mit Quecksilber gefüllt, welches ab- und zufloß. Ward das von

Sonne oder Mond beschienene Quecksilber in Bewegung gesetzt, so spiegelte sich der Widerschein desselben auf allen Wänden wie ein silbernes Meer. Oberhalb des Einganges des Palastes ließ Abderrahman die Bildsäule seiner Geliebten aufstellen, „eine im Islam vorher und nachher unerhörte Neuerung“. Das Gebäude ist wie Abderrahmans Staat verschwunden. Keine Spur ist übrig.

Welch' sonderbarer Gegensatz, wenn man dies Gebäude mit dem Escorial vergleicht, den Philipp II. bauen ließ. Aus Anlaß von Siegen hatte Abderrahman die Azahra bauen lassen. Ein Dank für einen Sieg sollte auch der Escorial sein. Er wurde in Gestalt eines Kofes gebaut; auf einem solchen hatte der h. Lorenz gelitten, an seinem Todestage war der Sieg der Spanier über die Franzosen bei St. Quentin erfochten worden. Es ist ein ungeheurer Bau aus dunklem Granit mit 17 Höfen und 4000 Fenstern, dunkel und gewaltig. Einen merkwürdigeren Gegensatz zwischen den Arabern und den Spaniern unter Abderrahman und Philipp — 600 Jahre liegen dazwischen — kann es nicht geben. Dort Lebensgenuß, hier Lebenstrauer. Dort buntes Spiel, hier Mahnung an den Tod. Das maurische Gebäude trägt den Namen von einer Buhlerin — das Escorial ist zum Gedächtniß an das Leiden eines Heiligen gebaut. Der maurische Palast verging wie die Blume (Azahra), das Escorial bewahrt noch immer Geist und Erinnerung. Es war Philipp II., welcher nach einem blutigen Aufstande die letzten Morisco's aus dem Lande trieb.

Wunderbarer Wechsel der Dinge!

Die Befenner des Islam hatten in Spanien durch Verkehr mit den Christen größere Duldsamkeit angenommen. Eine strenge Ausführung des omarischen Gesetzes kam niemals zu Stande. Aber die Spanier, die Christen, haben nach ihren Siegen die Härte der Lehre Osmans angenommen. Was sonst der Kalif sagte: Islam oder Tod — sagte nun der christliche

König, nämlich: Entweder Taufe oder Tod und Verbannung. Es offenbarte sich der traurigste Einfluß des Islam auf den Spanier in dem, was die Könige von ihm lernten. Die Kunst der Kalifen drang bis über die Pyrenäen. Ludwig XIV. war der größte christliche Kalif.

Abderrahman I. war es, welcher in der Vorstadt von Cordova die erste Palme pflanzte, von der alle Palmen stammen sollen, welche Spanien trägt. Er soll ein Lied an sie, mit trauriger Erinnerung an sein asiatisches Vaterland gedichtet haben:

„Dir blieb Erinnerung nicht zurück
Vom lieben Vaterland, dem Deinen;
Ich aber kann anhören nicht
Dasselbe traurig zu beweinen.“

Die Palme hat ein schönes Symbol — die Auferstehung. Möge Spanien in Frieden und Liebe seine Geistespalmen blühen sehen.





Bagdad und Harun.

Won Cordova nach Damaskus zurück, besteigen wir aufs
 Neue Salomo's Adler. Wie er die Lüfte durchschneidet
 und durch die Zeiten kreist! Wir sind in Bagdad,
 am östlichen Ufer des Tigris und zwar im Thronsaal des
 Kalifen; der Boden ist mit grünem Sammet bedeckt, rother
 Marmor glänzt an den Wänden. „Vor den Fenstern rauschen
 Flieder und Quellen, wir vernehmen das Lied der Nachtigallen
 und das Gefose der Turteltauben.“ Die untergehende Sonne blitzt
 durch die Fenster; ihr Schimmer trifft die purpurne Ottomane, auf
 der der Kalif Harun Alraschid sich wiegt. Frauen mit Schönheit
 und Gold geschmückt wiegen sich zu seinen Füßen, Djasar
 (Giasar), sein Minister und Freund, Mesrur, sein Wächter
 und oberster Henker, stehen vor ihm.

Der Kalif hat Langeweile. „Schafft mir Unterhaltung,“
 ruft er aus. „Ach! Herr“, spricht Mesrur, „im Garten ist es
 wundervoll; der Himmel ist voller Sterne; die Neura gießt ihr
 Wasser in melodischem Rauschen aus. Bülbül stötet ihr Lied.“
 Der Kalif schüttelt den Kopf. „Etwas Anderes“, ruft er —
 „ich habe es satt!“ Djasar sprach: „So tritt doch ans Fenster,
 das nach dem Tigris sich öffnet; sieh' die Schiffe mit Wimpeln

und Masten, die Rachen treiben nach Haus. Sieh' die vom Volk belebten Ufer, es trägt die hohen schwarzen Mützen zur Ehre deines Hauses, es genießt und erwirbt noch ehe die Nacht hereinbricht. Es ist deine Stadt, Herr!" Harun murrte. „Nichts davon, sage, es sind meine Sklaven. Was sehe ich am Sklavengewinnel?" Mesrur bittet: „Laß dir Musik machen, das ist allenthalben Fürstenbrauch, laß deine Sklavinnen kommen, die Laute zu spielen mit weißem Arm und blitzendem Aug'. Laß dir Ischaf Damen, Dichter kommen, oder weise Erzähler, dich zu unterhalten. Dein ist Alles — auch der Geist deiner Sklaven.“ „Heute nicht“, lehnt der Kalif ab. „Ich will Neues haben, etwas Neues sehen; wir wollen durch Bagdad wandern!“ Und verkleidet geht er mit Djasar und Mesrur durch die nächtig gewordenen Straßen Bagdads. Es fehlt nicht an Abenteuern. Der Kalif, welcher durchaus Neues haben wollte, bleibt wol hängen am alten Vergnügen einer buhlerischen Sklavin. Endlich am Morgen ziehen sie heim, dann richtet am nächsten Tag der Kalif darüber, was er in der Nacht erfuhr, oder belohnt mit reicher Hand. Das ist Harun Alraschid, wie ihn die Kinder kennen, wie ihn das Volk sich denkt, der Kalif von „Tausend und eine Nacht“. Aber der Kalif der Geschichte ist weniger gekannt. Die Geschichte des mittelalterlichen Orients liegt noch sehr im Argen. Es fehlt noch an Kritik der Quellen, an weltgeschichtlichen Gedanken. Die arabischen Erzähler werden mehr sprachlich als historisch behandelt. Es reicht aber nicht aus, daß ein Geschichtschreiber des Kalifen blos arabisch versteht und die Anekdoten oder Urtheile der muselmännischen Chronisten wiedergiebt. Es ist in der That nicht leicht, mittelst muhamedanischer Erzählungen, die sehr wenig objectiv sind, sich ein klares Urtheil zu bilden. Selbst das äußerliche Material ist spröde zu behandeln, die chronologischen Angaben klar zu stellen macht Umstände. Es reicht nicht aus, zu wissen, daß die Zeitrechnung des Is-

lam vom Jahre der Hedschra, die in das Jahr 622 n. Chr. gesetzt wird, beginnt; denn das arabische Jahr hat nur 354 Tage. Nach ungefähr 33 Jahren unterscheidet es sich schon um ein Jahr von der christlichen Aera. Es ist verschlungene Rechnung nöthig, ein Datum der Hedschra auf unsere Jahresrechnung zu übertragen. Ein kurzes Beispiel wird vielleicht nützlich sein. Es wird angegeben, daß Harun im Jahre 170 der Hedschra die Regierung antrat. Um im Allgemeinen zu finden, in welches Jahr nach christlichem Datum dieses trifft, reicht es aus, die Zahl der Tage festzustellen, welche 170 Jahre zu 365 Tagen ausmachen und von diesen die Zahl der Tage abzuziehen, welche 170 arabische Jahre ergeben. Der Rest drückt die Zahl der Tage aus, um welche das arabische Datum kleiner ist als jenes, welches, 170 christliche Jahre von der Hedschra im Jahr 622 an gerechnet, geben würde; 170 Jahre zu 365 Tagen geben 62050 Tage, und zu 354: 60180 Tage. Der Unterschied ist 1870 Tage. Zählt man 170 Jahre nach unserem Datum von der Hedschra weiter, so kommt man auf das Jahr 792 n. Chr. Zieht man davon 1870 Tage ab (zu Jahren von 354), so erhält man 5 Jahre 100 Tage und gelangt in das Jahr 786, in welchem Harun zur Regierung kam. Wenn man freilich etwa einen arabischen Monatstag in unsere Aera übertragen will, muß man, um völlig genau zu rechnen, nach der obigen von Ideler angegebenen Methode verfahren. (Handbuch der Chronol. 2. 488.)

Harun war der fünfte Kalif aus dem Geschlecht der Abbassiden. Er war der Sohn Mahdi's und folgte seinem Bruder Hadi nach. In derselben Nacht, in welcher dieser starb und Harun den Thron bestieg, wurde diesem sein Sohn Mamun, der spätere Kalif, geboren, so daß man nach arabischem Sprichwort, welches solche Spiele liebt, sagte: „In einer Nacht starb ein Kalif, ward ein Kalif, wird ein Kalif geboren.“ Sein Name Alraschid heißt der Gerechte.

Man verliert oft um Anekdoten, Verse und Spiele, die man von den Kalifen erzählt, die eminente Bedeutung aus dem Auge, welche das Haus der Abbassiden für das mittelalterliche Asien und für den Islam hatte. Es läßt sich damit die Wirkung und Fügung keiner andern muhamedanischen Dynastie vergleichen. Wenn heute der Islam, obschon wie ein erschöpfter Krater, noch über Asien liegt, so dankt er es der Gründung und Regierung des Kalifats von Bagdad, die von den Abbassiden ausging. In derselben Zeit, in welcher in Europa der germanische Staat sich bildete, geschah in Syrien die größte Revolution des Abul Abbas gegen die Dmmajaden. Nicht blos, wie schon auf dem Ausflug nach Cordova erwähnt ward, veranlaßte sie die Entfaltung des arabischen Reichs in Spanien, vielmehr erst durch sie ward der Islam in Asien die herrschende Macht. Wie Abul Abbas die Dmmajaden bis auf den flüchtigen Abderrahman mit Stumpf und Stiel ausrottete, so legte seine Dynastie die islamische Lava über Mittelasien in manchenmal glänzender landesüblicher Tyrannei, überall aber mit so erdrückender Gewalt, daß ein Auferstehn unmöglich schien. Die Ausbreitung des Islam hing von der Eroberung des neuperfischen Reichs ab. Wäre diese nicht gelungen, gäbe es keine Herrschaft des Islam, nicht einmal in Syrien und Kleinasien. Die Länder am Euphrat und Tigris sind Stätten uralter Herrschaft und uralter Cultur. An ihren Strömen standen die großen Residenzen der alten Welt. Es zeugt von dem genialen Geiste Alexanders des Großen, daß er Alexandrien gegründet und Babylon zur Residenz erhob. Es war einer der unglücklichsten Tage Asiens — ein wahrer Gerichtstag, als 636 die Neuperfer von den Arabern über den Haufen geworfen wurden. Um in ihrer mythischen Sprache zu reden: Agramainjus (Ahriman) errang einen Sieg, von dem sich Ahuramazda niemals erholt hat. Die schöne Cultur, die der Perser uns geschaffen und zwar nicht blos für den König, sondern für das ganze Volk,

hat den Sieger gelockt aber nicht gehindert; sie hat ihn auf die Dauer auch nicht ertragen können.

Die Eroberungen der Araber gleichen nicht denen der Römer. Diese wurden die Beförderer der Cultur, weil sie zwar die Herrschaft des römischen Staates erzwangen, aber der Individualität des Volkes in Leben und Gottesdienst nicht entgegen traten. Die Römer waren die Meister aller Nationen, denen sie ihre Gesetze dictirten, allen durch Staatsordnung, Zucht und Geist überlegen. Sie konnten herrschen, obschon sie die besondern Volkseigenthümlichkeiten duldeten.

Die Araber waren das nicht im Stande. Sie kamen von keinem Centrum aus; sie suchten erst ein solches. Sie waren kein Culturvolk, sondern suchten bei den Culturen ihre Beute. Bloss eine religiöse Mission des Friedens auszuüben, wie die christlichen Apostel, dazu waren sie zu arm. Muhammed ist nicht als Geistesbote, sondern als nationaler Messias aufgetreten. Den nationalen Arabismus warfen sie wie einen Wüstenmantel über die Völker. Was sie erobert hatten, mußte arabisch werden. Der Arabismus saugte die vorhandene Eigenthümlichkeit des unterworfenen Volkes ein. Der Ausspruch des Kalifen Osman hat diesen Sinn: „Entweder sind die Völker Grade (d. h. Gläubige) oder das Schwert wird sie grade machen.“

Nun war zwar das neupersische Reich wie durch einen Sandsturm der Wüste niedergeworfen, es gab darin keine freien Völker, die auch nach dem Verlust einer Schlacht sich zum Widerstand erhoben hätten, aber ein völliger Sieg auch über den Geist der Nation war nicht errungen. Der Staat war ein alter Culturstaat, die Städte waren reich, das Land wolangebaut; es gab eine Literatur, es herrschte ein Sagenkultus von altem Glanz. Der große Name der ehemaligen persischen Schahs war nicht vergessen. Der Contrast gegen das arabische Wesen ging durch das ganze Volksleben hindurch. Eine Re-

action gegen dasselbe hat niemals aufgehört. Und wie viel glühte an Haß und Widerstand in der ersten Zeit! Die Omma-jaden hätten das Reich auf die Dauer nicht behaupten können; von Damaskus aus ließen sich diese großen Lande nicht beherrschen. Freilich hatte der Kalif Belid über die Gebiete des neu-perfischen Reichs einen Statthalter gesetzt, Haddjadj (Hadschach), der alle Regungen nationalen Lebens unterdrücken sollte. Seine Energie und Grausamkeit waren sprichwörtlich. Man muß die Anekdoten von seiner Person nicht bloß hören, sondern in die Absicht eindringen, welche den Statthalter bewegte. Er suchte mit Feuer und Schwert allen Widerstand zu bemeistern; er war das personificirte Islamische Schwert. Man erzählt, er habe als Kind die Muttermilch nicht nehmen wollen, er habe mit Blut genährt werden müssen. Nach des Kalifen Belid Tod ließ Suleiman, sein Nachfolger, 300 000 Menschen frei, die Haddjadj eingekerkert hatte. Einmal hatte der Statthalter verboten, in der Nacht auszugehen, wer betroffen würde, solle auf der Stelle sterben. Da fand sein Polizeiagent drei junge Leute. „Wer bist du?“ fragt er den Ersten; dieser sprach:

„Ich bin der Mann, vor dem sich alle Nacken beugen,
Den jedes Haupt entblößet grüßt;
Ich heiße Könige und Königsöhne schweigen,
Ich bin's — der Fürstenblut vergießt.“

Der Agent erschrak. Er führt ihn zu Haddjadj und siehe da — es war ein Barbier. Und der Gebieter, über den Witz erheitert, ließ ihn leben.

Er hielt in Kufa eine Rede, in welcher er drohte: „Bei Gott! wenn ihr nicht zum Gehorsam zurückkehrt und in Eurer Schlechtigkeit verharret, so mähe ich Euch ab wie das Salamgesträuch und schäle Euch wie ein Rohr und schlage Euch durch wie den Rücken eines Kameels. Bei Gott, ich führe stets mein Vorhaben aus und drohe niemals umsonst.“

Ob nun grade die Ermordung von 70 000 Personen, die er in Folge seiner Rede verüben ließ, historisch sei, was bezweifelt wird (Weil, Kalifen 1, 431), so entspricht sie doch seinem Geist und der Energie seiner Verwaltung in dem dauernd empörerischen Druck. Aber ein nachhaltiger Erfolg wurde noch nicht erreicht.

Ein halbes Jahrhundert später stürzte Abul Abbas die Ummajaden. Es war das mehr als ein bloßer Dynastienwechsel. Es war ein Sieg der östlichen Provinzen. Es klang ein religiöser Widerstreit durch, indem man an den Ummajaden den Tod der Aliden rächen wollte. Aber mit der Verehrung des Ali, den man als einen Märtyrer der Ummajaden ansah, verband sich die alte Gegnerschaft der persischen Provinzen. Der wahre Sieger, welcher die Abbassiden auf den Thron brachte, war Abu Moslim. Dies war der Barwid, der Königsmacher des neuen Geschlechts. Ohne ihn wäre Abul Abbas nicht Kalif geworden. Es ist noch viel über ihn zu forschen. Er stammt aus Chorasan, dem eigentlichen Sitze persischen Lebens; von dem alten mythischen Helden Isfendiar leitet man ihn her. In seiner Heimath war der Sitz des alten Feuercultus. Mit ihm war verbunden jener Molanna „der Verhüllte“, an den sich alle dem Islam feindlichen Secten angeschlossen. Abu Moslim hatte eine Macht gewonnen, die selbst dem Kalifen nicht wich, und grade darum fiel er. Die Politik der Abbassiden war es, die Kräfte der einzelnen nationalen Strömungen auszunutzen, um sie dann selbst zu zerstören. Es war ein Triumph für die Länder am Euphrat und Tigris, daß der erste Abbasside seine Residenz nach Anbar verlegte, und Mansur der zweite Bagdad am Tigris zur Residenz erkor. Die Abbassiden verstanden, daß sie von da ihr Reich besser regieren könnten. Hier konnten sie mit den alten persischen Königen rivalisiren, hier die alten Gegnerschaften entweder für sich gewinnen oder zerstören. Hier war der Sitz eines Weltreichs

gewesen. Die westlichen Länder waren schon mehr dem Islam gewonnen. Mansur hatte Geist genug, die Wichtigkeit der persischen Literatur zu schätzen, aber er wollte — das war der Sinn seiner Herrschaft in Bagdad — das altrömische Element einsaugen und amalgamiren, aber nicht zur Herrschaft kommen lassen. Darum mußte Abu Moslim fallen. Unter falschen Vorpiegelungen wurde er zum Kalifen geladen. An dessen Brust, an die er sich vor den Mördern geflüchtet, erschlugen sie ihn am 25. Mai 755. Daß sein Tod mit Befürchtungen zusammenhing, die der Kalif vor nationalpersischen Empörungen hegte, sieht man aus den Folgen der Gewaltthat. Sindbad, ein offener Magier und Feuertdiener, pflanzte die Fahne der Empörung auf. Er ließ die Sage verbreiten, daß der Geist Abu Moslims als weißer Vogel ihm Befehle gebe, daß das alte Königshaus der Sassaniden wiederhergestellt und die Kaaba in Mekka zerstört werde. In einer furchtbaren Schlacht wurde er überwunden. Hätten die Perser bei Cadesia so gekämpft, wäre ihr Reich nicht untergegangen. Der seltsamen Secte der Rawendi wäre der Kalif fast zum Opfer gefallen.

Was die Ptolomäer im Auge hatten, durch Einführung griechischer Literatur und griechischer Götter mit den gebietenden Erinnerungen Aegyptens zu wetteifern, daran setzten auch die Abbassiden große Anstrengungen. Aber sie hatten nichts mitzubringen; vielmehr mußten sie das Vorhandene zurechten, um dem Volk einen Glanz zu offenbaren, der mit alter Herrlichkeit wetteifern konnte. Es war symbolisch genug, daß es Mansur nicht gelang, die Ruinen der alten Residenz der neupersischen Schahs völlig zu zerstören, aber ihm und seinen Nachfolgern gelang es doch, allen Widergeist gegen den Islam in diesen Landen zu ersticken, wenn auch auf Kosten des Landes selbst; denn das Abbassidenreich verging, andere Reiche folgten nach; der moderne Perserstaat bildete sich, die persische Sprache wurde neu lebendig; doch der Islam ward nicht erschüttert. Der falsche

Glanz des Kalifats verging, aber die Kaaba in der Wüste blieb. Mit Strömen von Blut wurde der Boden getränkt, daß er noch heute stumm auf eine Erlösung hofft.

Harun Alraschid war kein so harmloser Müßiggänger, wie ihn das Märchen schildert, er hatte noch andere Dinge im Kopf, als blos Begier nach kindischen Abenteuern. Er setzte die Politik seines Großvaters mit Nachdruck fort und duldete nicht den geringsten Widerstand gegen den Islam. Darauf beruhen die Erzählungen von seiner ungemeinen Strenge, wenn Einer von der Tradition des Islam abwich. Man trug ihm einmal die Legende vor, daß Adam und Noah vor Erschaffung der Welt mit einander gestritten haben. „Wo denn?“ rief etwas spöttisch der Oheim Haruns aus. „Wie!“, fuhr der Kalif auf, „willst du die Ueberlieferung bezweifeln, so harret dein der Henker und das Schwert!“ Mit Mühe bewog man ihn, den Schuldigen zur Kerkerhaft zu begnadigen. Mit eigener Hand hieb Harun einen Mann nieder, der gesagt, es sei der Koran von Gott geschaffen. (Die orthodoxen Muhamedaner lehren, er sei ewig.)

Daß diese seine Strenge politischen Grund hatte, ersieht man auch daraus, daß er selber sich Manches verzieh, was verboten ist, wie das Trinken des Weins.

Es ist eine allerliebste Historie, die sein Hoflautenspieler Ibn Ischal berichtet: „Ich war,“ so erzählt dieser, „einst allein zu Haus und langweilte mich; da trat ein Gast zu mir herein unangemeldet und ungefragt. Es war ein stattlicher Greis. Er wollte, daß ich ihm etwas vorspielte. Ich that es und meinte, er müßte entzückt sein. Er aber sprach: „Ich will dir Gleiches mit Gleichem vergelten.“ „Ich war unimuthig, denn wer wollte sich erdreisten, nach mir zu spielen. Da sang er wie ich Gesang noch nie gehört hatte. Es schien als ob Thüren und Wände lauschten:

„Ach, mein zerbrochenes Herz, wer will es kaufen,
Seit es mit meinem Kopf davon gelaufen;

Die Menschen kaufen oft für's Geld, für's Baare
Den Trug für Recht, das Falsche für das Wahre;
Um die Begier, die mich verzehrt, zu stillen —
Will weinend ich mit Wein den Becher füllen.““

So und noch Anderes sang er und forderte mich dann auf, es zu wiederholen und Andre zu lehren. Dann war er plötzlich verschwunden, Niemand hat ihn kommen und gehen gehört, nur süßen Klang hatte man vernommen. Da hörte ich eine Stimme, die sprach: „„Ich war es, Abu Marra, sonst Satan genannt, ich kam, dir Gesellschaft zu leisten.““ Ich eilte zum Kalifen und berichtete ihm den Vorgang. Er wollte das Lied hören. Wunderbarer Weise konnte ich alles auswendig. Der Kalif hörte aufmerksam zu und als ich schloß:

„„Will weinend ich mit Wein die Becher füllen,““

forderte er sogleich Becher und Wein und trank mit wahrer Lust. Da erkannte ich denn die Wirkungen des Satans, der mich das Lied gelehrt — „der Kalif trank Wein“. — Der Dichter hätte sich trösten können, denn Harun hätte keinen Wein trinken können, wenn er nicht schon lange einen Weinkeller gehabt hätte.

Dasselbe, was man vom Verhältniß Abu Moslims zu den Kalifen Abul Abbas und Mansur erzählt, das wiederholte sich in noch tieferer Weise zwischen Harun und dem Hause der Barmekiden.

Die Barmekidenbrüder sind seine getreuen Feldherren, wie die Söhne Jeruja in Davids Zeit. Sie schlagen für ihn die Schlachten, sie sind seine Rätthe. Die Königin im Schach, das ist eigentlich der Großvezier — Harun spielte das Spiel gern — hatte nicht so viel Macht, als Djasar, des Kalifen Freund. Wie Haman bei Ahasver, hatte er den eignen Siegelring diesem seinem Großvezier gegeben. Was dieser beschloß, genehmigte er und mochte es auch das Wichtigste sein. Man erzählt, daß als ein vornehmer Muselmänn, sonst sehr orthodox,

es sich einmal gefallen ließ, mit Djasar Wein zu trinken, dieser ihm 4 000 000 Derhem aus dem Schatze schenkte, seinem Sohne die Statthalterei Aegyptens und eine Tochter des Kalifen zur Gemahlin versprach. Der Kalif war mit Allem zufrieden. Er und Djasar theilten mit einander Tisch und Bett, sie tranken mit einander bei den Gelagen, die sie gaben. Endlich bildete sich ein Liebesverhältniß zwischen Djasar und Abbasa (Einige nennen sie Maimune) der Schwester Haruns aus. Sie verheiratheten sich heimlich.

Aber der Sturz Hamans konnte nicht schneller erfolgen, als der Djasars und der Seinen; die Ursache konnte nicht bloß in der Vermählung mit Abbasa gelegen haben, denn dann brauchte doch Djasar nur allein zu leiden. Aber plötzlich brach Harun los. Djasar wurde enthauptet, ohne daß er gehört wurde; sein Leichnam wurde verstümmelt und auf das Thor gepflanzt. Die beiden Kinder Djasars, Haruns eigne Neffen, die Kinder seiner Schwester, soll er in Mekka, wo diese versteckt waren, in's Feuer haben werfen lassen vor seinen Augen. Andere berichten, er habe sie mit Thränen in den Augen lebendig begraben lassen. Alle Verwandten des Bezirks wurden getödtet und ihre Güter eingezogen. Harun kann nur tiefer liegende politische Gründe gehabt haben. Es ging den Barmekiden, wie es Abu Moslim ging. Man traute ihnen persische Ideen und Pläne zur Restauration eines selbständigen Reiches zu. Ihr Abu Barmak wird ein Feuerpriester genannt. Man hatte seine Söhne Jahja und Djasar noch während ihrer Macht als Ungläubige und Zendits, das ist Ketzer, angeklagt. Harun habe entdeckt, sie seien innerlich Magier. Man warnte ihn, Djasar möchte nach ihm regieren wollen, zumal er mit Abbasa verbunden war. Im Allgemeinen war es echte Kalifenart, die Geschöpfe der Macht aus Mißtrauen wieder zu zertrümmern, hier aber wirkte offenbar ein Verdacht mit, der uns beweist, daß auch dem Kalifen die Decke, die der Islam

über diese Gebiete legte, noch zu dünn erschienen sein muß. Der Grimm Haruns über die Barmekiden war so groß, daß er einen edlen Mann, Ibrahim ben Othman, zu sich laden ließ und mit ihm trank. Bei dieser Gelegenheit stellte sich der Kalif, als reuete ihn der Tod Djarafs. Ibrahim, der dies für Ernst nahm, vom Wein offenerzig gemacht, stimmte ein und sagte, daß ihm Djaraf leid thäte und daß er nicht leicht zu ersetzen sei. Da fuhr ihn Harun an: „Gott verdamme Dich!“ und ließ ihn tödten.

Allerdings war der Glanz um Harun sehr groß. Er wirthschaftete dabei immer noch mit dem Gelde seiner Unterthanen besser, wie mit ihrem Leben. Auch war er mit Dichtern umgeben, die er nach Laune reichlich beschenkte. Ismail, Sohn Saleh's, sollte vor ihm singen; er hatte aber geschworen, es nicht zu thun, weil sein Bruder im Kerker Haruns lag. Harun gab nun nicht nur seinen Bruder los, sondern ließ auch durch eine Sklavin des Harems ihm eine Schnur Perlen um den Hals hängen, deren Werth 30 000 Derhem betrug. „Kauf Dich damit vom Schwure los!“ rief er. Ismail that's und sang und ward dafür mit der Statthalterschaft Aegyptens belohnt, die 500 000 Ducaten eintrug.

Harun ließ einmal seinen Dichter Usmai kommen. Der Kalif saß auf dem Thron, neben ihm auf dem Tabouret ein kleines Mädchen. Außerdem war der Dichter Merwan anwesend. „Hast du gehört“, rief er, wie Merwan die Freigebigkeit eines Andern besungen hat:

„Der Letzte der Freigebigen war Zaides Sohn
Und seine Erben sitzen heute auf dem Thron.“

Das ist eine Lüge; er muß gezeißelt werden!“ — und Merwan wurde grausam von Sklaven gehauen. „Ach Herr!“ rief er aus, „wenn diese meine Verse Lüge sind, sind es denn auch die, welche ich Dir zu Lob gesungen?“ „Laß hören,“ sprach der Kalif.

Merwan recitirte ein Lobgedicht, es gefiel, und nun empfing er 30 000 Derhem.

Als er weggegangen, fragte Harun den Asmai: „Kennst du dies Mägdelein?“ „Nein“, spricht er. Harun sagte: „Es ist meine Enkelin, die Prinzessin, geh und küsse sie!“ Was sollte Asmai thun? Gehorchen mußte er, sonst fiel er in Ungnade und doch durfte er sie nicht küssen, denn sie war eine Prinzessin. Da nahm er den Kastan über sein Gesicht und küßte das Mädchen durch den Kastan. „Gut gemacht!“ sagte Harun, sonst war es um Dein Leben geschehen; so nimm noch 10 000 Derhem!“

Harun sah auf dem Feld einen Greis, der Bäume pflanzte. „Wie alt bist Du?“ fragt Harun; „30 Jahre,“ antwortete jener. „Du lügst,“ rief der Kalif. „Nein Herr! denn ich rechne mein Leben erst seit dem Sturz der Dmmajaden.“ Er empfing 1000 Ducaten. Das Vermögen, das Harun hinterließ, war ungeheuer. Es wird von einem Schriftsteller auf 900 000 000 Denare, 900 000 000 Derhem, 100 Ladungen Edelsteine, 30 000 Lastthiere, 20 000 Sklaven, tausende von Sklavinnen angegeben. Aber wo kam das Geld her? Die Kalifen regierten nicht für ihr Volk, sondern für sich. Sie waren nicht die ersten Diener ihres Vaterlandes, sondern die Herren ihrer Sklaven, das Land war ihre Beute. Und wie die Kalifen, so machten es die Statthalter. Ein freier Mann schrieb einmal an Harun: „Vom Sünder Soffjan, dem stolzen Harun, der die Religion ihrer süßesten Güter beraubt hat. Du hast Kirchengüter angetastet und Schätze verschwendet, auf die Du kein Recht hattest. Die Armen, Wittwen und Waisen schreien um Rache gegen Dich zum Himmel O Harun! Du sitzt auf dem Thron in Gold und Seide gekleidet, Kämmerer umrauschen Deine Thüren, Garden bewachen Deinen Palast, aber Dein Volk schreitet auf dem Wege des Verderbens.“

Einem Witzbold hatte man erlaubt, an Haruns Hof,

als noch die Barmekiden lebten, über jeden Anwesenden eine Glosse zu machen. Unter ihnen war auch ein reicher Herr aus Aegypten zu dem sprach er:

„Dein Geiz ist ohne Maß und Ziel,
Denn bist du gleich der Herr vom ganzen Nile,
So gönnst du des Wassers nicht so viel,
Daß man darin den Leib abspüle.“

Zu den Barmekiden sprach er:

„Die Barmekiden sind
Der Wohlthat Quell, wie Feder weiß,
Doch was aus dieser Quelle rinnt,
Ist Völkerschweiß.“

Und zu Harun selbst:

„Du meinst, daß Deine Hand die Welt regiert,
Da irrst Du in der That;
Du bist nichts als die Puppe, deren Draht
Die Hand der Großen führt.“

Diese scharfen Epigramme hätten ihm das Leben gekostet, wäre es ihm vorher nicht gewährleistet worden. Und was er sagte, war die Wahrheit.

Wenn wir beabsichtigt hätten, eine Geschichte Haruns zu schreiben, so müßte eine Schilderung der endlosen Empörungen in den verschiedenen Provinzen in den Vordergrund treten. Die Abbassiden unterdrückten Alle, befriedigten Keinen. Dort brannte das Feuer der Empörung alter Anhänger der Ommajaden, hier erhoben sich die Einwohner von Chorasan. Nur durch das Zersprengen der Empörungen erhielt sich der Staat. In Folge ihrer Besiegung wurde viel Staatskraft vergeudet, doch der Islam immer tiefer in das Volk gesenkt und die Eintönigkeit seiner Lehren auf den Gräbern der nationalen Eigenthümlichkeiten verbreitet.

Von einer etwas weiter schauenden Politik zeugt der Versuch Haruns, mit Karl dem Großen in gutes Einvernehmen zu treten.

Eine Parallele zwischen diesen beiden Fürsten in Europa und Asien ist lehrreich genug. Karl war kein Schachkönig, hatte keinen Großvezier, erschlug seine Freunde nicht, und in seinem Hause fehlte es nicht an Leidenschaft, aber auch nicht an reiner Frömmigkeit. Da war kein Harem, keine Schatzvergeudung, kein Uebermuth und kein Mißtrauen. Er war ein ritterlicher Mann, der auch gegen die Sachsen in Wildheit gerathen konnte, aber nur einmal riß ihn die politische Wuth hin. Was hatte aus dem gewaltigen Franken das Christenthum gemacht? Was hatten die Abbassiden dagegen aus ihren Ländern gemacht! Auch um Karl den Großen sammelten sich die Gelehrten der Zeit, nicht zum Spielen, sondern zum Lehren. Karls Regierung waltete für sein Volk, die Haruns war Beute aus dem Volk. Karl ließ keine Schätze zurück, aber er ward doch der Begründer des abendländischen Reichs. Seine Stiftung hat selbst der Bürgerkrieg und entfesselte Wildheit nicht zerstören können.

Harun wollte Karl den Großen gewinnen, als den Feind seiner Feinde, der Dummajaden in Spanien. Er genehmigte darum die Bitte Karls, die Christen ungestört nach dem heiligen Lande pilgern zu lassen und sandte ihm einen Elephanten, ein kostbares Zelt, Rauchwerk, zwei große Leuchter und eine Wasseruhr.

Harun hatte wol Recht, mit Karl Frieden zu halten. Die Sagen erzählen von Kreuzzügen Karls des Großen nach dem Morgenlande. Die Sage spiegelt oft den Wunsch des Volkes wieder, sie drückt Gedanken aus, welche verdient hätten, wahr gemacht zu werden. Karl der Große war damals gebietend über die ganze Christenheit. Seine Verbindungen reichten von den Angelsachsen bis nach Byzanz. Das Oströmische Reich zeigte damals noch mehr von alter Zucht. Wäre Karl in Verbindung mit Europa und mit Byzanz unter seiner einen gewaltigen Leitung auf den Orient damals losgebrochen — germanische Kraft vereint mit byzantinischer Erfahrung — hinein in

den Bagdadstaat mit seiner Zerrissenheit und Parteienverwirrung — es wäre damals gewonnen worden, was später mißlang.

Aber nur in der Sage lebte die Vollendung, wie in der Sage nur die Versöhnung.

Harun starb nicht in Bagdad, er hatte sich nie darin wol gefühlt. Er war in der Bevölkerung nicht populär, zumal seit dem Barmekidenmord und suchte anderswo Residenzen; er starb in Tus am 23. März 809, nach einer Regierung von 23 Jahren, noch nicht 50 Jahre alt. Ueber seinen Tod gehen verschiedene Meinungen. Einige erzählen, sein Arzt hätte ihn auf Geheiß seines Sohnes Emin vergiftet. Es wird schwer sein, heute noch die Stätte zu finden, wo das Schloß Haruns stand. Der Flieder rauscht nicht mehr, die Nachtigallen singen höchstens über Ruinen. Denn alle Tyrannei vergeht, nur die Liebe besteht ewiglich.





Mahmud von Ghazna.

1. **W**ir folgen nur den Zügen des mohamedanischen Schwertes, wenn wir uns plötzlich nach Vorderindien versetzt finden, an die westliche Küste, auf die Halbinsel Guzerate. Wir weilen aber nicht vor den jetzigen Trümmern, sondern vor alter Herrlichkeit.

Es war im Jahre 1024 — in Deutschland starb Kaiser Heinrich der zweite — da stand nordwestlich von Dia, am Meeresufer, die Stadt Somnath, durch ihren Tempel berühmt.

Es war ein prachtvoller Bau, von mächtigem Umfang, in Stein aufgeführt, sein Dach war von 56 Säulen getragen. In der Mitte der Halle stand das Gözenbild, fünf Ellen hoch, davon drei über der Erde. Mit Edelsteinen, Hyacinthen, Smaragden, Perlen war es wunderbar geschmückt; täglich wurde es zweimal mit frischem Wasser aus dem Ganges gewaschen, was keine geringe Mühe war. Für den Cultus des Bildes hatten die damaligen Hindufürsten die Einkünfte von 2000 Ortschaften festgesetzt. Außer dem großen Bilde fanden sich noch viele kleinere in merkwürdigem Glanz. Der Tempel soll von einer Lampe erleuchtet gewesen sein, der tausende von Juwelen ihr Licht gaben. Eine große Kugel hing an einer

goldenen Kette vom Dome des Tempels. Ihn bedienten 2000 Brahmanen, 200 Musiker, 500 Tänzerinnen und 300 Barbier, da jeder Andächtige erst geschoren werden mußte, bevor er eintreten durfte. Selbst Fürstentöchter hatten sich dem Dienste des Tempels geweiht.

Schon am Namen der Stadt erkennt man, daß der Tempel altbrahmanischem Cultus geweiht war. Es wurde darinnen Soma, das ist der Mond, als Welthüter verehrt. Es wurde in Soma dieselbe Gottheit der Fruchtbarkeit der Erde und der Menschen angebetet, wie in Ephesus, wo der Tempel der Artemis geweiht war. Wenn die arabischen Autoren sagen, es habe das Idol ursprünglich und vor Muhamed in Mekka gestanden, so liegt dem ein richtiger Gedanke zu Grunde, denn, was uns von einem Gotte Milat der alten Araber vor Muhamed erzählt wird, geht auf Verehrung des Mondes. Mit der Mondgöttin wurde auch bei den Griechen später die Liebesgöttin (Venus) verbunden. Wie nach Ephesus kamen unzählige Pilger aus ganz Indien nach Somnath. Zumal in den Nächten der Mondfinsternisse sollen Hunderttausende versammelt gewesen sein. Daher häuften sich dort unzählige Schätze an, und diese zogen, wie das Nas den Geier, auch den langjährigen Streiter gegen Indien, den Sultan Mahmud von Ghazna an.

Es war das 12. Mal (Anderer sagen das 13. Mal), daß er mit seinen siegreichen und beutelustigen Schaaren von Norden herunterkam — stark und raubgierig wie ein Geier; drei blutige Tage wurde vor Somnath gestritten. Keine Expedition war Mahmud schwerer geworden. Er hatte 20 000 Kameele mit Wasser beladen müssen, um mit seinen Truppen durch die Sandwüste zu kommen. Aber er kam und schlug und erwarb nun eine unermessliche Fülle Goldes. Mahmud von Ghazna war ein eifriger Muselman, der Götzbilder verabscheute. Mit seiner Keule schlug er dem Idol die

Nase ab. Zwei Bruchstücke nahm er an sich, zwei sandte er nach Mekka und Medina.

Die indischen Priester boten Gold über Gold, wenn er ihnen das Idol ließe, aber Mahmud sprach: er sei ein Idolzerstörer aber kein Idolverkäufer. Und als ein Schlag den hohlen Bauch des Gözenbildes traf, da fand man eine Fülle von Diamanten, Rubinen und Perlen, und Mahmud verschmähte diesen Inhalt des Idoles nicht, denn ein Idolzerstörer war er, aber noch mehr ein Idolschatzliebhaber, wie die Tyrannen aller Zeiten. Unzählige Schätze nahm er in die Heimath mit. Somnath blieb in Trümmern; die alte Herrlichkeit kehrte nie wieder. Wer aber war Mahmud von Ghazna?

2. In dem Bürgerkrieg, der zwischen den beiden Söhnen Harun Alraschids, Emin und Mamun, ausbrach, offenbarten sich die Folgen der Politik, die von den Abbassiden, um Herren im Kalifat zu werden, befolgt worden war.

Es war ein Anhänger Emin's, Nassir Ibn Schebeth, welcher das merkwürdige Wort sagte: „den Abbassiden gehört die Herrschaft, aber ich bekämpfe sie, weil sie die Perser über die Araber herrschen lassen.“

Emin hatte sich, wie es scheint, auf die arabischen Elemente gestützt. Mamun wurde Sieger, weil er die Perser begünstigte. Tahir, dessen Mitwirkung er das Kalifat verdankte, war ein Perser. Bei Mamun kam noch persönliche Neigung dazu. Die persische Literatur zog ihn an. Religiöse Ansichten führten ihn zu der Philosophie, die damals von Persern im Islam gefunden und entwickelt wurde. Er war von Djasar, dem Barmekiden, erzogen. Hasan Ibn Sahl, ein Perser, hatte ein Buch „von der ewigen Vernunft“ geschrieben, und als Mamun es las, rief er aus: „Hier ist wahre Weisheit.“ Er heirathete auch die Tochter desselben, Buran. Alles dies trägt dazu bei, die Befürchtungen Harun's, seines Vaters, gegen die Barmekiden

zu erklären. Es war eine der Hauptfragen der Theologie des Islams, ob der Koran geschaffen sei? Harun hatte einen Menschen niedergehauen, der dies behauptete, und Mamun bekannte öffentlich, er sei geschaffen. Man muß nicht vergessen, daß aus der christlichen Theologie und ihren Kämpfen manche Ideen in den Islam, der ja lange einer Dogmatik entbehrte, eingeflossen waren. Mamun gehörte zu der Secte der Mutazaliten, die eine freiere Richtung vertraten; er starb 833. Unter seinem Nachfolger Mutassim (der bis 842 regierte) wurde Aschin, ein verdienter Mann, gerichtet, dem man nachsagte, daß sein Bruder in dessen Namen Folgendes geschrieben habe: „Unser Glaube (der altperdische) konnte nur durch Babel, durch Dich und mich gehoben werden. Babel ist durch seine Dummheit zu Grunde gegangen, denn er hat meinen Beistand von sich gewiesen. Empörst Du Dich, so wird kein Anderer als ich gegen Dich geschickt werden; gehe ich dann mit meinen Kriegern zu Dir über, so können wir nur von Arabern, Afrikanern und Türken bekämpft werden. Die Araber sind wie Hunde, denen man einen Brocken hinwirft und die man dann auf das Haupt schlägt. Die Westländer sind im Augenblick aufgerieben; die Türken widerstehen nur so lange, bis sie ihre Pfeile abgeschossen, dann werden sie von der Reiterei leicht zusammengeworfen — und so könnte sich unser Glaube wieder wie zu der Zeit der Perserherrschaft erheben.“ Man wollte nach Aschin's Tode ein Götzenbild und persische Religionsbücher in seinem Hause gefunden haben, „so daß man seine Leiche noch hängen ließ und sie dann verbrannte.“ (Weil, Kalifen 2, 829.)

Die Politik der Abbassiden erreichte ihren Zweck, indem sich der Islam — wenn auch literarisch beeinflusst und von theologischen Wandlungen und Doctrinen berührt — überall verbreitete und des Volkslebens bemächtigte, aber die Regierung selbst hätte eine lange Reihe so energischer Männer, wie Mansur war, haben müssen, wie zur Zeit des Erwachens der Nationali-

täten innerhalb des Islams, um bestehen zu können. Doch die Nachfolger Mamuns unterlagen ihrer Aufgabe. Sie regieren meist kurze Zeit: Mutassim von 842—49, Alwathif noch kürzere Zeit. Mutawakkil trug zwar elf Jahre den Namen des Kalifen († 861), wollte die Sunna wiederherstellen, neigte sich zur Ommajadischen Politik und dachte an Damaskus als Residenz — aber grade unter ihm begannen die Loslösungen der einzelnen Länder des Kalifats mit selbstständigen Gebietern, die kaum nominell den Kalifen als Herrn anerkannten. Während seiner Regierung erhoben sich die Saffariden in Sedjestan; unter Almutaz, der 869 ermordet ward, kamen die Tuluniden in Aegypten auf. Unter Mutamid, der 892 seine Regierung schloß, bildeten die Samaniden einen mächtigen Staat jenseit des Oxus. Unter Muktdadir († 932) gründeten die Nachkommen Fatime's ein mächtiges Reich in Aegypten, nachdem die Söhne Tuluns gestürzt worden. Unter Kahir traten die Bujiiden auf, deren Macht in Bagdad selbst so angewachsen, daß die Kalifen nur noch Namensherrscher waren. Radhi († 940) war der letzte Kalif, der noch den Schein der Herrschaft hatte, die Emire noch nominell einsetzte, noch jede Woche von der Kanzel einen Vortrag hielt und einen Hofstaat und die alten Ceremonien bewahren konnte. Von da an war der Kalife nur ein geistlicher Würdenträger. Es war offenbar eine Rückwirkung der Stellung des Papstes in Rom, die dazu beitrug, ihn noch als geistliches Oberhaupt zu betrachten, von dem man Tadel annahm und dem man von den Erfolgen des Islam berichtete, selbst wenn ihm wirkliche politische Macht fehlte.

Es bildete sich diese Stellung als eine unfreiwillige Folge der Politik der Abbassiden heraus. Nur der Islam verband noch die losen Glieder des Kalifats und den Islam vertrat es in Person. Je weniger der Kalif bedeutete, desto schärfer traten die islamirten Nationalitäten heraus, aber nicht bloß die Iranier, sondern auch die Turanier, die Türken.

Die bedeutendsten Geschlechter dieser Zeit leiten sich auf persische Traditionen zurück. Die Bujiden leiten sich von alten Perserkönigen her, die sich in die Provinz Gilan zurückgezogen und später den Islam angenommen hatten. Auch Asad Ibn Saman wollte von alten Perserkönigen abstammen. Sebuktegin, der Vater Mahmuds von Ghazna, wird auf den letzten König der Sassaniden, auf Fezdegerd zurückgeführt.

Ghazna (Siegestadt) oder Ghizni liegt auf einer Hochebene, eine starke Tagereise von Kabul. Von ihrer Geschichte ist vor Sebuktegin nicht viel bekannt, doch war sie eine reiche Handelsstadt, sonst schlecht genug für eine Residenz gelegen, mit kaltem Klima, wenn auch auf gutem Boden. Ein gewisser Alptegin hatte im Dienste der Fürsten von Bucharra, dem Sohne Samans gestanden. Um seiner Einmischung in der Thronfolge halber mußte er fliehen und machte sich zum Herrscher von Ghazna. Sebuktegin war in seinem Dienst, hatte seine Tochter geheirathet und wurde nach seinem Tode, als ein tapferer Mann, sein Erbe in Ghazna. Dessen Sohn, also der Sohn eines Sklaven, der Sklave eines ursprünglichen Vasallen des Kalifen gewesen, war der weltgebietende Mahmud. Er regierte von 997—1030.

3. Es würde von Mahmud so wenig berichtet sein, wie von seinem Vater Sebuktegin oder von dem tapferen Alekhan, der das Samanidenreich von Bucharra niederwarf, wenn er nicht der Eroberer Vorderindiens gewesen und durch seine Kriegszüge wider die Indus- und Gangesgebiete in ihrem mittelalterlichen Zustand bekannt wäre.

Vorderindien hat eine ähnliche Stellung zu Asien, wie Italien zu Europa. Es ist die mittellste der drei vorgestreckten Halbinseln des Welttheils und ist wie jenes eine Heimath eigenthümlicher Größe geworden.

Es drangen nicht wie aus Italien die Römer als Eroberer heraus, aber es drangen wie in jenes, gelockt durch Reich-

thum und Genuß Eroberer hinein. Wie die Germanen am Ende des Römischen Reiches einen unwiderstehlichen Drang nach den ultramontanen Reichthümern Italiens, welche die Sage die Schätze Laurins genannt hat, offenbarten, um dort in romanischen Formen neue Staaten zu gründen, so drangen vor dem Beginn unserer Geschichte die Arier in Indien ein, erniedrigten die dunkeln Stämme, die sie besiegten, zu unteren Rasten und nahmen für ihr eigenes Denken und ihren Glauben das bunte indische Kleid an. Indische Natur und Gedanken charakterisirt die Ueberfälle. Von der Natur ist die Kunst das Abbild. Die Bildsäulen sind colossal, der Schmuck unmäßig; Maßlosigkeit in Gold und Perlen; ein Wirbel von vielen Worten und Bildern, wenn auch die schönsten Gedanken aus ihnen durchleuchten; Alles, wie das hervorragende Thier des Landes, elephantenmäßig. Aber die Kraft, mit welcher die Arier hereinkamen, hat darin nicht ausgedauert. Die Elephanten im Walde und in den Heeren hatten noch ihren klugen Kopf auf dem gewaltigen Leibe, der auf mächtigen Säulen ruhte, die Nationalkraft aber war zuweilen nicht stärker als der ausgestopfte Elephant, von der Ferne schrecklich, in der Nähe schadlos.

Ghazna liegt in dem heutigen Afghanistan, eine Handelsstraße geht vorbei — damals brachte sie sicher auch die indischen Producte herauf. Aus dem letzten Kriege wissen wir, daß Britisch-Indien, dessen Grenzen sich bis nach Kabul ausdehnen, auf die Afghanen, seine Nachbarn, sorgsam Acht hat.

Der Muhamedanismus war bis in die Gebiete von Kabul und Ghazna gedrungen. Sebuktigin machte Eroberungszüge bis an die Grenzen der indischen Fürsten im Norden des Indus. Es regte dies die Befürchtung der Inder auf und unter der Führung von Diaya Pala griffen sie die Muhamedaner an. Sebuktigin siegte. Die Inder verloren ihre Gebiete westlich vom Indus; doch der alte Fürst von Ghazna verfolgte seinen Sieg nicht. Erst als Mahmud nach seinem Tode und der

Befiegung seines Bruders Ismail, mit dem er um die Erbfolge stritt, zur Regierung gekommen war, dachte dieser daran, die alten Feinde seines Vaters im eigenen Lande anzugreifen. Der Erfolg des ersten Feldzuges und seine Beute lockten zu ferneren. Zwölfmal zog Mahmud nach Indien; er erfüllte dadurch auch das islamische Gebot des Krieges gegen die Ungläubigen, und der Lohn schon auf dieser Welt war dafür sehr groß. Auf dem ersten Kriegszuge (1001) besiegte er den Fürsten von Lahore, der die Niederlage nicht ertragen konnte, seinem Sohne die Krone übergab und den Scheiterhaufen bestieg. Unter der Beute befand sich sein Halsgeschmeide von Juwelen, das auf 180 000 Denare (Dirham), das ist etwa 81 000 Pfund Sterling, geschätzt ward. Im vierten (1008) plünderte Mahmud den Tempel von Nagrakote und schleppte 700 000 Golddenare (313 333 Pfd. St.), 1400 Pfund Gold- und Silberplatten, 400 Pfund Gold, 4000 Silberbarren, 40 Pfund Gewicht an Perlen, Korallen, Rubinen und Diamanten davon. Es wird dabei von einem erbeuteten Hause aus Silber erzählt, 30 Ellen lang, 15 breit.

Im Jahre 1011 plünderte und zerstörte er den Tempel von Thanusar am Sarasvati. Das Idol darin wurde nach Ghazna geschickt, um zu Pflastersteinen zu dienen. Die Schätze waren unermeslich. Vom 9. Feldzug kehrte er 1016—17 mit 20 Millionen Gold und Silber (Derhems), mit 53 000 Gefangenen, 350 Elephanten und großen Schätzen zurück.

Die größte Bedeutung hatten dabei die Elephanten, denn mit ihrer Hilfe besiegte er seine Feinde und Neider im Norden. Ohne sie hätte er seinen Schwiegervater, den Eroberer von Buchara, Flekhan, den Herrn von Turkestan, nicht zu überwinden vermocht. Es gelang ihm in der That. Er siegte über Elephanten und durch Elephanten. Aber seine Eroberungen hatten auch etwas von der Art des zornigen Elephanten. Er zertrat Alles mit gewaltigen Füßen, um es zu

zerstören. Man hat ihm den Alexander von Macedonien verglichen, der auch bis Indien vordrang — aber wie weit bleibt er hinter diesem Vorbild, so fern, wie ein rohes Idol, das er zerstört hat, vom Zeus ist, den Apelles dargestellt hat. Freilich erfahren wir durch seine Eroberungszüge Vieles von Indien, was sonst vielleicht unbekannt geblieben wäre, aber viel mehr ging verloren. Er öffnete die Pforte zu indischem Wissen durch Zerstörung und Vernichtung. Nach vielen Menschengeschlechtern noch konnten sich die Länder am Indus und Ganges nicht erholen. Was mag auch von indischer Literatur dabei untergegangen sein. Und Ersatz hat Ghazna dafür nicht gewährt.

Mahmud hieß freilich der erste unter den Fürsten des Islam „Sultan“. Schon längst nannte er sich Famin Addawlah, die Rechte des Reichs. Er hatte Ghazna zu einer prächtigen Stadt gemacht. Prachtvolle Moscheen und Paläste wurden gebaut; es soll 2000 Bethäuser darin gegeben haben. Jeden Tag sollen auf den Märkten 10 000 Vögel verkauft worden sein. An seinem Hofe herrschte eine unerhörte Pracht. Als er die Gesandten Ketchans und seines Bruders Poghau empfing, um den Schiedsspruch zwischen ihnen abzugeben, entfaltete er, nach der Schilderung seines Geschichtschreibers, eine unerhörte Pracht. Mirrhond erzählt: „Er ließ so große Vorbereitungen treffen, wie Niemand vorher gesehen hatte. In dem Gemache, wo der Thron aufgestellt war, standen zu beiden Seiten desselben 2000 türkische Sklaven mit bemalten Gewändern, in der Nähe waren 500 Trabanten aufgestellt mit vergoldeten Gürteln von Rum, die mit Edelsteinen geschmückt waren, indische Schwerter auf den Schultern tragend mit vergoldeten Scheiden. In der Nähe standen 40 Elephanten mit Decken aus vergoldetem Tuch von Rum und mit goldgeschmücktem Kopfsputz. Hinter einem Zelte standen 700 Elephanten mit gemalten Decken, kostbarem Geräth und vielem andern Schmuck. Vor dem Throne des Sultans war ein Zelt aufgerichtet, dessen

Wände und Ecken von goldenen Nägeln und Hefen zusammengehalten wurden. Alle, die es sahen, gestanden mit einem Munde, daß weder die persischen Könige, noch die römischen Cäsaren, noch die arabischen Hakems, noch die indischen Radschah je so kostbare Dinge gehabt haben.“ Das war nur bildlich gemeint, denn der Geschichtschreiber hatte Rom und Byzanz nicht gesehen. Mahmud war dennoch im Stande, einen Gold- und Juwelen-schmuck zu zeigen, wie kaum ein anderer Fürst.

4. Aber Mahmud hatte — man sagt nach dem Beispiele seines Vaters — sich noch mit anderm Glanz umgeben, mehr wie irgend ein anderer Eroberer, nämlich mit dem Geistesglanz der Dichter. Es erschien seit den Zeiten Harun Arraschids und Mamuns kein Königsthron in rechtem Licht, ohne den Kranz der Hofdichter, welche den König und sein Haus verherrlichten und ergötzten.

Mahmud, der aus einer Vasallenstellung zu den Samaniden hervorgegangen war, suchte den Thron von Buchara weit zu übertreffen. Er setzte über die Hofdichter Einen, der den Namen des Königs trug, wie Asmai am Hofe Haruns. Die Dichter bildeten gewissermaßen ein Collegium, eingesetzt und erhalten zum Lobe des Herrschers. Je mehr diesem das Lob gefiel, desto mehr empfing der Dichter. Der Dichter Asairi aus Rei erhielt für ein Gedicht zur Ehre Mahmuds 14 000 Silberstücke. Dagegen fielen die Poeten in Ungnade, wenn sie andere Geschlechter und Herrscher verherrlichten. Ansfari, der officielle König der Dichter, sagt in einem Liede an Mahmud (nach Hammer):

Du bist der Schah, für den im Ost und West
Mit Psalm und Send und Hallelujah beten
Der Jude, Perser, Muselman und Christ,
O Herr! laß lobenswerth sein Ende sein.

Vor Allen war der Ruhm seiner Zeit der Dichter Abul Kasim Mansur, genannt Firdusi aus Tus, wo Harun

Arraschid gestorben war. Das Bedeutungsvolle an diesem Dichterkreis am Hofe Mahmuds, war der Umstand, daß Alle persische Dichter waren.

Der persische Staat mit all' seinen Traditionen war vor 400 Jahren zusammengebrochen, aber, was Völker und Menschen eindringlich lehren kann, sein Geistesleben ging nicht unter. Die Schwerter der Cosroes waren gebrochen, aber Lied und Sage pflanzte sich fort. Die poetischen Erinnerungen an das alte Perserreich unterstützten den nationalen Widerstand gegen den Einfluß der Araber, wie er unter den Abbassiden nach der von ihnen befolgten Politik emporkam. Die Bildung der Staaten, welche sich vom Kalifat lösteten, wie die Saffariden und Samaniden, war nicht gegen den Islam, aber gegen den Arabismus gerichtet. Man sah in der Begünstigung der persischen Erinnerungen eine geistige Waffe gegen die Macht der arabischen Staaten. Das Erwachen des persischen Geistes erschien wie eine Befreiung vom Joch der Fremden. Es legte auch einen größeren Glanz um das Haupt der Herrscher, Abkommen und Ebenbilder der großen mythischen Schahs zu sein, von welchen die Persersage berichtet. Schon die Herrscher von Buchara, die Samaniden, interessirten sich für die persische Literatur. Man übersezte die Fabeln Bidpai's ins Persische; dem Dichter Dakiki wurde aufgetragen, alle Sagen der alten Perser in ein Heldengedicht zu verweben. Aber nur 1000 Verse brachte er zu Stande, bis zu seiner Ermordung. Ansfari und Efsedi wagten sich nicht an dieses Werk, als Mahmud es ihnen auftrug. Da unternahm es Firdusi. Man erzählt, daß der Dichter, als er aus seiner Heimath nach Ghazna gekommen sei, Mühe gehabt habe, bei dem Dichterkönig Ansfari vorgelassen zu werden, denn außerhalb des Collegiums, das dieser leitete, konnte kein Dichter emporkommen. Dunkle Anfänge umgaben Firdusi's Leben, Reid suchte sein Aufkommen zu hindern. Endlich gelangt es ihm. Ansfari erkannte seine Begabung. Als er ihn fragte, ob er sich

getraue, den Schahnameh zu dichten, antwortete er: „Will's Gott!“ Als er Mahmud vorgestellt ward und dieser ihm einen Vers aufgab, improvisirte er:

„Noch liegt das Kind am Mutterherzen traut,
So bald es spricht: Mahmud sein erster Laut.“

Was Mahmud sehr gefiel. Als dieser sein Gedicht Rustem und Isfendiar kennen lernt, giebt er ihm den Namen Firdusi, der Paradiesische, und wies ihm ein Gemach im Palaste an und reicher Pension.

Die Dichtkunst wurde als eine Staatssache angesehen. Mahmud wollte durch sie verherrlicht sein. Auf dem Relief der großen alten Helden sollte sein Ruhm und sein Staat beruhen.

Denn Mahmud war allerdings nicht bloß ein glücklicher und kühner Feldherr, er war auch von umfassender Staatsklugheit. Obschon er die persische Sprache aus ihrem Banne löste und sie, was bisher noch nie geschehen, zur amtlichen Staatssprache erhob, so ging er doch nicht in den Wegen vieler früherer Parteihäupter. Er wich nicht von der Sunnitischen Lehre. Harun Arraschid scheint vielfältig sein Vorbild gewesen zu sein. Er ehrte den Kalifen in Bagdad als das geistliche Oberhaupt und theilte demselben die Siege mit, die er über die Heiden in Indien erfocht. Er wollte aber nicht bloß als Sieger überhaupt, sondern als Islamheld gegen den Unglauben erscheinen. Grade wie im Schahnameh die persischen Helden gegen die bösen Geister und Dime kämpfen, so wollte er die Heiden und ihre Idole niedergeworfen haben.

Der Kalif ließ seine Berichte in Bagdad von der Kanzel vorlesen und Gebete für ihn anstellen. Mahmud wollte nichts mit den Freigeistern und Schiiten zu thun haben. Als ihm der Sultan von Aegypten ein kostbares Kleid als Zeichen der Anerkennung schickte, nahm er es nicht an, sondern sandte es dem Kalifen, der es verbrennen ließ, als von einem ägyptischen Keger stammend. Auch Firdusi fiel in Ungnade bei

Mahmud, weil Feinde und Collegen des Dichters diesen ihm als Ketzer angegeben hatten. Er drohte, ihn durch seine Elephanten zerstampfen zu lassen. Firdusi war kaum im Stande, durch einen Fußfall ihn zu beschwichtigen, denn Mahmud erklärte, die Vaterstadt des Dichters sei von jeher ein Ketzernest gewesen. Man darf überhaupt den Einfluß der Poesie auf die Machthaber im Islam nicht zu hoch schätzen. Für Mahmud waren seine Dichter eben nur ein Schmuck, wie seine Juwelen und sein Gold, da sie ihm eben um des Goldes willen dienten. Den Schahnameh wollte er haben als eine Verherrlichung seines Ruhmes. Die Dichter waren ihm nur poetische Sklaven. Sie kamen daher ebenso gut unter des Elephanten Fuß, wie der in Ungnade gefallene Trabant.

5. An Mahmud läßt sich deutlicher wie irgendwo die Unfähigkeit des Islam zu wirklicher Culturbildung erkennen. Hätte er seinen Sitz nach Lahore oder Multan verlegt, so würde er aus indischer alter Cultur sich ein Relief zurecht gemacht haben; in Ghazna blieb ihm nur die Annahme der Herrlichkeit, die Schahnameh schildert, als idealer Hintergrund. Es war nur ein goldener Mantel der Eitelkeit und Brunksucht eines glücklichen Afghanenfürsten, den er über seine innere Rohheit und Habsucht warf. Die Gier, mehr Gold und Edelsteine als Alle zu haben, war die eigentliche Triebfeder seiner ganzen Kraft und Politik.

Man erzählt, daß als er sich einst in Gegenwart seines Wesir im Spiegel sah, er traurig zu diesem sagte: „Ist's nicht betrübend, daß mein Gesicht, welches die Welt erleuchten soll, vielmehr Alle, die es ansehen, zurückstoßen muß?“ Sein Gesicht war voller Pockennarben. Der Bezier antwortete freimüthig genug: „Liebe das Gold nicht, so wird der Glanz desselben Dich in allen Augen vergolden.“ Einen reichen Mann ließ er vor sein Gericht stellen wegen Unglaubens. „Ich bin reich,“ sprach Jener, „aber weder ein Götzendiener

noch ein Ungläubiger; nimm mir mein Vermögen, aber laß mir meinen guten Namen.“ Und Mahmud ließ sich das nicht zweimal sagen. Er nahm sein Vermögen und stellte ihm ein Zeugniß über seine Rechtschaffenheit aus.

Er fragte einmal seinen Bestir, wie viel Schätze wol das Haus Saman besessen habe. Jener sprach: „Blos an Edelsteinen besaßen sie sieben Kottl.“ „Dank sei Gott,“ rief Mahmud aus, „der mir deren 100 verliehen hat.“ Zwei Tage vor seinem Tode ließ er alles Gold und alle Edelsteine seines Schatzes vor sich bringen und weinte bitterlich, daß er Alles das verlassen müsse, schenkte aber Niemandem etwas. Auch seine Pferde, Kameele, Elephanten und Kriegswagen ließ er vor sich aufziehen — und war betrübt.

Ein orientalischer Monarch wie Mahmud regiert nicht, sondern er besitzt. Als ein solcher Besitzer giebt er und nimmt er. Seine Gerechtigkeit ist so subjectiv wie seine Grausamkeit. Man erzählt zu seinem Ruhme, daß als er der Wittve des Bujiden Fachr eddaidleh gebot: „Laß für mich das Kanzelgebet halten und mit meinem Namen die Münzen prägen, wo nicht, sei zum Kriege gerüstet,“ und Saideh antwortete: Wenn der Sultan siegte, so würde er dadurch seinen Ruhm nicht sehr vermehren, indem er nur eine Wittve überwältigt hätte, und wenn er von mir eine Niederlage erlitte, so würde eine solche Schande bis zum jüngsten Tage nicht auf der Tafel der Geschichte gelöscht werden können — Mahmud sie in Frieden ließ. Aber diese Geschichte ist nur, was die Erzähler übersehen haben, eine Nachahmung einer der Sagen Alexanders des Großen. Als er zu den Amazonen kam, sie zu bekriegen, schrieb die Königin an Alexander: „Wenn wir die Feinde überwinden oder dieselben fliehen, so bleibt ihnen für alle Zeit schimpfliche Schmach; wenn sie aber uns bestiegen, so werden sie eben nur Weiber besiegt haben.“ Trotz seiner Strenge im rechten sunnitischen Islam verschmähte er, gleich

seinem Vorbild Harun, den Wein nicht. Einmal hatte er seiner Sklavin im Rausch die schönen Locken abgeschnitten; das brachte ihn am andern Tag in Verzweiflung; Alles zitterte. Da half ein Hofdichter durch einige Schmeichelverse aus der Noth. „Eine Cypresse,“ sagte er, „ist noch schöner, wenn ihre Zweige abgeschnitten sind.“ Der Dichter ward dafür mit Juwelen beschenkt. Der Sultan vertrank seine Betrübniß mit ihm in Wein.

Mahmud besaß auch einen weißen Elephanten, der, wie man erzählt, gegen den Willen seines indischen Besitzers zu ihm gelaufen war und daher den Namen Chodadadl erhielt. Einen solchen hatten nur ein Fürst Abyssiniens und später Kutbeddin Ibeß, der tapfere Gründer einer neuen Dynastie in Delhi, besessen. Aber weder seine Schätze, noch der weiße Elephant garantirten Mahmud den Bestand seiner Schöpfung. 1028 fing er an zu kränkeln, er soll an der Steinkrankheit gelitten haben, und starb 63 Jahre alt, am 30. April 1030, nach einer dreiunddreißigjährigen Regierung.

Ihm folgte sein Sohn Mahmud nach, der aber nach fünf Monaten geblendet wurde; sein Bruder Mesud, der ihm folgte, wurde Rustem der Andere genannt. Er war von ungemeiner Leibesstärke. Seine eiserne Keule konnte kein Anderer mit einer Hand aufheben. Seine Pfeile drangen durch die Haut des Elephanten und den stärksten Panzer. Er ließ einen neuen Palast in Ghazna bauen und darin einen goldnen Thron mit Juwelen in einem prächtigen Saal aufstellen. Eine goldene Krone mit Edelsteinen hing von der Decke an einer goldenen Kette herab. Hier gab der Sultan Audienz.

Mesud war ein tapferer Mann, aber schon begannen Unruhen und Unfälle. Er fiel zuletzt in die Hände seines Bruders Mahmud, des Geblendeten, der ihm, dem nun Gefangenen, zur Stillung der Noth 500 Derhems auszahlen ließ. „Ach,“ rief er aus, „o wunderbarer Wechsel des Glücks. Gestern war

ich noch ein mächtiger Fürst und 3000 Kameele waren mit meinen Schätzen beladen; heute muß ich betteln und mich in meiner Dürftigkeit verspotten lassen.“ Er borgte dann 1000 Dirhems und gab sie dem Manne, der ihm die 500 Dirhems gebracht hatte, als Botenlohn, mit der Bitte, diese 500 seinem Bruder wiederzubringen. Man erzählt, sein Neffe Ahmed habe ihn lebendig begraben lassen.

Sein Sohn Modud rächte ihn, indem er alle Angehörigen seines Onkels nach siegreicher Schlacht erschlug bis auf Einen. Er war der dritte Nachfolger Mahmud's. Mit der Schwäche des Reiches Ghazna wuchsen wieder die Kräfte der Inder. Der Fürst von Delhi nahm die Stadt Nagracote, wo der große Tempel stand, den Mahmud Ghazi (der Siegreiche) geplündert hatte, wieder in Besitz. Er erzählte, der Götze sei ihm erschienen und habe ihm gesagt, er sei an Ghazna gerächt. Das Reich verlor immer mehr an Macht unter den folgenden Sultanen, unter Mesud II., der sechs Tage, Ali der etwa drei Jahre, Reschid, der ein Jahr regierte. Ferock Zaaid regierte sechs Jahre. Lang und ruhig herrschte Ibrahim der Erste. Zwei und vierzig Jahre trug er den Namen des Sultans; er hatte 36 Söhne und 40 Töchter.

Unter Mesud III. wurden noch tapfere Thaten vollbracht, allein die Residenz war nicht mehr Ghazna, weil die Seldschuken die meisten persischen und nördlichen Provinzen erobert hatten, sondern Lahore.

Auf ihn folgte Arfilla, diesem Behram (1119). Unter diesem Sultan brach der Zwist mit den Fürsten von Ghur (oder Ghawr) aus, die aus dem Gebirgslande zwischen Herat und Ghazna stammten. Durch die Grausamkeit, mit welcher Behram den Ghuriden Seiffedin behandelte, ward der Bruder desselben Maeddin Husein, so erbittert, daß er an Ghazna eine furchtbare Rache nahm. Die Stadt wurde in Brand gesteckt, sieben Tage dauerte das Morden. Die Angesehensten führte er nach

Ghawr (Priester, Dichter, Bürger aller Art), ließ ihnen dort die Köpfe abhauen, vermischte Erde mit ihrem Blut und bestrich damit die Mauern seiner Stadt. Nicht mit Unrecht trägt er den Beinamen: „Nordbrenner.“ Alle Denkmale bis auf die von Mahmud dem Großen, Mesud und Ibrahim wurden zerstört und alle Inschriften ausgelöscht (1155). Damit war die Geschichte von der Herrlichkeit Ghazna's aus. Die beiden letzten Fürsten Kosroes I. und II. endeten in Lahore 1186.

Nicht ein Nachfolger Mahmuds hat sich auf der Höhe des Gründers erhalten können. Ghazna ist nie wieder ein Mittelpunkt des Sieges und der Macht geworden, wie unter ihm. Keine Stadt hat späteren Eroberern so sehr die Lust erweckt, sie immer aufs Neue zu zerstören, wie sie. Unter Dschingischan, dem Mongolen, verlor sie Alles, was noch übrig geblieben war. Als sie sich wieder erhoben hatte, verwüstete der mongolische Perser Emir Husein, der den damaligen Herrn von Ghazna geschlagen hatte, die Stadt, ließ Korane und Bücher von den Hufen der Pferde zertreten, die Hüter am Grabe Mahmuds als Sklaven fortschleppen und das Grab des großen Sultans aufbrechen und plündern. Das geschah 1326. Als Sultan Baber 1525 nach Ghazna kam, fand er nur einen elenden Ort, von dem er nicht begreifen konnte, wie er je hatte eine Residenz sein können. Man zeigte damals noch Mahmuds Grab, auch noch vier große Wasserbecken aus seiner Zeit. Später soll man noch die Thürflügel von Somnath aus Sandelholz gefunden haben, die Mahmud aus Somnath entführt, indeß haben spätere Reisende wie G. Forster nichts davon entdeckt.

Was neuere Reisende von Ghazna erzählen, betrifft zumal sein Klima, seine Lage. Es soll dort schrecklich kalt und zweimal die Stadt durch Schneefall untergegangen sein. Den kalten Stürmen im Winter erliegen viele Menschen. Es kann dies doch früher nicht bemerkt worden sein. Wie hätten Elephanten dies ausgehalten! Nach diesen Berichten trug die

Umgebung allerdings nur Disteln und Kameelfutter, wenig Gerste und war nackt und dürr.

Palmyra hat bei weitem nicht so lange geblüht, und, ob schon 800 Jahre älter, ragen doch mitten in der Wüste prachtvolle Ruinen aus dem Sande.

In Ghazna ist alles zerstört, vergessen, verkommen. So künstlich sind die Islamstädte gebaut. Heute prachtvolle Zelte mit Edelsteinen geschmückt, morgen Wüste ohne Ruinen und ohne Grab:

Was haben Mahmud seine Juwelen geholfen, um die er weinte. Niemand weiß, wo sie sind. Aber länger wie seine Schöpfung hat die des Dichters gewährt, der ihm wie ein Sklave erschien. Samaniden und Gazneviden, Seldschucken und Mongolen überlebte Firdusi's Schahnameh.

6. Es ist eine merkwürdige Sage, welche an deutsche Legenden des Mittelalters erinnert, daß der Sultan Mahmud nach seinem Tode einem Scheich erschienen sei, aber seine Gestalt war in Graus und Moder zerflossen und nur seine Augen leuchteten wie Fackeln unter Ruinen. Als der Scheich über diesen Anblick erschrak, erklärte ihm der Sultan, daß über seine Person das Gericht gekommen sei, nur die Augen seien darum erhalten, weil er über das Recht gewacht habe. Eine bessere Deutung wäre gewesen, die Augen seien ihm geblieben, damit er sehen könne, wie das durch Blut und Gewalt zusammengefügte Reich in Graus und Moder zerflossen sei. Mahmud hielt in seinem Reich, wie ein gewaltiger Soldat, die Disciplin aufrecht gegen Jedermann und nur durch diese war er im Stande, dasselbe bis zu seinem Tod in Frieden zu halten. Es war nicht Recht des Landes, absolutes Recht, das herrschte — es hat das nirgends in den Staaten des Orients gewaltet — sondern die Kraft und der Wille einer mächtigen Persönlichkeit, die Niemandem einen Bruch der Pflicht gestattete, als dem Herrscher allein. Auch gegen die Dichter hat Mahmud nach Willkür gehandelt. Mit Abul

Kasim, den er selbst den Paradiesfischen nannte, ist er nicht nach dem Rechte umgegangen. Das haben ihm nicht blos die Dichter übel genommen, auch sein Nachruhm hat darunter gelitten.

Der Dichter Dschami singt:

„Groß ist der Schah, dem Weltenherrschaft ward zu Theile,
Doch schnellst auf ihn zuletzt das Schicksal seine Pfeile;
Hin ist der Glanz Mahmuds, es blieb von seinen Schätzen
Nichts als der Ruf! Den Dichter wußt' er nicht zu schätzen.“

Aber daran, daß Firdusi nicht so gut behandelt wurde, wie andere Poeten, war nicht allein der Sultan schuld. Firdusi litt, wie Alle seines Gleichen, unter dem Neide seiner Collegen. Die ganze Poesie war ja Hofpoesie. Das Streben ging danach, Hofpoet zu werden. Daher war es kein Wunder, daß Neid und Geiz sich regten. Es sind das die Giftpflanzen, die unter den Aehren des Hofes wuchern. Aber Firdusi war kein Hofmann. Es steckte in ihm etwas von der Freiheit des Genies. Wahre Fähigkeit ist nicht ohne Charakterstolz. Es hieß überdies, daß Firdusi sich aus königlichem Stamme leitete, nur daß seine Vorfahren in Armuth gerathen waren; sein Vater war ein Gärtner. Andere würden vielleicht zufrieden gewesen sein, wenn sie, wie er, nach Vollendung des Schahnameh, für 60,000 Doppelverse 60,000 Silberstücke erhalten hätten. Doch Firdusi verschmähte sie, nicht aus Habgier, sondern aus Stolz. Für die ersten 1000 Verse hatte er 1000 Goldstücke erhalten! Warum jetzt Silber? Sultane zahlen mit Gold. Gold war das Symbol des Königthums. Das Gold, das Andern zusfloß, die am Hofe dichteten, hätte auch dem zu Theil werden sollen, der das größte Werk vollendet und altes Gold der Sage mit dem Golde der Poesie gehoben hatte. Er war im Bade, als ihm die Sendung kam. Da nahm der Dichter die 60,000 Silberstücke, gab 20,000 dem Besitzer des Bades, 20,000 dem Boten und 20,000 einem Verkäufer von Sorbet — und verbarg sich in Ghazua. Er hätte das Geld wol besser verwenden können, aber diese Ver-

theilung an die zufällig ihn umgebenden Personen sollte die Verachtung ausdrücken, mit der er es empfangen. Aber noch mehr; er war kühn genug, eine Satire auf Mahmud zu schreiben und fand Mittel, sie in das Handexemplar des Sultans vom Schahnameh zu legen. Darin hieß es (nach Hammer):

„Dreißig Jahre schrieb ich, daß zum Lohne
Mir der Schah verehere Thron und Krone.
Wenn ein Schah des Schahes Vater wäre,
Hätt' er mir erwiesen goldne Ehre.
Aber nicht aus edlem Blut entsprossen,
Ist er würdig nicht des Ruhms der Großen,
Schah Mahmud! dem Länder zu Gebot,
Fürchtest du mich nicht, so fürchte Gott;
Einen Baum von bitterer Natur
Magst ihn pflanzen hier auf Erdens' Flur,
Magst ihn von des Paradieses Flüssen,
Magst mit Milch und Honig ihn begießen;
Seinem Wesen kann er nicht entsagen,
Wird zuletzt doch bittere Früchte tragen *.“

Es war kein Wunder, daß Mahmud, als ihm diese Verse zu Gesichte kamen, das Firdusi schon einmal Angedrohte nun in Vollziehung setzen wollte, nämlich, ihn von Elephanten zertreten zu lassen. Doch Firdusi entkam. Mahmuds Schergen trieben ihn zwar aus Bagdad, Herat, aus Tus, bis ihm ein edler Mann Schutz versprach, wenn er die Satire aus dem Schahnameh entfernte. Er that es. Darauf wurde er, verborgen lebend, in Tus vergessen. Mahmud hatte in Indien zuviel mit Brahmanen, Juwelen und Elephanten zu thun.

Nach langen Jahren citirte ein Bezier im Gespräch mit Mahmud einen Vers Firdusi's. Der Sultan erinnerte sich des Dichters. Sein Zorn war verraucht. Der Bezier nahm sich seiner an und erzählte, daß er alt und still in Tus lebe. Da ließ Mahmud 12 Pferde mit Schätzen (Indigo nach Hammer)

* Vollständig von Schack in der Einleitung zu den Heldensagen des Firdusi übersetzt.

beladen nach Tus für Firdusi abgehen; aber während die Gabe zu einem Thor hineinfuhr, trug man aus dem andern den Dichter in sein Grab. Firdusi, als er durch den Bazar ging, hatte ein Kind einen Vers aus seiner Satire gegen den Schah singen hören, das hatte ihn in Aufregung versetzt und er starb, 1020 n. Chr. Die Tochter des Dichters wies den Schatz zurück; auf den Rath einer Schwester des Dichters verwendete man ihn, einen Kanal davon zum Besten der Stadt zu bauen, den schon Firdusi gern angelegt gesehen hätte. Als der englische Reisende Frazer Tus passirte, fand er an einem der Thore einen kleinen Kuppelbau in der Größe eines Privatgebäudes, aber aus bunten, glasirten Backsteinen aufgeführt; er wurde ihm als das Grabmal Firdusi's genannt. Es wird erzählt, daß der Scheich von Tus bei dem Begräbniß Firdusi's sich geweigert habe, die üblichen Gebete zu sprechen, weil dieser im Rufe eines Kezers gestanden und im Schahnameh die Feuertdiener verherrlicht habe. Da träumte ihm in der Nacht, er sehe den Dichter im Paradiese mit einem grünen Gewande bekleidet, eine Krone von Smaragden auf dem Haupt. Als der Scheich fragte, was einen Irrgläubigen zu solcher Ehre im Paradiese bringen konnte, antwortete der Pfortner des Himmels, „weil er die Verse gedichtet:“

„Das Höchste in der Welt, so wie das Tieffte bist du —;
Ich weiß nicht, was du bist — doch was du bist, das bist Du.“

Freilich werden uns diese schönen Verse nicht befriedigen. Der, von dem der Dichter redet, ist nicht bloß ein Wissender, es ist ein Gebender, der aus dem Weltenbecher Sonnenstrahlen sendet. Wir würden noch hinzufügen:

„Das Feinste und das Reinste — Sonnenstrahlen übst du —
Dich weiß allein das Herz — den Meeren Perlen giebst du.“

In der That hat die Beobachtung des Islam eine von uns zumal gefühlte dunkle Seite. Es ist darin das Haus

kein Heerd der Familie. Leidenschaft ruht darauf. Es fehlt die sanfte Liebe der Häuslichkeit. Die Frau ist darin oft ein Opfer und eine Flamme; es fehlt der stille Hausaltar, an dem sie waltend steht. Wie gern fügen wir hinzu:

„Das Klarste und das Wahrste — der Menschen Liebe liebst du;
Dich kennt das kranke Herz, der Biene Honig giebst du.“

Auch in der Dichtung Firdusi's fehlt ein zarter Schmelz. Im Schahnameh ist nicht nur Liebeskampf, auch duldende Liebe, wie die von Menische, und Trauer genug, wie über den Tod von Sohrab, aber Trost und Hoffnung fehlen. — Die Osterblumen fehlen auf Rustoms Grab. Wir dürfen darum statt seiner schreiben:

„Das Reichste und das Weichste bist du,
Auf Moosen Rosen giebst du.

Du stillst der Thränen Sehnen und wenn du giebst, so liebst du.“





Die Engländer in Delhi.

1.

Won dem armenischen Hochgebirge herab strömen zwei Flüsse, deren Mittelland (Mesopotamien) ein seltsamer Schauplatz von Herrschaft und Weisheit, Kampf und Leiden geworden ist. Zwischen dem Euphrat und Tigris baut die Geschichte Vorderasiens all ihre königliche Herrlichkeit auf. An diesen Flüssen waren die Metropolen einer jetzt neu aus ihren Gräbern steigenden Cultur erbaut, Ninive und Babylon. In Seleucia hat sich der Hellenismus, der Alexanders Eroberungen folgte, ein gigantisches Denkmal gegründet. Als Trajan es zertrümmerte, triumphirte in Ktesiphon die neue Monarchie der persischen Sassaniden. Das muhamedanische Bagdad schien Alles verdunkeln zu wollen. Aber in den Fußstapfen des Koran geht die Verwüstung. Wie Mesopotamien trotz aller Pracht ein Schauplatz streitender Kriegslust war, so ruht es nach dem Siege des Islam in Dede und Glanzlosigkeit. Die Erweckungen seiner alten Erinnerungen aus dem Schooße der Trümmerlava versteht das alte Volk kaum, welches ihnen zuschaut.

An diesen Flüssen schien im Morgenlande die Weisheit zu gedeihen. Die priesterliche Deutungskunde der Chaldäer ist weltbekannt. Vor Daniels göttlicher Begeisterung erbleichte sie. Alexander suchte sie zu ehren. Cicero spricht von ihrer pro-

phetischen Kunde. In Borsippa war eine altberühmte astronomische Schule. Selbst den zersprengten Befennern des Gottes Israels wurde Babylon ein zweites „heiliges Land“. In Sura, Nehardea, Bumbeditha, an den Flüssen schufen sie das Riesenwerk, hinter welchem sie gegen die Sünde, aber auch gegen die Liebe ein Bollwerk suchten. Beide Ströme rannen aus dem Quell des Lebens, aus dem Gau Eden; in ihren Wellen ward nicht blos der Leib, auch die Seele gereinigt¹; aus des Euphrat Schaume ergab sich nach Tacitus' Bericht dem gläubigen Tiridates ein glücklich Omen². Aus seinem wie aus des Nachbarstromes Wasser läßt im Parzival Amfortas schöpfen, um wie Naeman rein und heil zu werden, der im Strom des heiligen Landes — im Jordan — badete.

Das Mesopotamien Westasiens erscheint nur als ein großartiges Wiederbild in Natur und Leben des großen Mittellandes jenseits des Indus. Von den Schneegipfeln des Himalaya stürzen über Felsen herab in die reiche Ebene Yamuna und Ganges und schließen in ihrem parallelen Laufe bis zur Vereinigung das indische Mesopotamien ein, das heilige Duab, das Centrum indischer Pracht und Weisheit. Fruchtbarer als alle anderen Flußländer Indiens ist sein unerschöpflicher Boden auch an altindischer Tradition und Lehre. Hier ist das eigentliche Bramarschidexa, das Land der Brahmanenweisheit, deren Ruhm bis zu den Abendländern drang und in Philostratus' Reisebeschreibung eine so wunderliche Verherrlichung empfing. Wofür sie sich hielten, hatte er die Weisen gefragt³: „Für Götter“, war die Antwort, und warum? weil sie gute Menschen seien. „Es ist“, so sagt auch das indische Gesetz, „dieses Land,

¹ An beiden Flüssen wird die heilige Lustration mit Menippus von dem Zoroasterdiener Mithrobarzanes vorgenommen, wie Lucian schildert. (Nekromantia 7. ed. Reiz. I. pag. 465 etc.)

² Annal. VI. 37. 1.

³ Philostrat. Vita Apollonii 3, 18.

von dessen eingebornen Brahmanen alle Menschen auf ihren Wandel sehen lernen sollten¹." Darum trägt es auch noch späterhin den Namen des Altares des Innern, Antarvêdi, d. h. der heiligen Mitte. Wie das Land, so ist die Flut des Wassers heilig und segensbringend. Es fließt aus dem Quell des ewigen Lebens. Die Brahmanen, berichtet ein muhamedanischer Geschichtsschreiber, glauben ihren Ruhm der Heiligkeit dadurch zu vermehren, daß sie sich in seine Wellen stürzen. Auch die Asche der Todten warfen sie hinein, denn er spült die Sünde ab². Sein Wasser heilt und läutert, und wird in Krügen weit und breit versandt. Ganga ist eine Göttin, wie Sarasvâti, der heilige Rubicon des indischen Madhyadêça, und ihre Wasser vermischen sich in geheimnißvoller Weise.

In diesem Mittellande entfalteten sich alle Geschicke Indiens seit undenklicher Zeit. Wie der Sitz seines Geistes, war es auch der seiner kriegerischen Entscheidungen. Gleich dem westlichen Mesopotamien war es der Schauplatz aller Kämpfe, die von Nord und West gegen das reiche Land sich erhoben. Auf seinen Ebenen schlug man sich um die Gesammtherrschaft Hindostans. Die poetische Sage läßt hier den Kampf der Pandu und Kuru sich entscheiden; auf den Feldern von Paniput, dem Circesium dieses Landes, rettete Alaeddin Khiljy Indien vor dem ersten Einfall der Mongolen (1297), und hier siegte der unwiderstehliche Timur ein Jahrhundert später (1398). Auf diesen Feldern gründete Sultan Baber 1526 das Reich des Großmoguls und hier wurden in verzweiflungsvoller Schlacht die südlichen Räuber Indiens, die Mahratten, von den nördlichen, den Afghanen, zu weltbedeutender Folge zerschmettert (1761).

Wo der Kampf um die Herrschaft entbrennt, thront auch ihr Sitz. Im Duab der Yamuna und Ganga erheben sich die

¹ Vergleiche Lassen, *Judische Alterthümer* 1, 127.

² Mirchondi, *Historia Gaznevidarum*, ed. Wilken, cap. 16, pag. 212.

Babylone und Ktesiphons Indiens. Die indische Phantasie, die von ihnen erzählt, schimmert von Gold und Edelsteinen. Die älteste Sage der Indier weilt in den Capitalen, welche die Ufer dieser Ströme schmücken. Hastinapura an der Ganga war der Hauptsitz des Herrschers der Kuru, der wie Troja unterging. Krishna, der herakleische Held des indischen Mythos, thronte in Mathura an der Yamuna. Alle ihre Marmorpaläste und Idole zerschmetterte und plünderte Mahmud von Ghazna. Aber auch die muhamedanischen Dynasten konnten diesen geheiligten Boden nicht verlassen.

Es war ein vergeblicher Versuch der afghanischen Toghluks, ihre Capitalen außerhalb desselben zu gründen. Der milde Feroze Toghluks kehrte wieder dahin zurück. Dort lagen seine verschollene Residenzen Ferozeabad und Depalpur. In Agra am Yamuna richtete der weiseste muhamedanische Herrscher Indiens seinen Thron auf, er wurde seit der Zeit so mit dem Glanze des Großmoguls verbunden, daß seiner selbst die Spottliteratur Deutschlands im 17. Jahrhundert nicht vergißt¹.

Dort an der Yamuna liegt auch die glorreichste aller indischen Capitalen alter und neuer Zeit: Delhi. Indiens Geschichte haben fast immer vor seinen Thoren, auf seinen Ebenen sich entschieden. Gegründet mit dem Namen Indraprastha von dem Siegevollen der Pandu, ward es ihre ruhmvolle Hauptstadt. Als die Häuptlinge aus den Gebirgen Khorasans den Thron von Ghazna zertrümmerten, gründete der kriegerische Sklave Mohamed Ghuri's, sein Feldherr in Delhi, das mohamedanische Kaiserreich Hindostan. Unter Geiseddin Bulbin (1226—1286), sagt Ritter², war Delhi der glänzendste Hof der Welt. Luxus, Poesie und Musik flossen dort zusammen; fünfzehn unterworfen

¹ Schelmusky ist in Agra gewesen und hat seine „Wahrhaftige, curiose und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande“ dem großen Mogul, Kaiser in Indien zu Agra gewidmet.

² Erdkunde 5, 561.

Könige umgaben seinen Thron. Eine Art Akademie der Wissenschaften wurde eingerichtet. Gelehrte und Dichter von überall her eingeladen und über Königen und Brillanten nicht ganz vergessen. Unter den Toghluks sank die Stadt von dieser Höhe. Ibn Batuta, der sie in der Erniedrigung sah, die sie durch Mahmud Toghluks erlitten, nennt sie die größte Stadt mit den wenigsten Einwohnern, er, der die Stadt noch in ihrer Blüte kannte und als die erste Capitale des Islam bewunderte. Nachdem sie sich wieder erholt, zerstörte sie Timur völlig. Ein Aschenhaufen ward die riesenhafte Stadt. Erst 1631 gründet Schah Djehan das neue Delhi. Welch ein Uebermuth von Pracht dabei verschwendet war, ersieht man aus der Notiz eines Briefes des Prinzen Waldemar von Preußen vom 6. Mai 1845. Er schreibt: „Man tritt in den Dewankos mit seiner Marmorhalle, in deren Mitte der berühmte Pfauenthron stand. Oben an den Bogen, welche den Thronhimmel tragen, steht in persischen Lettern die stolze Inschrift: „Wenn ein Paradies auf Erden ist, so ist es hier — so ist es hier — so ist es hier.“ —

Noch unter Schah Aurengzeb soll die Stadt an 200,000 Einwohner gehabt haben. Aber die Verwüstung und Mezelei, welche Schah Nadir in ihr anrichtete (1738), ist unbeschreiblich. Die Schlösser wurden zerstört, die Gärten verwüstet, die Kunstwerke, wie der prachtvolle Pfauenthron, geplündert; Kostbarkeiten, 200 Millionen an Werth, davongeschleppt. Delhi hat sich nie wieder erholt*. Nachdem seine Herren ein Schatten alter Herrlichkeit geworden waren, ward es selbst nur ein Schatten früherer Pracht, größer durch seine Trümmer, als durch sein Leben. 1806, als der blinde Schah Allum nach der Schlacht

* Prinz Waldemar schildert unter Anderem den prachtvollen Pavillon von Delhi: „Alles öde und einsam; Bad und Springbrunnen liegen trocken; die Mosaisk ist mit allerlei Geräth und Gartenkebricht bedeckt und die Mauern durch Vögel und Fledermäuse verunreinigt.“

bei Delhi in die Hände der Engländer fiel, ward es ein Theil der britischen Besitzungen. — So ist, wie Mesopotamien zwischen Euphrat und Tigris, auch Madhyadéça ein Land voll Ruinen. Die großen Erinnerungen lehren die Völker weder hier noch da. Sie verstehen weder die Zustände, in welchen die Wurzeln der Zerstörung ruhen, noch ahnen sie den Geist, der die neue Erweckung aus den Gräbern und aus ihren Herzen zu locken beginnt.

Denn noch einmal entbrannte der Kampf in dem alten Lande. Um Delhi standen vor einem Vierteljahrhundert wiederum Völker in Waffen. Der blutige Aufruhr des Fanatismus rang mit den neuen Mächten des Westens, seinen Gesetzen, Gewalten — und seinem Segen.

2.

Auf den Denkmälern, welche aus vergessenen Jahrhunderten in Mesopotamien und seinen Nachbargebieten Westasiens entdeckt worden, steht eine räthselvolle Sprache. Aber reiche Kunde auch aus Keilschrift begann sich zu enthüllen, als die Wissenschaft mit der Springwurzel der Sprachvergleichung sie berührte; durch das Sanskrit erschloß sich ein großer Theil westasiatischer Sprache und Inschrift. Die Sprachkunde verband wie mit Brückenbogen des Geistes die beiden weltbedeutenden Flußgebiete, Aram, Naharaim und das heilige Antarvêdi. Denn die Sprache gleicht dem Meere; es scheint zu trennen, die fern von einander an der Küste wohnen, und doch ist es die große Verbindungsstraße der Völker. Die Sprachwissenschaft ist das bewimpelte Boot, das auf den Wellen dahinfliegt, vermittelnd verbindet, versöhnt und vereinigt. Es ist ein wunderbares Wort der heiligen Schrift von der Verwirrung der Sprachen, durch welche die Nationen zerstreut wurden.

Die sprachvergleichende Wissenschaft drückt in großen Zügen

die Sehnsucht nach der Sammlung aus; sie bahnt die Straßen wieder, um den einen Nationalquell zu finden. Sie hat auch den hellenischen und germanischen Geist wieder verschwistert mit der heiligen Sprache von Madhyadêça. Nicht blos Bergkuppen und Ströme, sondern Jahrtausende überstieg sie mit beflügeltem Schritt, um den indo-germanischen Bund zu schließen. Gar mancher ist in die Ferne gezogen und es ist ihm in fremden Thälern, unter fremden Zungen, bei guten Menschen wohl ergangen; aber wie fröhlich ist ihm zu Muth, wenn ihm ein heimathlich Wort begegnet, ein Laut aus der Flur, wo seiner Eltern Haus stand, wo er selber kindlich lebte und liebte. Wie ein Kirchenglöcklein in das stille Thal, rührend bis zu Thränen, muß solche Stimme reden. Eine verborgene Sehnsucht tritt quellend hervor. Daß in der Sprache das Herz, die Liebe, die Erinnerung zittert, hat er empfunden. Dies Begegniß hat die Sprachkunde den schauenden Völkern bereitet. Nationen, die sich längst nicht mehr erkannt, hören durch sie heimathliche, brüderliche Laute; verschlagen irrt der deutsche Geist um die Trümmer von Delhi und in den Klängen, welche im Flußgebiet der Yamuna und Ganga seit Jahrtausenden heimisch sind, hört er forschend heimathliche Rede. Schon mit dem Namen Indraprastha, der Wiese, dem Pratum des lustheiterstrahlenden Gottes ist ihm eine erinnerungsvolle Heiterkeit geworden. Denn Indra (idhra) entspricht der deutschen Bildung von heiter.

Alles, was sein deutsches Herz bewegt, Gott und Geist, Vater und König, Mutter und Liebe, Sohn und Tochter, Bruder und Schwester, Wissen und Lehre hört er in verwandten Tönen wieder. Sonne und Mond, Licht und Schatten, Tag und Nacht, Wind und Wasser, Fluß und Bach erscheinen wie in nachbarlichem Laut. Es ruht eine Völkerpoesie auf den sprachwissenschaftlichen Untersuchungen, wie sie nur der Fernstehende nicht kennt. Aus ihren mühsam gewonnenen Formen, aus ihren lexikalischen Mühen, aus ihren grammatischen Lehrbüchern geht der

Odem einer Sehnsucht aus, die bei den Völkern nach jenem Quell laut wird, der, oft verborgen und eingedämmt, plötzlich hervorbricht und die seit undenklichen Zeiten Zerrissenen eins macht und wieder sammelt.

Die Hellenen haben von dieser Verbrüderung des Sprachgeistes keine Ahnung gehabt. Sie waren mehr verarbeitende Bildner, als daß sie suchten, sammelten, verglichen. Allerdings ging durch ihre alte Sage die Sehnsucht nach einer östlichen Heimath. Ihre Sonne stieg ja nach dem schönen Verse des Stesichorus täglich in den Lichtbecher, um schwimmend durch den Ocean heimzukehren zur Mutter, Gattin und zu theurem Vaterhause. Die Aethiopen sind es, die Weisen und Glücklichen, zu denen Helios heimkehrt. Daß mehr an Indien als an das heut genannte Aethiopien gedacht werden müsse, ist richtig bemerkt. Auf diesem Becher fährt Herakles dahin bis an den Anfang, er, der Alles für die Menschen wie ein Gott vollendet. In Dionysos, dem Indienfahrer, ist die uralte Versöhnung der Völker durch seinen Culturgeist farbig dargestellt. Nicht wie ein Erobererkönig, wie Dionysos, zog Alexander dahin auf seinem wunderbaren Zuge, nicht den Menschen, sondern dem Gott ahnte er nach. Sein Schmerz ist daher von seinen Geschichtsschreibern sinnig ausgemalt, daß der Hyphasis seine Grenze, daß ihm selbst kein Blick in das ferne Land der arischen Gangesvölker gestattet sein sollte. Bis dahin drang kein griechischer Laut, der haften geblieben wäre. Alexanders Aufgabe war am Indus gelöst; das, was er vorbereiten sollte, war anderm Geiste für Madhyadêça aufbewahrt. Auch nicht den nachfolgenden Epigonen der Griechen und der Römerwelt war mehr vergönnt. Keines römischen Bürgers Mund sprach hier das ominöse Wort: „Hier wollen wir bleiben!“ und kein römisch Ohr verstand die verwandten arischen Laute.

Der Muhamedanismus, die Geißel Gottes für die indo-germanischen Völker, deckte bald Alles vom Euphrat bis über

den Ganges hinaus mit seiner verzehrenden Lava. Zwar gedeiht auch auf diesem Boden manch blühende, prächtige Pflanze, wie am Krater des Vesuv, aber Dauer hat nichts, was auf Lava gesäet ist. Immer bricht alle Pracht wieder zusammen unter seinen fanatischen Feuerströmen. Es lagert sich Wüste auf Wüste, Trümmer auf Trümmer, Grab auf Grab. Indo-Germanien aus seinem Schutte aufzugraben, das vermochte nur ein germanisches Volk. Die Nachkommen der suevisch-westgothischen Völker in Südwest-Europa, die so lange von dem Islam zersprengt waren, entdeckten beide Indien. Die deutschen Völker suchten wieder wie zu Zeiten der alten Wanderung die fernen Küsten auf. Zu Albuquerque's Grab wanderten die Inder wie zu einem Gott. Aber wer sich selbst nicht regieren kann, wird die gebietende Hand über Andere nicht behaupten können. Portugal verlor an Philipp seine Selbstständigkeit, an Holland sein Indien. Die seekundigen, nüchternen Friesen und Morfaten, Hollands alte germanische Heldenbewohner, beherrschten die Meere und drangen in Indiens Küsten und Inseln ein. Van Broek zeigte vor Jacatra den Muth eines Regulus, aber auch der Holländer Erfolge fanden ein schnelles Ziel.

Der holländische und portugiesische Nationalgeist widersprechen sich völlig. In Indien traf sie dasselbe Geschick und dieselbe Sünde. Die Macht und der Genuß sind Beiden gleich gefährlich, der zügellos südlichen Phantasie, wie der dürren kaufmännischen Nüchternheit. Die Tyrannei der Letzteren wird ärger als die der Ersteren. „Wann werdet Ihr wiederkehren“, fragte ein Holländer in Indien den besiegten Portugiesen. „Wenn Eure Verbrechen größer sind als die unsrigen.“ Colbert, der Franzose, lernte von den Holländern, die sein König nicht überwand. Mit der Erlaubniß, die es vom Kaiserthum Delhi empfing, in Pondichery Geld zu münzen, fangen Frankreichs Erfolge an. Bald verbreiteten Labourdonnais und Dupleix in Indien französischen Muth und Uebermuth. Dupleix ritt daher

wie ein muselmännischer Nabob. Ueber dreißig Millionen regierte er mit beinahe absoluter Gewalt. Aber bald fiel seine nach Art östlicher Machthaber gegründete Stadt „Dupleix Fathabad“ und die gesammte französische Herrschaft unter den Siegen eines englischen Commis aus Shropshire, des spätern Lord Clive.

3.

Der Wanderzug in die Ferne characterisirt die germanischen Völker von jeher, und wunderbarer Weise ist er mit der tiefsten Anhänglichkeit an den Boden verschwistert, auf dem sie leben. Der Kosmopolitismus der That und der Idee ist nirgends wie bei ihnen mit der Gemüthlichkeit verbunden, die sie an das gesonderte Eckchen Landes fesselt, auf dem sie heimisch sind. Den Kosmopolitismus der That haben mehr als die anderen Bruderstämme die Angelsachsen (um diesen nun einmal schwer trennbaren Ausdruck zu gebrauchen) entwickelt und doch auch die Kraft vaterländischen Gefühls und Stolzes fast bis zum Seltsamen ausgebildet. Kein anderer deutscher Wanderstamm hat so erobert und erworben wie sie. In Spanien und Portugal spricht man romanisch, wie in dem durch die Franken beherrschten Gallien, dessen moderner Name wenigstens an seine Eroberer erinnert. Gegen römische Sprache und Literatur konnte sich die ungelente Zunge der Gothen und Longobarden in Italien nicht behaupten. Wie die Angelsachsen nach England, wurden die Söhne Rurik's, die normännischen Waräger-russen, nach Rußland berufen, und nur dieser Name mit wenigen mühsam erhaltenen Worten ist eine Erinnerung an sie in dem slavischen Lande. Nur die Angelsachsen haben Britannien so erobert, daß Sprache, Sitte, Name ihr Eigenthum ward; trotz aller Einflüsse späterer Geschichte ist die Sprache Shakespeare's, die angelsächsische, in ihrer Kraft, Bildung und Wortfülle

größtentheils die in zweien Hemisphären die herrschende geblieben. Es ist ein vergeblicher Versuch neuerer Schriftsteller, skandinavische Einflüsse als mitwirkend darzustellen; selbst die Orts- und Gaunamen-Bildung ist die sächsische geworden. Nur die Griechen und Römer in den Zeiten ihrer höchsten Bildung haben zuweilen so colonisirt wie dieses germanische Eroberervolk auf der von den Römern lange behaupteten Insel. Ein anderes Factum ist nicht minder merkwürdig. Das gesammte römisch-christliche Europa hat die römisch-christliche Sprache in seine Kirche und Liturgie übertragen. Die Angelsachsen sind die Einzigen, welche ihre Sprache auch im heiligen Verkehr mit ihrem Erlöser festhielten. Die Bibel und die Homilien waren angelsächsisch verbreitet. Nicht einmal die Messe ward ganz lateinisch gelesen. Das angelsächsische Trauformular gilt seinem Geiste nach noch heute in der englischen Kirche. Aber neben diesem treuen Festhalten an sich selbst offenbart sich ein Drang in die Ferne, der bei keinem anderen Stamme so mächtig wieder erscheint. Die Angelsachsen hatten damals den Völkern nichts anderes zu bringen als das Christenthum, und den Sendboten des Glaubens, die von ihnen ausgingen, verdankt halb Germanien sein christlich Heil. Die Erscheinung, von einer kaum gewonnenen Insel Schaaren von Männern ausziehen zu sehen, um ihren Glauben in alle Welt zu tragen, gehört zu den wunderbarsten der Weltgeschichte. Ein Angelsachse war Bonifacius, der Bekehrer Mittel-Deutschlands, der Erzbischof von Mainz. Ein Angelsachse der erste Bischof von Utrecht, von Bremen, von Eichstädt. Es ist der kosmopolitische Zug des Volksstammes, der im Christenthum das volle und ganze Ziel seiner Sehnsucht gefunden. Daraus, wenn auch nicht immer in dieser erhabenen Weise, sondern oft von mancherlei Nebeln befleckt, geht der den Angelsachsen fast eigenthümliche Zug zur Pilgerschaft hervor. „Zu pilgern,“ sagt Beda, „sind in diesen Zeiten Uedle und Edle, Laien und Geistliche, Männer

und Frauen gewohnt.“ Auch der König Ina von Kent, der Gönner Winfried's, wird nach einer 37jährigen ruhmvollen Regierung durch seine Gemahlin zur Thronentsagung und Pilgerschaft nach Rom bewogen. In den angelsächsischen Frauen lebte derselbe Geist. Mehr als eine deutsche Aebtissin war eine Angelsächsin, aber in schmerzlich tadelnder Weise rügt es Bonifacius, daß nur wenige Städte in Italien und Gallien seien, wo man nicht englische Frauen trafe.

Eine Geschichtsschreibung gleichzeitig und kraftvoll zu entwickeln, ist nur Sache solcher Völker, welche weit über die Welt wirken wollen. Auch an den Angelsachsen hat sich dies bewährt. Kein deutscher Stamm hat eine Darstellung, wie Beda sie gab, und wie in der angelsächsischen Chronik so zeitig erhalten. Schon ihr König Alfred, der britische Karl der Große, beweist durch den Eifer, die Berichte der Walfischfänger über nordische Länder zu sammeln und seinem übersetzten Drosius beizulegen, diesen tiefgeschichtlichen Sinn. Von demselben Könige berichtet auch die vielfach ausgeschmückte Erzählung seiner Gesandtschaft nach Indien, um an die Kirchen der indischen Apostel Thomas und Bartholomäus Weihgeschenke zu bringen.

Es sind nun über 800 Jahre seit der Schlacht bei Hastings verfloßen, wo der Thron der Angelsachsen in die Hände der französischen Normannen fiel, aber der angelsächsische Character ist nicht verblieben, sondern er hat nur in weltumfassenden Dimensionen die Schwingen heben müssen. So wie die Angelsachsen bei Senlac standen, eine lange unüberwindliche Mauer, haben sie, nur glücklicher, bei Waterloo ausgehalten. Was eine Zeitung vor längeren Jahren treffend von den englischen Pionieren sagte, „daß sie eine Geschichte hätten, wie kein anderes Regiment,“ läßt sich in Beziehung auf die Weltausdehnung, in der sie fochten, von den englischen Truppen überhaupt sagen. Crecy und Azincourt, Delhi und Assye (1803), die Linien von Torres Vedras und Vittoria, überall zeugen die Schlachtfelder beider

Hemisphären von dem eisernen Muth ihrer Ausdauer, der, wenn nicht immer zum Siege, stets zum Ruhme führte.

Die angelsächsische Pilgerlust ist sich treu geblieben. Nicht etwa bloß in den Weltfahrten des Vergnügens und des Reichthums, auch in der Pilgerschaft des Kampfes und der Eroberung, mit der England den Erdball bis an die polarischen Grenzen umzog. Die englische Flotte ist der Weltpilger, der über alle Meere fliegt, dessen Flaggen in allen Häfen flattern, dessen Donner Gewalt und Troß, aber auch Geist und Wissen, Reichthum und Bildung in alle Zonen trägt. Sie trägt die englischen Entdecker auf ihrer Pilgerfahrt wissenschaftlichen Dranges in das eisstarrende Meer, wie in die brennende Wüste und an die öde Insel; sie ist der ruhmvolle Bote, der die aufgegrabenen Schätze des versunkenen Alterthums in die Heimath überführt. Sie ist der große Dolmetsch, durch den die Sprachen des alten und neuen Erdballs aus unermeßlicher Ferne über Fluten und Steppen zu uns reden.

Nicht bloß unbewaffnete, harmlose Sendboten gehen mehr nach ihres Königs frommen Gebot nach Indien; ganz Indien vom Meer bis an den Indus, bis an das Herz von Madhyadêca, bis in das heilige Antarvêdi durchzog und unterwarf das englische Schwert.

Was kein indo-germanischer Stamm erreicht, haben die Nachfolger der Angelsachsen ausgeführt, und der Sieg, der sie zu Herren über die Gefilde von Hastinapura und Paniput machte, der ihnen Indraprastha zum Besitz gab, war nicht bloß ein Sieg des kaufmännischen Gelüstes, das in selbstüchtiger Gewinnsucht blind ist für Vor- und Nachwelt, auch nicht bloß ein Triumph des Schwertes, das wie Mahnuud von Gazna zu zerstören und zu plündern gekommen ist, — es war auch ein Sieg des germanischen Geistes und seiner Sprache, die in der tief verborgenen Ferne Quelle und Brüderlichkeit gefunden.

In der Erkenntniß altindischer Sitte und Sprache haben

Portugiesen und Holländer fast nichts gefördert, auch die Franzosen, obschon weiter vorgeedrungen, haben damit kaum begonnen, selbst Anquetil de Perron war von englischen Vorgängern angeregt und wurde freiwillig Kriegsgefangener, nur um seine Schätze in Oxford zeigen zu können, — aber eben so emsig wie die englische Handelslust die Schätze Bengalens ausbeutete, vergrub sich der englische Forschungsgeist in die Erkenntniß der Sprachen Indiens. Das Sanskrit ist eine Wiederentdeckung englischer Gelehrter. Alles, was vor ihnen davon gewußt war, ist ganz ohne Bedeutung. Und diese Entdeckung ist mehr werth, als die von tausend steinernen Monumenten. Denn die Sprache ist das Seelenabbild der Nation, die sie spricht, die Sammlung der unzähligen Symbole ihres Geistes, die Verkörperung der tiefsten und verborgensten Stimmungen ihrer individualen Natur. Durch sie überslog man die fast tausendjährige Lava, welche der Muhamedanismus aufgeschüttet hatte. Das indische Leben älterer und jüngerer Zeit that sich auf in unerwarteter Fülle und Pracht. Ein neuer Welttheil des Geistes, wie er sich in Amerika nicht offenbart hat, öffnete sich durch die Lösung des Siegels der Sprache. Man gewann eine Literatur, die quantitativ nach dem Urtheil eines Kenners den klassischen Sprachen nicht nachstand und dem germanischen Drange nach Wissen und Forschung einen neuen und eigenthümlichen Reiz verlieh.

Denn in der Erkenntniß des Sanskrit fand man den wunderbaren Schlüssel, der das Geheimniß der Sprachen von vier anderen Hauptvölkern der Welt aufthat, durch den das Mysterium des persischen Alterthums sich löderte, durch welche der germanische Geist gewissermaßen ein gut Theil der tiefen Sympathie erklärt fand, welche ihn an die Erforschung von Hellas und Rom und an das Kunstwerk ihrer Sprachen band.

Bald gewährte in dem forschenden Geiste denkender Köpfe das Studium des Sanskrit ein großartig seltenes Bild. Ein Stück uralter Sprachentrennung war aufgehoben. Einige köst-

liche Glieder der alten Zungenkette hatten sich wiedergefunden. Zu dem einen Quell sah man im Geiste wieder zusammenströmen die Eroberer Europas, die sich zerfleischt hatten in tausendjährigen Kämpfen. Hellenen und Perser, Perser und Römer, Römer und Deutsche, Deutsche und Kelten reichten sich brüderlich die Hand; sie erkannten sich in ihrem Dichten, in ihrem Mythos, vor allen Dingen in den Klängen ihrer Sprache wieder.

Ein großes Werk wissenschaftlicher Liebe war begonnen worden, eindringlich genug, um auf allen Gebieten scientificischen Lebens eine heilsame Anregung zu geben, die bis in die Umfriedung heiliger und christlicher Anschauung verspürt ward. Freilich gebührt die Erkenntniß des Sanskrit und namentlich der sprachvergleichenden Wissenschaft, zu der es den Anlaß gab, in ihrer heutigen Blüte den Engländern nicht allein, erst in Deutschland ist Grammatik und Sprachvergleichung zur rechten Wissenschaft geworden. Wie in Deutschland wird das Sanskrit weder in London noch in Paris studirt. Das Interesse an indischem Wissen nahm bei uns den geistvollen Aufschwung, wie jeder Kosmopolitismus der Idee. In Erfurt schrieb Dalberg eine Abhandlung über die Musik der Indier (Erfurt 1812), die von den Indologen rühmlich erwähnt wird. Die Deutschen können überall gerecht und dankbar sein, wie lernende Schüler und selbständige Nachfolger immer sind, und darum sind William Jones und Colebrooke nicht vergessen. Als Friedrich Schlegel 1803 Sanskrit in Paris lernen wollte, war es ihm nur durch den Engländer Hamilton möglich; der erste philologisch klare Abdruck einer indischen Episode, die des Nalus, mit der Bopp seine schöpferische Thätigkeit begann, war 1819 in London mit geborgten Typen erschienen. Es war das zweite Buch in Sanskrit, welches in Europa gedruckt wurde. Aber noch vor Jahren widmet der Verfasser der ersten indischen Alterthumskunde, Christian Lassen in Bonn, sein Werk „der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen“

„für die ihm gewährte huldvolle Unterstützung seiner Bestrebungen.“ Um so viel weniger konnte die deutsche Wissenschaft ihre Sympathien unterdrücken, als sie von den Gräueln vernahm, welche gegen die Engländer zum Theil von denen verübt wurden, die ihnen das Beste verdanken, die tiefe Erkenntniß ihres alten Geistes und denen sie die Lehre von dem näher gebracht haben, der mehr als Jona war. Die deutsche Wissenschaft, die in allen ihren Vertretern von dem neuen Aufschwunge Sprachvergleichender Kunde berührt worden ist, mußte lebendig erregt sein von den Gefahren, mit denen die europäische Cultur in Indien bedroht schien, denn sie hat mit erobert und Beute heimgebracht aus dem großen Feldzuge. Die Anstrengungen sind auch ihr zu Gute gekommen, welche ein Jahrhundert ausfüllen. Sie hat in stiller Zelle verarbeiten und überdenken können, was als Abfall von den Trophäen Lord Clive's und seiner Nachfolger heimgetragen ward. Die deutsche Wissenschaft hat ein Recht und eine Pflicht, ihre Sympathie laut und klangvoll bis über das Meer auszusprechen. Denn ein Herz, das Wissen liebt, ist überall von Dank und vergiffet nie. Die Wissenschaft trifft in diesem Interesse mit der großen Politik zusammen, der einzigen nämlich, die diesen Namen verdient, deren Anfang und Ende das Christenthum ist.





Die geflügelten Stiere von Persepolis.

Mit einleitenden Kunstgedanken.

Zu Jupiter war einst, wie der geistreiche Lucian erzählt, Menippus, ein alter Philosoph, aufgestiegen, um sich im Olymp über alle die Dinge zu erkundigen, die er von den Gelehrten seiner Zeit auf dieser untern Erde zu erfahren verzweifelte. Der Vater aller Götter nahm ihn nicht unfreundlich auf und fragte nach Vielem, was auf der Erde vorgehe, besonders nach den Kunstwerken, die für ihn errichtet würden. Dabei schaute er mit huldvollem Lächeln ihn herablassend an und sprach: „Sage mir offenherzig, lieber Menippus, was denken die Menschen von mir?“ Der Philosoph antwortete natürlich: „Was anders, Herr, als das Ehrfurchtsvollste, daß Du König aller Götter bist.“ Der Gott erwiderte: „Du scherzest, Freund; ich weiß, wenn Du es mir auch nicht sagst, wie neuerungsfüchtig man da unten auf Erden ist. Es gab eine Zeit, wo ich der Menschen Wahrsager, ihr Arzt, ihr Alles in Allem war; da waren alle Straßen, alle Märkte Jupiters voll; Dodona und Pisa glänzten über alle Tempel; es wurden mir der Brandopfer so viele gebracht, daß ich vor Rauch kaum die Augen öffnen konnte. Jetzt ist es anders. Du wirst finden, daß Plato's Gesetze und Chryssipp's Philosopheme nicht kälter

sind, als meine Altäre.“ So sprach er. Seit der Zeit sind lange Jahrhunderte vorübergegangen: der alte Zeus ist gestürzt und verbannt. Vielleicht scheuen neue Philosophen gleichfalls nicht, den weiten Weg in sein Exil anzutreten, um dem alten Kronion, wenn sie könnten, bessere Nachrichten zu bringen, als er einst vor Jahrtausenden empfing. Denn voll sind wieder die Straßen und Märkte von Jupiter und seinen Göttern. Durch alle die fernen, reichen Länder, die er einst den Barbaren zutheilte, sind Bildsäulen, Denkmäler, Vasen, Altäre und Lampen für sie verbreitet; von der Themse bis zur Nema und vom äußersten Scanzien in Stockholm bis an das mittelländische Meer erheben sich Prachtgebäude, um die Erinnerungen an Zeus und seine Weihgeschenke, seine Anathemata und Agalmata zu sammeln, zu ordnen, zu bewundern. Wo niemals der künstlerische Fuß eines Hellenen Spuren zurückließ, im märktischen Sande, spiegeln herrliche Museen die schöne Götterzeit zurück. Apollon und Minerven, seine Lieblingskinder, sieht er auf allen Königssitzen; niemanden vermißt er von allen seinen Genossen an der olympischen Tafelrunde, weder Hercules noch die Amazonen, und mit Genugthuung könnte ihm von der Inbrunst und Treue erzählt werden, welche die ihm gewidmeten Werke pflegt und schützt. Ganz Europa trägt wie einst in der Fabel den Gott, und es ist einig wie ein Volk im Museenbauen und im Anhäufen alter Monumente.

Freilich die alten Nebenbuhler von ehemals würde er auch nicht vermissen, die ägyptischen und asiatischen Götter, denen ebenfalls viele Dienste geweiht sind, aber er könnte dennoch zufrieden sein mit dem, was nur für ihn und die Seinen gethan wird. Für einen abgesetzten und vertriebenen Gott empfängt er Cultus und Dampf genug. Ich fürchte nur, er würde diesen neuen Tröstern, welche ebenfalls Vieles verschweigen werden, auch jetzt nicht glauben. Wenn die Großen, aller Macht und Herrlichkeit entkleidet, in Einsamkeit und Trübsinn auf einem

Felsen der Vergessenheit ausruhen, fangen sie an, ungläubig zu werden; Schmeichelsysteme finden keinen Eingang mehr, und Jupiter würde zweifelhaft das greise Haupt schütteln, ob ihm wirklich alle die Herrlichkeiten gelten, von denen ihm erzählt wird. „Wenn dies Alles für uns geschähe,“ hören wir ihn sagen, „warum rufen sie mich denn nicht zurück! warum geben sie mir meinen Thron nicht wieder, stellen meinen goldenen Blitz mir nicht zurück! Erst durch mich und meine Verehrung würde Leben in die Hallen der Kunst, in die Museen, in die Bildsäulen zurückkehren. Was durch den Glauben an mich entstanden ist, würde erst durch die Ausrufung meiner Gottheit Reiz und Zusammenhang erhalten. Sollten die Menschen, welche mich vertrieben, weil sie nicht länger Holz und Stein verehren wollten, mich deshalb auf ein Felsenland versetzt haben, um nun erst recht dem Marmor und der Cypresse zu dienen!“

„Du täuschest mich, Philosoph, wie mich die Philosophen bereits vor Jahrtausenden in den Tagen meiner Macht getäuscht haben. Es mag so sein, wie Du sagst, aber dem Hellenengotte gilt das nicht; es muß ein neuer Geist über die Menschen gekommen sein, der sie Dinge thun heißt, die ich nicht begreife. So viel Gott bin ich noch, um zu wissen, daß es Dinge giebt, die ein hellenischer Gott nicht wissen kann. Es wird wol ein anderes Weltverhältniß eingetreten sein. Drum weiche von mir und schone eines Vergessenen!“

Also sprechen wird Kronion und nickt dazu mit den schwarzen Augenbrauen.

Und in der That es liegt eine neue Weltanschauung zwischen griechischem Leben und Schaffen und unserer Zeit. Die Continuität der Poesie, der schaffenden Macht auch im Künstler, ist unterbrochen worden mit dem Untergange der alten Welt. Es sind nicht bloß die Staaten — Athen, Corinth, Rom — zusammengebrochen, auch der geistige Athem, der ihre Lebensdauer mehr oder weniger erfüllte, ist vergangen. Und die Kunst

der Griechen, welche wir uns als das Muster von Schönheit und Reiz vorstellen, war nicht bloß ein aggregirter Theil ihres Lebens, sondern in ihrem ganzen Auffassen und Erzeugen organisch zu ihm gehörig, das ihren Hauch davon entlehnte und wiederum rückwirkend auf dasselbe ausgoß. Götterlehre, Staatslehre, Menschenlehre, Schönheitslehre befanden sich in einer unlösbaren Einheit, aus der die Kunst wie die griechische Poesie gleich Athene, die bildende und dichtende, aus dem Haupte des Zeus hervorsprang. Sie gingen aus dem ganzen Leben hervor, für das sie schufen und von dem sie verstanden wurden. Mittelbar oder unmittelbar ist die Volksanschauung vom Wesen und Zusammenhang der Welt mit den göttlichen und sittlichen Kräften die eigentliche Grundlage, von der aus die dichterischen Gedanken des schaffenden Künstlers sich erheben. Im griechischen Weltalter war es unmöglich, Gedanken, die außerhalb der Gesamtheit der Volksanschauung lagen, unvermischt mit den eigenen zu fassen oder zu würdigen. Der Grundton der alten Zeit bleibt auch für das Kunstleben das Nationale, nur in einer weiteren Bedeutung, als es nicht die Grenzen des einen oder anderen Volkes, sondern der Weltanschauung, in welcher sich verwandte Völker wiederfinden, bezeichnet. Ja, gerade das, was den zauberischen Reiz der Kunstwerke der Hellenen ausmacht, geht aus dieser Einheit hervor, in welcher sich alle Punkte des sittlichen und gedanklichen Lebens zusammenfinden. Denn aus der Einheit quillt die Schönheit. Daher geht auch von jedem griechischen Meisterstück ein Eindruck aus, in dem wir gleichsam typisch den ganzen griechischen Cultus in Harmonie mit sich erkennen. Das Volksleben und Wissen war nicht unbetheiligt beim Schaffen und blieb nicht unberührt von dem Eindruck des Geschaffenen. Wenn alle Straßen und Märkte Jupiter's voll waren, d. h. voll von Säulen und Bildwerken und heroischen Darstellungen, wenn wir, nach Otfried Müller's Ausdruck, den Reichthum hellenischer Kunstdenkmäler uns nicht

groß genug denken können, so ward hierdurch in den Geist der Nation, der sie verursacht hatte, wieder ein neues und belebendes Element eingepflanzt, durch welches Kunst und Künstlergedanken in einer tragenden und getragenen Tradition fortlebten. Göthe meint allerdings: „Laokoon bliebe ebenso schön, wenn man den Gegenstand der Darstellung nicht kennete;“ er würde das Denkmal erklärt haben: „Ein Vater schliefe neben seinen beiden Söhnen; sie würden von Schlangen ungewunden und strebten, sich zu befreien.“ Das mag zugegeben werden. Aber Laokoon ist nur geschaffen worden in derselben Atmosphäre geistigen Lebens, in welcher die Sage selbst sich bildete. In dem Schaffenden können die Gedanken nicht getrennt werden, aber in der Kunstkritik wird es der Fall sein können. Gerade dabei bekundet sich die große Scheidung unserer Weltanschauung von der alten. Denn wenn es unmöglich scheint, daß die neue Welt hellenische Meisterwerke voll alten Gehaltes schaffe, so ist doch gewiß, daß sie diese dafür in ihrer Schönheit zu würdigen ganz besonders geeignet sei. Sie wird nicht wie Phidias einen olympischen Jupiter, Skopas die Niobe, Agelander den Laokoon, Thysippus den Herakles hervorbringen, aber diese Werke in ihrer vollen künstlerischen Bedeutung zu beurtheilen, zu erläutern, zu bewundern verstehen. Die Wissenschaft der Kunst, welche wir üben und die gleichsam das Alterthum noch einmal reproducirt hat, die sich in die Seele des meißelnden und zeichnenden Künstlers hineindenkt und daran keinen Anstoß hat, ob dieser wie seine Interpreten: Winkelmann in der Mark, wie Lessing in Ramenz, wie Göthe in Frankfurt, wie Heyne in Chemnitz, oder wie Zoega in Dänemark, wie die Visconti in Oberitalien, wie Millin in Paris ihr Vaterland haben, — diese Wissenschaft ist nur bei einer Weltanschauung möglich, welche nicht in irgend begrenzten Regionen ihre Heimath hat, und es ist die, welche aus Zion über den Erdkreis ging, geht und gehen wird. Der Künstler, welcher in einen Belvederischen Apoll sich so vertiefen kann, um außer Hellas Alles zu vergessen, dem

Philologen gleich, der vor lauter griechischen Tributlisten und Inschriften die Gegenwart zu würdigen vergißt, hat diese Kraft, sich so zu versenken und den Geist eines Kunstwerks einzuathmen erst aus der Atmosphäre des kunst- und bilderlosen Landes jenseit des Jordan geschöpft und eingesogen. Wenn wir im Stande sind, das klassische und unklassische Alterthum so zu würdigen, daß es zum Studium, zur Folie, zum unvergleichlichen Bildungsapparat unseres inneren und äußeren Auges anwendbar ist, so verdanken wir dies nur der universalen Anschauung, welche voranging und die Völker trotz Natur- und Sprachscheidungen an einander schließt. Wenn wir Museen bauen für Ueberreste längst versunkener Geschlechter, unsere Hauptstadt schmücken mit Trümmern verloren geglaubter Denkmäler tausendjährigen Alters, nicht bloß Hellas und Rom, sondern auch Assyrien und Persien lebendig werden lassen und wie ein exotisches Gewächs in unserem Bildungselemente hegen, so geschieht das nicht gegen die Weltanschauung, welche wir haben und pflegen, sondern durch dieselbe, die allein jene wissenschaftlichen Arbeiten und Interessen möglich gemacht hat. Wer nicht über nationalen Anschauungen erhaben ist, wird Außernationales nicht zu schätzen und zu verstehen suchen. Dessen aber sich stets bewußt zu sein, ist auch eine Aufgabe. Alsdann vermag man auf der ganzen Breite einer weltgeschichtlichen Anschauung, welche das Christenthum oft unsichtbar und unbewußt unter die Völker gebracht hat, wie Winkelmann, Lessing und Göthe, die Schönheit zu fassen und zu deuten, und zwar in Kunstwerken, mit deren Conception uns nichts als die Kritik der Schönheit verbindet. Wir haben das voraus, daß wir jedes Erzeugniß der Kunst auf der Tafel einer und derselben Betrachtung liegen sehen, was den Alten unmöglich war. Wie alle Menschen so universell sind, um für die Schönheit der Natur überall, ob in tropischen oder arktischen Gegenden, ob sie durch heimathliche Bezüge mit uns verbunden ist oder nicht, zugäng-

lich und empfänglich zu werden, also ist es der modernen Welt gegeben, die Schönheit jedes Kunstwerks nach seinem eigenen Wesen und Inhalt zu fassen.

Ueberall offenbart es sich, daß die Aeußerung des Wahren und Schönen auf einer weiteren Grundfläche geistigen Lebens, wenngleich daran nicht mittelbar erinnert wird, kund werden muß. Es gab weder früher noch später Künstler, welche außerhalb oder oberhalb dessen stehen, was man den Zeitgeist oder Weltanschauung nennt; denn die Fäden mögen so fein sein wie die, an welchen nach alter Anschauung die Parzen jegliches Wesen halten und bestimmen, — sie sind vorhanden und von wechselseitiger Bedeutung. So ist auch die moderne Wissenschaft der Kunst, welche das Schöne erkennt und dies bewußtvoll ausspricht, die, ohne Jupiter zu ehren und auf Altären Weihrauch aufgehen zu lassen, das alte Kunstwerk prüft und anschaut, bewundert und pflegt, gerade aus dem Geiste hervorgegangen, welcher den Jupiter von seinem morschen Thron stürzte. Denn diese Anschauung löset die nationalen Schranken in Vorwelt und Gegenwart, und der auf ihr ruhende Geist versteht, wenn auch nicht immer zu schaffen, doch Alles zu fassen, was Vorwelt und Gegenwart geschaffen hat.

In den Unterschieden, welche zwischen Production und Kritik vorhanden sind, läßt sich auch die Differenz in der Volkstheilnahme an den Kunstgewerben erkennen. Die Production der hellenischen Kunstdenkmäler war gezeitigt durch das gesammte Volksleben, darum lebte die alte Zeit mit ihnen und von ihnen. Was die Kritik der neuen Zeit in der Kunst hervorbringt, ist zwar ein Resultat eines weltgeschichtlichen Studiums, steht aber darum dem eigenen Volksleben ferner. Die größten Meisterstücke, welche die Wissenschaft der Kunst hervorbringt, dringen in das populäre Bewußtsein nicht ein. Die Amazone von Riß hat im Berliner Volk nichts erweckt, während die Statue Friedrich's II. ihm schon näher ans Herz rückt.

Die Schönheit, die wir in den alten Meisterwerken bewundern, ist auch nicht sowol nachzunehmen, als aufzunehmen. Die Aufgabe der modernen Kunst ist nicht, mit der alten in ihren Stoffen zu wetteifern, was ein ungleicher Kampf wäre, sondern aus der unendlich viel bunteren, wechselvollen, gedankenreichen Weltanschauung, die sich nicht aus einem Jahrhundert und aus einer Landesgrenze ergiebt, heraus zu denken und, die herrlichen Muster eines ähnlichen Schaffens im Auge und in der Seele, der eigenen Zeit ein Denkmal zu setzen. Denn die Arbeiten der alten Kunst sind solche Zeugnisse der Geschichte; die Völker setzen ihrem Geist, ihrem innersten und tiefsten Leben Denkmäler durch Meisterwerke, welche ausdauern bis in eine ferne Zukunft. Diese Wahrzeichen des Hellenenthums sind darum wunderbare Archive für die Erforschung des Lebens und Waltens der Geschlechter, aus denen sie hervorgingen; sie eröffnen oft ein Verständniß, für welches alle schriftlichen Nachrichten nur einen dürftigen Ersatz bieten würden; sie geben zahlreiche Auskünfte über Momente, von denen es natürlich ist, daß Philosophen und Redner, Geschichtsschreiber und Poeten über sie schwiegen; sie lassen Schlüsse zu über eine allgemeine Volksbildung und ein öffentliches Verständniß, also nicht bloß, wie Bücher thun könnten, über den eigenen Geist der Gelehrten und Schriftsteller. Eben weil im hellenischen Alterthume Kunst und Lebensanschauung homogene Dinge waren, das Eine durch das Andere lebte und sich aufklärte, waren die Kunstwerke, welche jene Meister schufen, entweder aus dem Geiste des öffentlichen Wissens hervorgegangen oder wirkten auf die Bildung der Zeitgenossen und Nachwelt ein. In demselben Maße wie Homer der Dichter eines Lehrbuchs des griechischen Geisteslebens wurde, an dessen Schönheit man sich nicht bloß erbaute, sondern dessen Inhalt und Seele die Norm für griechische Bildung wurde und blieb, in demselben Verhältnisse standen die Künstler und ihre Kunstwerke zu dem hellenischen und hellenisirenden Volke. In der That waren,

wie Winkelmann schon nicht übersieht, Laokoon und die Gedichte des Homer, beide unvergleichbare Kunstwerke, nur daß der Fülle der bildenden Gedanken Homers, Laokoon nur als ein Bildwerk gegenübersteht. Aber Werke wie Laokoon und tausend andere, welche die Hallen und Straßen der Alten erfüllten, waren nicht minder in die Seele der Generationen eingegangen und nicht bloß Gegenstände der Bewunderung sondern der Phantasie geworden. Was sie darstellten, wurde nicht bloß angestaunt und erklärt, sondern wurde und blieb ein Element des hellenischen Seelenlebens selbst. Wie bei ihnen Religiöses und Nationales verschwamm, so daß, wie beim Centauren zwischen Mensch und Thier, die Grenzen nicht zu erkennen waren, wo Götter- und wo Heldengeschichte sich trennte, so gingen durch die Kunst des zeichnenden Meisters beide — Heroen und Götter — in das Bewußtsein des Volkes über. Während aber Homer und Hesiod die Einen blieben, arbeitete der schaffende Geist der Künstler fort und fort durch die Jahrhunderte, immer gestützt auf die bewegungsvolle Zeit und die Bildungsstände der Geschlechter, und stellte so auf Wänden von Marmor und auf Gemälden neben einander, was der griechische religiöse Geist durch lange Zeiten nach einander gedacht, gefühlt, geschildert und geglaubt hatte. Durch die Kunst entstand demgemäß ein Synkretismus von Göttergedanken und Systemen, ein Vermengen von früheren und späteren, von fremden und einheimischen Ideen, durch welche die Dunkelheit in dem ganzen Getriebe des mythologischen Staats nicht wenig vermehrt worden ist. Das Nebeneinander des Künstlers ging in ein Nebeneinander des Gedankens über; die Kunstwerke wurden eins nach dem andern Eigenthum der Nation auch dadurch, daß der Künstler wie der Poet der Anreger und Schöpfer einer neuen mythologischen Anschauung ward. Denn für das Volk war die künstlerische Ausführung allerdings auch im Alterthume nicht das Erste, sondern die Wahl des Stoffes, welcher, lebendigen

Anschauungen entnommen, durch den Künstler eine neue geniale Combination und Composition erhielt. Lucian erzählt, daß, als Zeuxis, der Maler, eine Centaurin, die ihre Jungen erzieht und säugt, mit bewundernswerther Kunst gemalt hatte, alle Zuschauer über das schöne Sujet erstaunt gewesen seien, niemand aber Geduld genug gehabt habe, auf die verständige und meisterhafte Behandlung der Einzelheiten Acht zu geben. Gleichwie jener Talus, ein Diener des Königs Minos, welcher nach einer platonischen Erzählung die ehernen Tafeln der kretischen Gesetze durchs Land trug und davon der Eiserne hieß, späterhin sagenhaft zu einem bloß eisernen Diener des Minos umgestaltet wurde, so wurden viele hunderte von Bildern durch ihre populäre Verbreitung Ursachen solcher späterer im Volksgeist lebendigen Anschauungen. Wenn Lucian den Jupiter auslacht, daß er sich habe in Olympia seine goldenen Locken abschneiden lassen, während er einen zehn Ellen langen Blitz in der Hand hatte, so verspottet er vielmehr das Publikum, welches sich den Gott nach Bildern und Bildsäulen so darstellte; anderswo knüpft derselbe Lucian, wenn er Venus und Luna vom Endymion, dem reizenden Schläfer, sich unterhalten und den letzteren schildern läßt, offenbar gleichfalls an Bilder an, die zur Zeit die Augen Aller bewunderten. Amor, der Gott der Liebe, erzählt mit Stolz von sich, daß Löwen vor ihm gezähmt niedersinken, daß er auf sie steige und sie am Zügel führe, ganz wie er auf Bildern und geschnittenen Steinen abgebildet wird. Deutlich drückt sich Lucian darüber in seinem Aufsatz „wie man Geschichte schreiben müsse,“ aus. „Denn,“ sagt er zu einem angehenden Geschichtsschreiber, „willst du deine Geschichte pikant machen und ausschmücken, was hättest du anderes aus ihr gemacht, als einen Herkules bei der Omphale, wie du ihn vermuthlich irgendwo gemalt gesehen haben wirst; sie mit seiner Löwenhaut um die Schultern, mit seiner Keule in der Hand;

ihn hingegen, wie er im gelben und rothen Weibergewand, das in weiten Falten um seine nervigen Glieder schwimmt, unter ihren Mägden am Spinnrocken sitzend, von ihr mit dem Pantoffel um die Ohren geschlagen wird." Insofern sind auch die Periegeten oder Ciceronen, die Bildererklärer, als Vermittler und zugleich Erzeuger vieler an die Bilder sich anknüpfenden Meinungen zu betrachten, welche von Jugend auf in den Seelen gepflegt wurden, wie ja Philostratus für einen Knaben von zwölf Jahren die künstlerische Erklärung der Entwicklung der Bildergalerie seines Freundes vornimmt und dabei an mannigfache Kenntnisse des Knaben anknüpft. Denn allerdings bedurfte es solcher Erklärung für die Alten eben so gut als für uns, zumal da ihnen nicht, wie uns, eine so reiche Sammlung mythologischer Bücher in einer Bibliothek zu Gebote stand, daher bezeichneten sie auch auf den Bildern, was wir noch an vielen, besonders etruskischen Vasenbildern sehen können, die verschiedenen Figuren, nach Gattungs-Namen, wie wir die Rollen für die Schauspieler. Der geistreiche Spötter von Samosata sagt von dem Bilde eines schönen Knaben mit brennender Fackel: „Ich vermuthete, es werde wol der Gott der Ehe sein, denn der Name steht nicht dabei.“ So war denn das Kunstleben unter den Griechen und in der von ihnen später gräcisirten Welt gewissermaßen eine geistige Bewegung, die immer größere Kreise eines synthetischen Wissens zog und den Aberglauben, von dem es Nahrung zog, selbst wieder nährte. Aber eben deshalb sind die Kunstalterthümer, ganz abgesehen von ihrer Schönheit, eine unschätzbare Quelle; durch ihren Zusammenhang mit der religiösen und heroischen Sage geben sie oft einen besseren Commentar zum Mythologos, als Bücher, und namentlich die Verbindungen, die der hellenische Mythos durch den Gang der Geschichte mit östlichen und westlichen Elementen schloß, treten durch Künstler, die neue Combinationen brauchten und suchten, deutlicher hervor,

als durch die Tendenz der geschichtsmäßigen Erzählungen, wie sie Apollodor, Hygin und andere Schriftsteller in geistlos nüchternen Büchern uns vortragen.

2.

Noch in einem ganz anderen Sinne gilt dies von den Denkmälern, welche seit dem vorigen Jahrhundert in Persien und seit wenigen Jahren in Assyrien so große und verdiente Aufmerksamkeit gewonnen haben. Die Denkmäler der Ruinen von Persepolis und Ninive, und um sie kann man als Mittelpunkt alle Denkmälergruppen an anderen Orten ordnen, haben für die Culturerkennniß alter Zeiten noch eine andere Wichtigkeit, als dies bei den hellenischen Denkmälern der Fall ist. Sie enthalten fast allein Andeutungen für das verschwundene Geistesleben großer Nationen. Bis zu ihrer näheren Entdeckung und Erkennung war von Schriften nichts vorhanden, welche diese Andeutungen irgendwie ersetzt hätten. Von all dem Reichtum an Citaten, in welchem sich die hellenische Kunst spiegelt, ist ja in diesem Gebiete keine Spur. Die geringen Nachrichten über Einzelnes von diesen Völkern stammen nicht aus heimischer Anschauung und betreffen zum mindesten Theile deren geistige Natur. Was die iranischen Völker vor den assyrischen durch die Existenz ihrer alten Religionschriften des Avesta für uns voraus haben, ist von größter Wichtigkeit, aber durch die Schwierigkeit des Idioms noch wenig benutzbar. Es ist daher, als ob ein ganzes Stück Alterthum lebendig würde, wenn man sie näher betrachtet und durchforscht. Vor 1600 Jahren, als Charon, der Fährmann in der Unterwelt (bei Lucian), heraufgekommen war, um sich die Herrlichkeit dieser Welt, welche ihm die Todten so schön geschildert, näher anzusehen, mußte ihm bereits sein Wegweiser Mercur von den Denkmälern Ninive's berichten: „Ninive, mein guter Fährmann ist zerstört, daß man

nicht einmal sagen kann, wo es gestanden hat. Jene große Stadt mit vielen Thürmen und hohen Mauern ist Babylon, deren Stätte man auch bald suchen wird, wie die von Ninive.“ Aber Merkur kann von uns glücklicherweise berichtet werden. Wir wissen jetzt mehr von Ninive, als je zu erfahren wahrscheinlich erschien. Unsere alten Philologen waren nicht in der Lage, auf die Kunstdenkmäler des Hellenenthums in Beziehung auf Geschichte des Landes achten zu können. Sie hatten ja den uralten Periegeten des griechischen Kunstsinnes, den Homer, dessen große Bilder und Bildsäulen urältester Zeit sind. Aber bei den erwähnten asiatischen Völkern hat dies noch eine andere Bewandniß. Die orientalischen Denkmäler ersetzen nicht bloß uns eine verlorne Literatur von Dichtern und Kunstbeschreibern, sie thaten dies bereits im Alterthume. Sie waren selbst eine Art Literatur. Mit wenig Worten mag Alles näher bezeichnet sein. Seine Gedanken durch die Sprache richtig und schön auszudrücken, ist die höchste Kunst, ebenso ist die größte Schwierigkeit beim Künstler, die Totalidee, welche der Geist gefaßt hat vollendet auszudrücken, und zugleich alle Einzeltheile schön zu formiren. Homer ist der Lehrer aller Künstler des Hellenenthums gewesen. Bei dem genialsten Künstler in Farben und in Marmor, der seine Gedanken bis in die leisesten Striche und Schattirungen ausgeführt, schwebt die dunkle Totalidee, von der Schiller sagt, daß sie wie ein Keim in der Pflanze das Kunstwerk zeugt, wie unaussprechlicher Zauber über dem Ganzen. Es darf dies ja nicht anders sein. Die zeichnenden Künste schaffen in ihren Werken keine Bücher, in denen man so liest, daß nichts Aetherisches übrig bleibt. Sie brauchen nicht Alles zu sagen und können es nicht. Die schweigende Schönheit, welche der Sylben und Buchstaben nicht bedarf, welche immer in totalen Formen redet, ist der Vollendung leichter näher zu bringen, als die sprechende und syllabirende. Daher ist die Sprache in Bildern die elementare des Menschen, und darum sind Hieroglyphen Versuche eines gedankenreichen

Volk's, seine Ideen in schöner und nicht roh zu betastender Weise auszudrücken. Sie sind darum die Elemente einer heiligen Sprache geworden, weil sie sich an die Seelen wenden, ohne den zarten Schmelz der Idee durch zerlegende und vermengende Manier zu verwischen. Neben ihnen bestand keine Literatur, die etwa dasselbe, was sie auszudrücken hatten, noch einmal gesagt hätte und zu sagen vermöchte. Darum ist wie ein flüssiger Hieroglyph des Lebens das Symbol, und die Sprache des größten Meisters ist nicht im Stande, auch nur die Tiefe dieses Wortes in einer planen Definition, die nichts übrig ließe, wiederzugeben. Darum hieße es das Leben verflachen und abdämmen, wollte man aus derselben das Symbol entfernen; den Reichthum der sinnenden Pynche zerstörten die, welche, wenn es möglich wäre, sie durch nüchterne Reflection auflösten. Aus diesem Mangel an Sprachkunst, der bei Völkern von elementarer Bildung vor Allem hervortritt, der aber noch lange kein Mangel an Ideen ist, erklärt sich Vieles in dem Culturleben und in den Weltanschauungen alter Völker. Wir können nicht allen Gesichtspunkten, die sich bei einer Betrachtung über Quellen der Kunst öffnen, an diesem Orte folgen, aber gewiß ist, daß die heidnische Kunst nach allen ihren religiösen und nationalen Beziehungen in dem Bedürfniß, durch sie zu reden, einen Hauptquell hat. Dem Orient besonders, welcher die Wiege des Menschen und seiner Gedanken war, ist diese Wiege geblieben und hat in dem elementaren Zustand beharrt. Daher haben sich auch seine Sprachen zu den unsern immer verhalten, wie ein Bild zu einem Wort. Daher ist ihm das Bildwerk weniger ein Gegenstand gewesen, in welchem er einen Mythos um der Schönheit willen verkörperte, vielmehr nur um eine Idee symbolisch zu verdeutlichen. Daher hat er auch, wenn er seine religiösen Anschauungen wiedergab, Genüge an der symbolischen Darstellung und außer ihr keine Absicht. So meinen wir denn auch, wenn wir von den Ueberresten Ninive's und Persepolis reden, daß wir bei ihrer Wieder-

findung keinen Periegeten, wie Pausanias und Philostratus, verloren haben, denn es werden Schriften der Art nicht vorhanden gewesen sein. Dieser Mangel liegt im Wesen des Lebens, für welche sie bestimmt sein konnten. Es waren eben keine Literaturstaaten, welche zur Schaffung anregten; die Denkmäler als Symbole sind die Literatur. Aus späteren Zeiten ist wol manches aufgefunden, was eine Rückdeutung gewähren könnte, aber es sind doch nur vereinzelte Trümmerstücke aus der Blütezeit des Lebens, aus denen sie hervorgingen: Gruppen auf einer Tafel, Darstellungen in Relief auf ausgegrabenen Wänden eines Palastes — Denksteine, denen wir nur durch sie selbst näher treten können und in denen wir Ueberreste eines anderen Alphabets alter Gedanken erkennen, als das der Keilschriften ist, das unsere Gelehrten entziffern. Es gilt dies nicht von allen in gleichem Maße, und zu ihrer näheren Deutung kann man ein gleichartiges Maß für mehrere auch nicht einmal annähernd behaupten. Aber bereits die Erforschung einzelner Monumente wird nachweisen, daß sich durch sie ein weiterer Blick über alte Vorstellungen und Anschauungen gewinnen läßt, als dies selbst durch viele Inschriften, welche dem Denkstein Setzenden mehr als dem Monumente selber gelten, möglich sein könnte. Die Betrachtung eines solchen Einzel-Denkmal's soll hier versuchsweise angestellt sein.

3.

Auf der Ebene von Merdoscht, 35 englische Meilen nordöstlich von Schiras, liegen die großartigen Ruinen von Persepolis. Wer sie zu sehen so glücklich war, ist hingerissen von der phantastischen Größe, die auf ihnen lagert. Die Ruinen stehen auf einer künstlich eben gemachten Plattform, aus Felsen gehauen, an der südlichen Seite 802 Fuß, an der nördlichen 926, an der westlichen 1425 Fuß lang. Auf diese Plattform steigt man von der Ebene auf einer Marmor-Doppeltreppe, welche Reisende für die

schönste der Welt erklären. An der Front des Portals, welche man zuerst erreicht, sobald man die Treppe erstiegen, befinden sich Basrelieffiguren von Thieren colossaler Dimension, die besondere Aufmerksamkeit verdienen. Die Pfeiler, auf denen sie erscheinen, sind gewaltige Marmorblöcke von $24\frac{1}{2}$ Fuß Länge, 5 Fuß Breite und 30 Fuß Höhe. Die Thiere bedeckten sie fast ganz, und nur die Köpfe, welche jetzt abgeschlagen sind, traten plastisch frei heraus. Es sind bekanntlich vielerlei Meinungen im Gange gewesen, was für Thiere dargestellt sind. Bei genauerer Betrachtung machen aber die gespaltenen Klauen und der kräftige Umriß, auch die Form des Schwanzes es gewiß, daß man Stiere in ihnen zu sehen habe. Diese Ansicht wird bestätigt durch ähnliche Basreliefs des hinteren Portals. Hier sind colossale Stiere deutlich zu erkennen. Die Beine und Körper sind die des Stiers, der Hals ist mit Reifen, die Ohren sind mit zierlichen Gehängen geschmückt. Auf dem Kopfe zeigt sich ein cylinderförmiges Diadem, zu dessen beiden Seiten deutlich gebildete Hörner sich von den Augenbrauen nach der Krone erheben. Aber diese Stiere haben Köpfe, an denen ein menschliches Antlitz trotz der Verstümmelung noch erkennbar ist; gigantische Flügel erheben sich von ihren Rücken. Die wahre Bedeutung dieser seltsamen mit großer Kunstfertigkeit gebildeten Figuren ist noch deutlicher geworden dadurch, daß man ähnliche geflügelte Stiere in Chorsabad und Nimrud gefunden hat. Die bisherigen Versuche zu ihrer Erklärung hatten, wie die Gelehrten selbst eingestehen, etwas Frostiges, weil der Ausgangspunkt, von dem sie die Erklärung unternahmen, ein zu enger war; denn daß die Perser den Stier verehrt hätten, ist richtig widerlegt worden, da sie ja in Aegypten den Apisdienst verhöhnt und den Götzen zertrümmert hatten. Daß diese Stierbilder auf einen specifisch persischen Helden Beziehung haben, wird zweifelhaft, da man sie auch in Assyrien wiederfindet, und daß man wiederum, wie Lassen meint, darin Denkmäler babylonisch=assyrischen Ursprungs sehen solle,

weil die Assyrer älter als die Perser seien, erklärt sehr wenig, warum der Palast des persischen Königs gerade in diesen Thieren ein bezeichnendes Monument sich ausersehen habe.

Wir haben bereits oben über die Bildersprache des Orients einige Bemerkungen gemacht. Seine Seele spricht in Bildern, in Symbolen, in Hieroglyphen. Das Leben der Menschen im Osten hat von Urzeiten bis auf den heutigen Tag ein anderes Verhältniß zur Thierwelt als im Westen, nicht nur durch die mangelnde Cultur allein, sondern auch durch die Buntheit und Fülle der Thierwelt, welche daselbst den Menschen näher tritt. Die Sprache durch Thierbezeichnungen, die Niederlegung seiner Gedanken in Thiersymbolen einfacher und zusammengesetzter Art ist daher eigentlich östlichen Ursprungs und als Gegensatz zum griechischen Mythos anzusehen, welcher von Menschen ausging und erst allmählich auch dem Thiersymbol Eingang gestattete. Es ist der Unterschied zwischen hellenischem und orientalischem Cultus besonders in der verschiedenen Ausdrucksweise zu finden, in welcher Griechen und Orientalen redeten. Der Grieche sprach, der Orientale symbolisirte. Daher wurden die griechischen Begriffe Menschen, die des Orients Thiere. Die Fülle der Gedanken, welche in Hellas durch die Sprache zum Ausdruck gelangte, fand der Asiate in der Natur wieder, indem er Thier- und Pflanzenwelt besonders ausschöpfte. Herodot sagt, es hätten die Perser keine Götter, die sie sich menschenförmig dächten. Ganz richtig. Aber die Perser als die Verehrer des iranischen Götterbegriffes drückten ihre Ansichten von Entstehung der Welt und ihrer Zustände durch die Bezeichnung von Thieren aus, ganz in derselben Weise, wie dies die Hellenen durch Menschen thaten. Das Bild der Sprache und des Wortes war ihnen eben bloß noch das Bild. So wie der Aegypter durch Figuren und namentlich Thierfiguren schrieb, so dachte der Orientale überhaupt. Vogel, Pferd, Wolf, Löwe u. s. w. waren Ausdrücke für ganze Gedankengänge, in denen diese gegenseitig vermittelt und über-

liefert wurden. Ohne dies in seine unendlich vielfachen Ausstrahlungen zu verfolgen, kehren wir zu den Bildern der Stiere zurück und meinen, daß wir in ihnen auch ein solches Hieroglyph und Symbol wiederzufinden haben, nicht etwa Thiere, die man abgöttisch verehrte, sondern Sinnbilder und Abspiegelungen eines alten Gedankens. Es ist nicht schwer zu erkennen, welchem Gedanken der Stier als Symbol Ausdruck gewesen sei, daß er an den Portalen von Persepolis nicht fehlen konnte. Er war das besondere Symbol der iranisch-zoroastrischen Götterlehre, für die wir ja noch in dem Zendavesta merkwürdige Ueberreste, wenn auch noch so dunkel und verhüllt, erhalten haben. Die Lehre Zoroasters, so weit sie aus diesen Büchern zu erkennen ist, bezeichnet nicht blos einen Kampf der Tugend gegen die Sünde, sondern namentlich einen Streit des civilisirten Ackerbaulebens gegen die Wildheit des rohen Natur- und Jägerlebens. Ahuramazda, d. h. Ormuzd, erscheint daher immer in der Gestalt zahmer Hausthiere, und wenn es z. B. im 3. Fargard der Avesta (Schöpfung der mit Körper begabten Welträume) heißt: Was ist zum dritten dieser Erde am angenehmsten? erfolgt die Antwort von Ahuramazda: Wo am meisten durch Ackerbau erzeugt wird, o heiliger Zarathustra, von Getreide, Futter und Nahrung tragenden Bäumen. Was ist zum vierten dieser Welt am angenehmsten? erfolgt die Antwort: Wo am meisten Vieh und Zugthiere geboren werden u. s. w. Alles, was daher im Leben Sündiges, Unvollkommenes, Schädliches vorhanden ist, wird durch den Ausdruck von Thieren und Elementen bezeichnet, die dem Ackerbauleben hinderlich und störend entgegentreten. Daher erklärt auch Ahuramazda, daß dieser Welt am unangenehmsten die von Ahriman erschaffenen Thiere, wie Wolf und Schlange, seien. Deshalb wird auch als eine Sühne für eine Sünde dem Parsen auferlegt, zehntausend Eidechsen (was offenbar so viel heißt wie sehr viele, *sexcenties*), zehntausend Ameisen,

die Körner wegschleppen, zehntausend Mäuse und Mücken zu tödten. Der regelmäßige Lauf der Dinge, gutes Gedeihen des Besitzes an Feldern und Thieren, Gesundheit, gutes Wetter, alles, was dem Ackerbauer und Städtebewohner lieb ist, das ist von Ormuzd geschaffen und wird durch solche Bilder dargestellt; das Gegentheil, die Endlichkeit und Sterblichkeit des menschlichen Lebens, ist von der Allgemeinheit bis in jede kleinste Widerwärtigkeit des Lebens Ahriman's Waffe durch seine Geschöpfe. Alles, was ward, ist gut, nur Ahriman verhindert die glückliche Entwicklung. In dieser Vorstellungsweise ist nun der Stier das vorzüglichste Bild. Unter ihm wird die Erde selbst vorgestellt. In den Jahrtausenden, bevor Ahriman Macht gegeben war, lebte durch Ormuzd Willen der Urstier, d. h. die Welt, sünden- und harmlos. Als der Böse erschien, schlug er durch sein Gift den Stier, und er starb. Aus seinen Lenden ging der Mensch, aus seinem Schweif gingen fünfundfünfzig Getreidepflanzen hervor und auch die guten Bäume. Aus den durchs Mondlicht geläuterten Sonnen des Urstiers gingen wieder ein Paar Stiere männlichen und weiblichen Geschlechts hervor, von denen alle Thierarten abstammen. Seine Seele war, als sie ihm vergiftet war, zum Ormuzd gegangen mit den Worten: Wen hast du zum Erdenkörper eingesetzt? Ahriman eilt, die Erde zu zertrümmern. „Ist's der Mensch, von dem du gesagt hast, ihn will ich schaffen, daß er lerne, sich vor dem Argen schützen? Ormuzd antwortete: Krank ist der Stier worden durch Ahriman's Krankheit, aber dieser Mensch ist für eine Erde und Zeit aufbewahrt, wo Ahriman nicht Gewalt wird üben können. Ormuzd heißt daher auch in Gebeten Beschützer der Seele des Stiers, und der Name des letzteren wird mit Beinamen wie Lichtvoller, Heiliger, Erhabener genannt.

Es kann hier nicht der Ort sein, die analogen Anschauungen alter Völker in aller Ausführlichkeit vorzuführen, nur Einzelnes — für unsern Zweck streng Begrenztes — sei wieder-

gegeben. Ein bedeutender Kenner Aegyptens hat mehrere Stellen der Alten zusammengestellt, nach denen die Isis, welche bei den Aegyptern Erde heißt, mit dem Bilde einer Kuh bezeichnet war. Plutarch sagt deutlich, daß *βοῦς*, das Rind, von den Aegyptern für ein Symbol der Isis und der Erde gehalten werde. Auch hat man längst bemerkt, daß das griechische *γη*, Erde, mit dem sanskritischen *ga*, Rind, männlich und weiblich, zusammenhängt. Jacob Grimm stellte bereits im Anschluß daran das althochdeutsche *rinta*, Erde, und das Rind zusammen. Eben so ist sanskrit *bhumi* Erde, was an griechisch *βοῦς* erinnert. Die alte Lehre, wie sie sich z. B. in der Zendavesta kund thut, hat die Erde verstanden und den Stier ausgedrückt. Es war ein uraltes hieroglyphisches Bild, zu dem die Sprache vielleicht erst die Veranlassung gab und später von neuem aus dem Bilde schöpfte. Solche hieroglyphische Bilder und Symbole aus der Analogie der Sprache zu entlehnen ist zu aller Zeit Gebrauch gewesen. Ein bekanntes Beispiel für dieselbe bildeten die aus dem Namen entlehnten Sinnbilder vieler Städte des Alterthums, die man später in der Heraldik „redende Wappen“, *armes parlantes*, nannte. Euböa hatte als Sinnbild einen Stier oder Stierkopf, *βοῦς Ἐββοῖα*, die Insel Aegina eine Ziege; *ἀίξ αἰγός*, heißt die Ziege. Rhodus hatte eine Rose *ρόδος*, die Stadt Kardia in Thracien ein Herz, Melos einen Apfel, Myrina eine Myrthe, was *μυρίνη* heißt, Selinos einen Eppichzweig (*σέλινον*), Side in Pamphylien (*σίδη*), wie Granada in Spanien einen Granatapfel im Wappen. Damit sind bekanntere Stadtwappen, wie die eines Bären von Berlin und Bern, eines Bibers von Biberach zu vergleichen. Bestätigt ist, daß der Stier im Zendavesta in dem Sinne, wie er die Erde *γη* vorstellt, auch immer mit verwandtem Worte, das auch im Zend, Pehlvi und Persischen gleichlautend erscheint, benannt wird. Erst in späteren Zeiten ist das Symbol versteinert und in den Cultus der buchstäbliche Sinn des Stieres aufgenommen worden. Eine Er-

scheinung, die sich am deutlichsten in der Ceremonie, welche das Avesta vorschreibt und von den Parsen noch heute befolgt wird, nämlich das Stierwasser zu Reinigungen zu gebrauchen, kund thut. Es erregt beinahe Heiterkeit, wenn man die Abhandlungen über diesen Gebrauch durchgeht und das Anständige dabei als Maßstab angelegt sieht. Der uralte Sinn war allerdings, daß Wasser vom Stier reinige, nämlich in dem Sinne, daß Stier und Erde dasselbe sei. Es war das Wasser, das aus der Erde quillt, gemeint. In diesem Sinne war der Stier das Sinnbild des iranisch-zoroastrischen Glaubens geworden und kann man verschiedene Bezeichnungen zur Deutung und Bestätigung anziehen. Eins der Reichsinsignien der Perser ist die Stierkopfskeule geblieben. Mit ihr erschlug Feridun, der uralte persische Heros, den bösen Zohak, und die spätere Sage legte die Bildung der Keule so aus, daß sie von der Kuh, welche ihn als Knaben gefängt habe, entlehnt sei. In den heiligen Schriften der Perser wird die Stierkopfskeule erwähnt, mit welcher Guerschasp die bösen Geister niederschlug. Sie war der ritterliche Schmuck aller alten persischen Heroen und Könige, die sie auf dem Thron und im Kriege in der Hand trugen, sie ward die fürchterliche Waffe Rustems, wenn er seine herkulischen Thaten verrichtete, wie Firdusi singt:

„Doch tapfer, jeglicher Gefahr Verächter,
Griff er sie an, in ihre Mitte dringend,
Die Stierkopfskeule in der Rechten schwingend.“

Wir stellen hiermit einstweilen zusammen, daß der indische Ciwa ebenfalls mit der zeugenden Natur verbunden wird. Daher heißt er Paçupati, Herr der Thiere, und ist ihm der Stier das Symbol, woher sein Name Vrishadh'vaga, der Träger des Stierbanners kommt.

Dazu stellen wir das bisher unerklärte Zeichen eines Stierkopfs auf athenischen Münzen. Minervenbilder haben als Schildsymbol einen Stierkopf, wobei unseres bekannten Kunstforschers

Gerhard's Erklärung allerdings nicht genügt. Weniger unklar ist es auf dem Schilde der Geryonen, welche gegen Herakles sich vertheidigen.

Eine etruskische Erzfigur bei Gori hält einen Stierkopf. Pausanias dagegen erzählt von einem Apollobilde, auf dem des Gottes Fuß auf einen Stierkopf gestellt ist. Daraus erklärt man auch Ochsenköpfe auf Münzen von Rhocis; Münzen von Calagurus haben bald einen ganzen Stier, bald nur ein Stierhaupt auf dem Gepräge. Wir kennen eine Münze mit dem erhabenen gearbeiteten Stierkopfe auf dem Schilde einer schauenden weiblichen Person mit der Umschrift: Britannia.

Nach diesen Notizen, die wir einstweilen ohne scheinbaren Zusammenhang hinstellen, können wir nicht unerwähnt lassen, daß in der Schilderung des salomonischen Thrones, welche einer persischen gefolgt zu sein scheint, ein Stier die Reihe der zahmen Thiere eröffnet, welche unter dem Schutze des Königs stehen. Es sei auch noch erwähnt, daß Mirkhond erzählt, es habe der byzantinische Kaiser den Sassanidenkönig Schahpur (Sapor) in eine frische Stierhaut einnähen und so einsperren lassen.

Daß dem wirklich so ist, und der Stier als das Symbol des iranischen Zoroasterthums angesehen wird — wie auch für andere Völker und Stämme gewisse Thiere als Symbole auf Münzen kenntlich sind, wie z. B. für die griechisch-indischen Könige alle Münzen mit einem Buckelochsen auf Kabul, mit einem Elephanten auf die indische Pentapotamie deuten — zeigt sich in den zusammengesetzten Stiergestalten mit Menschenköpfen und Flügeln noch deutlicher.

4.

Diese Gestalten sind als componirte Symbole und Hieroglyphen anzusehen. Die Vereinigung von Attributen verschiedener Thiergattungen auf einem Bilde deutet auf Vereinigung ver-

schiedener Gedanken in einem Symbole. Der Menschenkopf mit Hörnern an der Stirne bedeutet, daß auf den Menschen auch die Machtfülle des Stiers symbolisch übertragen ist. Es ist der Mensch, welcher hat und begreift, was dem Stiere innewohnt. Daher auch das Symbol des Königs, welcher das Land und den Zoroasterglauben repräsentirt und verkörpert darstellt. Nur Köpfe solcher Figuren erscheinen zuweilen auf Münzen, wie auf der, welche dem Arsaciden Pacorus zugeschrieben wird. Eine Münze des baktrischen Königs Eukratides zeigt einen Königskopf, an dem Ohr und Stirn eines Stieres angebracht sind. Von einem campanischen Stier mit Menschenangeficht auf einem Vasenbild, berichtet Eckhel, der außerdem Stiere mit Menschenangefichtern noch auf anderen Münzen cretischer Kolonien, wie der von Gela, Agyrium und Tauromenium nachweist.

Das Attribut der Flügel ist eben so bezeichnend. Sie bedeuten den Zusammenhang des Ueberirdischen mit dem Irdischen. Sie vermitteln die Möglichkeit der Verbindung von Himmel und Erde. Daher haben übermenschliche Wesen Flügel, wie auch der Bundehesch von den Dems ausdrücklich sagt. Anderseitig drücken sie wieder die Macht auch über das Lustreich aus. Wie der Stierkopf mit dem Diadem das Symbol des Königthums über ein iranisches Reich war, da so dann der Stier den Besitz, die Erde, den Staat bezeichnede, so hatten Flügel an demselben die Bedeutung, daß er auch auf die Herrschaft des Lustreiches Anspruch erhebe. Das drückt Firdusi aus, indem er den König Raikawus, welcher groß und mächtig über alle Welt regierte, von einem Dem beredet darstellt, auch den Himmel zu erobern:

O Herr, (sprach der Dem) vor Deinem Willen bebt die Erde.
 Als Hirt führst Du die Menschen, Deine Herde.
 Nur eine That noch bleibt Dir zu vollbringen,
 Dann wird Dein Ruhm sich über Alle schwingen.
 Hast nahe Du der Sonne Lauf gesehen,
 Kennst Du ihr Untergehn und Auferstehn?

Für Deine Erdenherrschaft ist gesorgt,
 Nun fehlt, daß auch der Himmel Dir gehorcht.
 Das Herz des Königs wird also verführt.
 Nachsinnend, ob es irgend ihm gelänge,
 Daß flügellos er in die Luft sich schwänge,
 Befragt er seine Weisen nach der Ferne
 Von hier bis an den Mond und an die Sterne.

Da ließ er Adler aufziehen, an einen Thron binden und sich so gen Himmel tragen. Und vielleicht ist der Gedanke Lucian's, bei welchem der Philosoph Menippus einen Adler und einen Geier fängt, ihnen einen rechten und einen linken Flügel ablöst, sie mit tüchtigen Riemen an seine Schultern bindet und so nach dem Himmel in die Versammlung der Götter fliegt, auf diese Anschauung zurückzuführen. Jupiter hatte Menippus auch gar nicht freundlich empfangen, wie Lucian erzählt, aus Besorgniß, es könnte in Kurzem das ganze menschliche Geschlecht so angeslogen kommen, und bei der Abreise ließ er ihm den Flügel stutzen und ihn lieber durch Mercur zur Erde tragen.

Merkwürdig ist, daß die Beflügelung in die griechische Kunst erst mit den Perserkriegen gekommen ist. Wenn aber der Scholiast zum Aristophanes, wie Gerhardt anführt, erwähnt, daß erst später Nike und Eros mit Flügeln erschienen sind, so ist die Anschauung, welche in Flügeln eine himmlische Macht erkennt, deutlich vorhanden, denn Nike, die Göttin des Sieges, und Eros, der Gott der Liebe, haben die besondere Herrschaft über den Menschen.

Wir wollen uns auch hier nicht weiter in die Fülle späterer griechischer und römischer Kunstwerke und Kunstgedanken verlieren, welche die Flügel vielfach anwenden; nur eins, was sonst dunkel geblieben war, stellen wir hinzu. Auf einem etruskischen Vasengemälde erscheint der Riese Geryon im Kampfe um die Stiere gegen Herakles mit Flügeln, also gleichsam als Dämon und Dämon; dieses Attribut ist, obschon auch sonst bezeugt, nur noch auf einer, wie man sagt, ägyptischen Amphora be-

merkt werden. Flügel erscheinen auch an anderen Thiergestalten, sofern sie, was wir hier bei Seite liegen lassen, in der Ansicht der Völker ein Symbol des Himmlischen oder Dämonischen vorzustellen hatten.

Der Stier aber mit und ohne Flügel erscheint als das Symbol des iranisch-zoroastrischen Wesens, wie es sich in den heiligen Büchern desselben noch darstellt. Ebenso werden wiederum die Gegner dieses Glaubens und Staates durch Thiersymbole verdeutlicht, welche dem Stiere feindlich sind. Auch hier wird die Gegnerschaft des religiösen und politischen Staates in ein Element und Bild zusammengefaßt. Bekanntlich erscheint auf Basreliefs, die der Reisende Ker Porter am westlichen Ende der Plattform fand, der König im Kampfe mit verschiedenen Thiergestalten, deren nähere Beschreibung wir hier unterlassen und nur bemerken, daß es Darstellungen des Löwen, Wolfs und Esels sind, mit Flügeln und Köpfen vom Adler. Der König wird dabei als Sieger dargestellt. Allerdings deuten die Flügel auch wohl auf Demnatur, aber der politische Feind wird darin sinnbildlich nicht minder ausgedrückt sein. Man vergleiche damit einen Traum, den bei Moses von Chorene der König Astyages träumt. Er sah eine Frau, welche drei Söhne hatte, der eine, auf einem Löwen, eilte nach dem Westen, der andere, auf einem Leoparden, nach dem Osten, der dritte, auf einem Drachen, stürzte mit Adlerflügeln über ihn her. An die Schilderung der wunderbaren Prophezeihung Daniel's braucht nur erinnert zu werden. Ein Löwe mit Adlerflügeln, ein Bär und ein Panther nebst einem seltsamen vierten Thiere entsteigen dem Meere. Der Prophet selber legt sie als Sinnbilder großer Reiche und Könige aus. Im anderen Traume wird dies noch deutlicher dargestellt. Der Ajjil mit zwei Hörnern, eins höher wie das andere, erscheint ihm, und er sah ihn stoßen nach allen Weltgegenden, und kein Thier widerstand ihm. Da kam aber gegen ihn von Westen ein Boß losgestürzt, der ihn besiegte und ihm die Hörner ausriß. Von seinem Er-

oberungslaufe heißt es: „Und er berührte nicht die Erde“, er flog gleichsam wie der beflügelte Sieg. Es ist der Kampf Alexander's (Dsul Karnein) gegen Medien und Persien, von dem Daniel verkündet. Allen denen, welchen die geflügelten, riesenhaften Stiere und Löwen zu Gesichte gekommen oder welche deren Beschreibung gelesen, ist das prophetische Mysterium des Propheten Hefekiel geistig in seiner ganzen wunderbaren Größe in Erinnerung gekommen. Er sah das Bild von Thieren mit Flügeln, eines Löwen, eines Stieres, Adlers, und Menschen mit Menschenangefichtern, auf denen die Herrlichkeit Gottes dahinfuhr. Merkwürdig ist dabei für den Text, daß während im 1. Kapitel der Prophezeiung, welche ausging am Flusse Kebar im Lande der Chaldäer, gar nicht der Name Cherubim genannt wird, während doch im 10. Kapitel, in dem Daniels Gesicht von Jerusalem aus in das Geheimniß schaut, die Thiere mit diesem Namen benannt werden, und „obchon es dasselbe Thier war, welches er sah am Flusse Kebar“, an der Stelle des Stieres ein Cherub erscheint, während Löwe, Mensch und Adler auch so genannt werden.

Die Bedeutung dieser Symbolisirung, welche die weltliche Macht und die religiöse Anschauung zugleich ausdrückte, ist von weitgreifendem Einflusse auf die alte Sagenwelt bis nach dem Westen herüber gewesen. Durch ihre Erläuterung wird auch für die Denkmäler Ninive's ein helles Licht gewonnen; ihr Inhalt wird wichtiger, je weiter man in die dunkeln Gänge des Alterthums hinauffteigt. Und es werden nicht bloß die einfachen Zusammenhänge der Kunst und Künstler sein, welche in Ninive wie in Persepolis ähnliche Gestalten und Stellungen schufen. Die Zusammenstellung und der Gegensatz von Stier und Löwe, wie er sich auf einem persepolitischen Bilde in einem Kampfe zwischen beiden darstellt, bezeugen, was anderwärts ausgeführt sein mag, den Gegensatz zweier Principien, von denen immer das, welches das feindliche ist, auch als das

böse und satanische angesehen wird. Die Kunst verlieh der Sprache dieser Symbole diesen Ausdruck und erhielt uns damit symbolische Vorstellungen, welche sonst undeutlich geworden wären. Auf der anderen Seite geben diese Kunstdenkmäler, auf denen die Symbole von Wunderthieren vorgestellt werden, für eine Reihe von geschichtlichen Nachrichten eine Aufhellung; von ihnen erwähnen wir nur einige, weil sie bis dahin nicht klar sich darstellten. Es war von den griechischen Kunstdenkmälern gesagt worden, daß sie auf das Leben zurückgewirkt und Vorstellungen aus dem Marmor in die Phantasie und das Wissen übertragen haben. Dies hat auch die Kunst des Orients gethan. Das Symbol, welches sie in den Gestalten obiger Beschaffenheit niedergelegt hatte, ging in den Sagenschatz unverstanden und unerläutert über. Rustem, der große iranische Held, war so stark, daß er mit seinen Nägeln Adler und andere Bilder in die Felsen grub. Die Wunderthiere, welche Einheimische und Fremde, noch nach Jahrhunderten riesengroß und gewaltig an Wänden und Felsen erblickten, wurden von der Phantasie aufgenommen und von dieser Flügelbotin weiter getragen. Sie stiegen mittelst diesen von ihren Piedestalen nieder, lösten sich aus den marmornen Banden und gingen als Bilder einst vorhandener lebender Wundergeschöpfe in die Wirklichkeit über. Vieles, was alte Erzählungen und Sagen von dergleichen seltsam gebildeten Wesen berichten, ist auf solche Weise entstanden. Der Fremde, welcher die Lande bereiste, betrachtete die Figuren als Abbilder vorhandener Thiere und konnte von ihnen in der Heimath erzählen, ohne eigentlich die Unwahrheit erzählt zu haben. Welche Bedeutung insofern die alte Kunst im Orient so gut wie im Occident durch ihre Einwirkung auf die Einbildungskraft des Menschen für das Culturleben der Völker gehabt habe, ist noch nicht hinreichend ermesselt und für die Kritik der Autoren in Anwendung gebracht.

Der alte Berofus bei Eusebius sagt dies deutlich genug. „Einst,“ erzählt er, „als Alles noch Dunkelheit und Wasser

war, da gab es auch Thiere anderer Gattungen . . . Menschen, welche mit zwei Flügeln geschaffen waren, andere mit Doppelflügel-paar und zwei Gesichtern, wieder andere, die einen Körper hatten aber zwei Köpfe, einen männlichen und einen weiblichen; einige Menschen hatten Bockshenkel auf dem Haupte und Hörner, andere Rossfüße, noch andere waren halb Pferd und halb Mensch. Stiere hatten Menschenköpfe und Hunde vier Leiber, deren Schwänze die von Fischen waren; Pferde gab's mit Hundköpfen, Menschen und Thiere mit Pferdekopf, dabei unten wie ein Fisch gestaltet, und noch so viele andere Geschöpfe, welche die Gestalt von mancherlei Thieren in sich vereinigten. So gab es auch Fische, Drachen, Schlangen und andere wunderliche Thiergestalten, deren Bilder man einzeln am Tempel des Bel aufbewahrte.“ Die Bilder der verschiedenen Symbole von Thierfiguren nahm Berosus für Geschöpfe, die einst in der Urzeit vorhanden gewesen wären und wirklich gelebt hätten. So wird das Unverständene in aller Zeit zur Unwahrheit und um so mehr, wenn man es auf falschem Wege zur Wahrheit machen will.

Noch vor wenigen Jahren erklärte der berühmte Indolog Lassen den Stesias für einen Lügner, weil er sagt, er habe den Martichoras bei dem Perserkönige gesehen, dem er von dem indischen Könige zum Geschenk gemacht worden sei. Ich glaube, man kann ihn von diesem Vorwurf freisprechen. „Es giebt,“ sagt er, „ein indisches Thier von gewaltiger Stärke, größer als der größte Löwe, roth von Farbe wie Zinnober, dicht behaart wie Hunde. Bei den Indern heißt es Martichoras, welches übersetzt wird: „„der Mensch frisst.““ Sein Kopf ist nicht der eines Thieres, sondern wie das Antlitz eines Menschen. Seine Füße sind wie Löwenfüße; an seinem Schweif hat er einen Stachel, wie der eines Skorpions.“

Wer erkennt darin nicht irgend ein altes Bild eines Löwen mit Menschenkopf, wie es in den Denkmälern Perstiens und

Affyriens noch jetzt gefunden wird? Noch interessanter wird die Notiz durch Beifügung des Namens. Martichoras wird einstimmig als „Martijakara“, Menschentödter, erklärt. Wir haben also das Bild eines bösen Dämons für die Iranier, wie auch aus dem Skorpionenschweif hervorgeht. Die Löwengestalt, bemerkten wir schon oben, war eine dem Stierwesen feindliche; auf einem alten Siegel hat schon Grotefend in einem Löwen Ahriman gefunden. Dieser hat, nach dem Bundehesch, die Skorpionen erschaffen und Ahriman's stehendes Beiwort in der Avesta ist: „Der voll Tod, ist der Menschenverderber und Unglückbringer überhaupt.“ Otestas hatte ein solches Bild gesehen; auf seine Frage, was es bedeute, hatte man ihm geantwortet, es sei der Martichoras, und er zog heim mit der Anschauung und dem Namen eines Thieres, das er nie gekannt. Interessant ist dabei allerdings, daß wir daraus Ahriman in Gestalt eines Löwen bestimmt kennen lernen. Es ist übrigens dasselbe Thier, aus welchem noch Heeren die persopolitanischen Riesenthiere deuten wollte. Jetzt können wir den Martichoras richtiger aus den Bildern erklären. So hat sich seit 1814 die Welt auch hier umgedreht. Es werden die Schriftsteller der Alten, welche man viel anzweifelte, weil man bei ihnen die Wahrheit des Lebens vermißte, dadurch einen neuen Reiz erhalten, daß man in ihnen Periegeten und Berichterstatter von der Wahrheit der Kunst annimmt. Sie trugen das Bild in das Leben; wir werden wohl thun, Leben in die Bilder zu tragen.*

* Der obige Aufsatz durfte hier nicht die Ausdehnung erhalten, welche sein Stoff wol verlangt hätte. Es war auch nicht möglich, die wissenschaftlichen Nachweise und Citate hinzuzufügen. Vieles von dem, was oben angedeutet, ist ausführlicher erörtert worden, als es mir gelang, in der Fortsetzung des „Hierozoifons“ „die Löwenkämpfe“ zu behandeln.





Cypern in alter Zeit.

1.

Der Monat hieß Hestius im uralt cyprischen Leben, wahrscheinlich vom häuslichen Heerd und Vaterland benannt, als Cypern vor 309 Jahren am 5. August aufhörte, eine Geschichte zu haben, d. h. als es türkisch wurde.

Bis zum 5. August 1571 hatte der Venetianer Bragadino das letzte Bollwerk, Famagusta, gehalten, Siebentausend Männer vertheidigten sich gegen mehr als zehnmal so viele. Drittehalb Monat hatte man und in sechs Stürmen widerstanden. Europa hatte, wie gewöhnlich, zugesehen. In ehrenvollem Vertrage soll die Festung übergeben werden. Es ist Alles geordnet, und Bragadino begiebt sich mit anderen Offizieren ins Lager, den Schlüssel zu übergeben. Da bricht Mustapha, der türkische Pascha, den Vertrag; die Offiziere werden niedergehauen, und dem Bragadino zunächst Ohren und Nase abgeschnitten. Zwei Wochen später, am 17. August, wurde er lebendig geschunden, die ausgestopfte Haut im Lager zur Schau herumgeführt und zwar in guter Gesellschaft, denn das Passionsbild Jesu wurde ebenfalls ausgestopft und mitgeschleppt. Die Haut Bragadino's wurde in Constantinopel ausgestellt und später in Venedig in der Kirche St. Johann und Paul aufbewahrt.

Zwischen Kleinasien und Indien bestehen, trotz ihrer scheinbaren Ferne, uralte, geschichtliche Zusammenhänge. Die Parallelen griechischer und indischer Gedanken sind noch unerschöpft. Die großen Halbinseln haben auch darin eine Analogie, daß dicht an ihren Küsten, wie ein abgefallener Riesenperltropfen, eine herrliche Insel ruht. Was für Vorderindien Ceylon ist, das ist für Asien Cypern. Sie verhalten sich in ihrer Größe beinahe wie die Halbinseln selbst. Anscheinend hingen sie ursprünglich mit dem Festland zusammen, nur meint Plinius, es sei Cypern von Syrien losgerissen, offenbar weil das langgestreckte Vorgebirge nach Syrien hinweist. Ebenso soll die Adamsbrücke oder Ramabücke das Festland mit Ceylon völlig verbunden haben. Auf ihr seien Adam und Rama nach der Insel gekommen. Man versteht unter Adamsbrücke eine Reihe von Felsenriffen und Sandbänken, die die Anfahrt für größere Schiffe unmöglich machen. Im 15. Jahrhundert soll man noch zu Fuß von Dekan nach Ceylon gelangt sein.

Die Urbevölkerung beider Inseln scheint dieselbe wie die des Festlandes zu sein, die von Cypern wol nicht phönizisch, sondern asiatisch, etwa der cilicischen verwandt.

Vor allen Dingen gleichen sie sich als Stätten der Naturpracht und Fülle. Waldumkränzte Berge, zahlreiche durch grünende Thäler rinnende Flüsse mit fruchtbarem Ufergebiet an einem weiten, leuchtenden Meer schmücken beide. Von Ceylon sagt der englische Reisende Davis, sie sei eine der schönsten Inseln der Welt, und Cypern, „das süße Eiland“, war zumal vor der türkischen Zeit durch Cultur und Schönheit wie ein schwimmendes Lied von Sehnsucht und Genuß. In Ceylon wurde in alter und neuer Zeit das Paradies gesucht. Als Joh. de Marignola im vierzehnten Jahrhundert den Berg Seylon, d. i. den Adamspit, bestieg, berichtete man ihm, daß das Paradies nur vierzig italienische Meilen entfernt sei und daß man die Wasser rauschen höre, wie sie herabstürzen aus der

Quelle des Paradieses. Und die Cyprier nannte man die glücklichsten der Menschenkinder; es glich die Insel jenem Venusparadiese, das mehr als einen Tannhäuser verlockt und festgehalten hat.

Das Innere von Ceylon ist nur ein großer, mächtiger Wald; tropische Wildniß sein Charakter. Der Wanderer kann vor Bewaldung kaum die geognostische Beschaffenheit des Landes erkennen. So war es auch in Cypern; die Waldungen waren so dicht, daß aller Verbrauch zum Schmelzen des Erzes wie zum Bau der Schiffe das Dunkel nicht lichtete, bis ein Gesetz erlassen ward, wonach jeder, der den Wald ausrode, den gelichteten Platz als Acker für sich behalten konnte. Da wurde die große Ebene frei und angebaut. Was in Ceylon der Reis ist, durch Duft und nährenden Kraft ausgezeichnet, das war in Cypern das Getreide. Man hat die Insel auch mit Aegypten verglichen, hauptsächlich um der Fruchtbarkeit an Korn in der Ebene von Mesoria willen. Sie war mit Aegypten das reichste Getreideland, das die Alten kannten. Der Pedias, welcher durch die Ebene fließt, tritt nach der Regenzeit aus, läßt eine Schlammdecke zurück und gewährt damit einen Segen, wie er am Nil sich offenbart. So könnte man den Pedias den cyprischen Nil nennen, wie denn auch über der Insel das Himmelsblau Aegyptens liegt. Das Mehl gab ein dunkles aber schmackhaftes Brod. Daher, wie aus Aegypten, ließ die Königin von Adiabene, Helena, Getreide aus Cypern kommen, um die Hungersnoth in Jerusalem zu stillen, und noch heute ist es gesuchter, als alle anderen Feldfrüchte Syriens.

Prachtvoll sind die Bäume in Ceylon: die Banane, die Kokospalme, der Zimtbäum. Letzterer zumal ist Ceylon eigenthümlich und sein besonderer Schmuck. Aber Cypern stand nicht zurück. Es hatte Cedern, höher wie die des Libanon. Die Cypresse gab ihr Holz zu den reichen Flotten der Cyprier; es fehlte überhaupt nichts auf der Insel, was man zum

Schiffbau nöthig hatte. Nicht blos Ceylons Hanf ward geschätzt, auch der cyprische Flachs und Hanf hatten einen Namen. Der prächtige Granatapfelbaum war ein Symbol des cyprischen Genusses. Die Myrthe hat ihren Weltbrauch aus Cypern entlehnt. Der Delbaum gedeiht in herrlicher Weise. Hatte Cypern keinen Zimmt, so doch die Cypris, welche ein begehrtes Mittel zum Schminken lieferte. Ceylon war eine Insel voller Pracht, aber Cypern voller Duft. In Ceylon sind prachtvolle Farben an Blüten und Blumen, aber die meisten duften nicht, auch die Zimmtwälder nicht, erst wenn ein Blatt abgebrochen ist, entwickelt sich ein feines Aroma. Der Jacobbaum bietet schwere Früchte, aber er hat einen für Europäer unangenehmen Geruch. Cypern ist und heißt die wolduftende Insel. Sie schwamm in Wolgerüchen, trotzdem sie den besten Knoblauch erzeugte. Man hält sie für die Heimath des Blumenkohls. Sie hatte allerdings keinen Taback wie Ceylon, Aphrodite rauchte noch keine Cigaretten, aber dafür hatte sie Salz, und es gehörte dies zu den Opfern an die Götter.

Bekanntlich ist Ceylon überreich an Edelsteinen. Der englische Reisende Davis sagt: der mineralogische Charakter Ceylons entspreche ganz dem Orient und diene mehr zum Prunk als zum Gebrauch, denn es sei eine Armuth an nützlichen Metallen damit verbunden.

Cypern hat zwar wie Ceylon kein Gold, wenn man auch manchmal, wie der Reisende Lucas, davon redet, aber doch auch Edelsteine, wie den Diamant, und seine Smaragden waren die berühmtesten. Vor allen Dingen hatte es das cyprische Erz, das unter dem Namen Kupfer eine Weltbedeutung gewann und in Cypern in seltener Fülle und Gediegenheit vorhanden war. Freilich nur aus Ceylon kamen die Perlen, nur dort ist der Perlenfang ein jährlich Ereigniß und, wunderbar genug, sind die Auster am schmachhaftesten, die keine Perlen haben. Man sagte, Adam's Thränen, als er aus dem Para-

diese ging, hätten die Perlen erzeugt. Aber in Cypern wollte man nicht weinen, sondern trinken und zwar nicht Kaffee, wie man ihn in Ceylon hatte, sondern Wein. Der cyprische Wein war der Ruhm der Gastgeber und der Becher zu aller Zeit. Seine Reben erreichten eine solche Höhe, daß aus einer einzigen die Leiter gezimmert war, mit der man auf das Dach des Tempels in Ephesus stieg. Der Commanderiewein ist der glühendste, es ist der Wein, welcher seinen Namen von der Commende der Ritterorden im Mittelalter hatte. Es war der cyprische Wein, der die Lust nach der Insel im türkischen Sultan Selim entzündet haben soll. Mehrere Jahre nach den Blutthaten, die er auf ihr verüben ließ, trat er eines Tages in ein kaltes Marmorbad. Da ihn fröstelte, trank er Commanderiewein — und immer mehr, bis er berauscht niederstürzte und am Marmor sein Haupt zerschellte, daß er starb. Das war nicht der Blumen Rache, sondern in größerem tragischem Stil der cyprischen Reben Rache für ihr Vaterland.

Ceylon hat eine ungemein reiche Thierwelt. Die Elephanten sind die gewaltigsten und gelehrigsten, wie in Indien. Neben Sumatra ist sie die eigentliche Elephanteninsel. Es fehlen ihr, wie die Reisenden behaupten, der bengalische Tiger und der Wolf. Eine Aehnlichkeit mit Cypern tritt hervor, das buckliche Ochsen hat, denn auch der gemeine Ochs in Ceylon trägt einen Fettbuckel. Ebenso sind beide Inseln reich an Schlangen. Ceylon zumal leidet noch mehr durch Blutegel, welche eine wahre Plage in den Wäldern sind und denen man nur durch starke Lederstiefel und Pantalons aus einem Stück entgeht. Durch die feinste Masche dringen sie hindurch. Die englischen Regimenter haben bei Kriegen im Innern des Landes viele Mannschaften durch sie verloren. Die Alten erzählen, man habe bei Paphos einmal ein Thier wie das Krokodil gesehen; das bleibt unerwiesen, dagegen lebt auf der Insel die schöne Raze mit hellem Balg und weißen Streifen, von der Reisende

erzählen, daß sie wegen ihrer Vertilgung nicht bloß von Mäusen, sondern auch von Vipern und anderem Gethier eine große Wohlthat für das Land sei. Affen schwärmen in den Wäldern Ceylons umher; Ibn Batuta wollte solche mit Bärten wie die Männer gesehen haben. Viel erfreulicher war es für Vöher, überall Lerchen in Cypern ausschmettern zu hören. Tauben erfüllten im Alterthum das Land der Aphrodite.

2.

Ceylon wird nach seiner Gestaltung mit einer Birne verglichen, doch scheint der Name (Tabropane) Tambaparna mit der Vorstellung, daß sie, was in der That der Fall ist, einer Betelnuß ähnlich ist, zusammenzuhängen. Es ist ja die berühmte Frucht der Arekapalme, welche, einer Birne ähnlich, in vier Stücke geschnitten und in ein Blatt gewickelt, in Indien wie in Ceylon von den Einwohnern als ein besonders narrotischer Genuß gekaut wird. Die Gestalt von Cypren hat Aehnlichkeit gefunden mit einem Schaffell oder mit einem scytischen Schild. Mit einem Schinken vergleicht Fr. v. Vöher die Insel, in einem saftigen, seiner westphälischen Heimath entsprossenen Bilde. Den schönsten und tiefsten Vergleich hat Nonnus offenbar aus Tradition, nämlich mit einem Delphin. Ein Delphin trug, wie es heißt, Aphrodite durch's Meer, und Kypros ist selbst die schaumgeborne Göttin. Um ihre Küsten rauscht in ewigen Wellen der silberne Schaum, aus dem sie in prangender Schönheit emporsteigt. Es klingt wie symbolisch, wenn es heißt, daß die Hirsche, um auf den grünen Wiesen Cyprens zu weiden, von Syrien herübergeschwommen seien. Es waren auch symbolische Löwen, nämlich Helden mit Löwenhänden, welche, wie die Sage geht, nach Ceylon verlangten und dem sie ihren Namen Sinhala gaben. Mit dem Helden Vigaja zogen die arischen Eroberer in Ceylon ein. Daher bestanden auch die Lehnen des goldenen Thrones

von Candy aus zwei Löwen von Gold, deren Augen Amethyste von der Größe einer Musketenkugel waren.

Auch Ceylon ist eine Religionsinsel. Sie gilt als besondere Stätte des Buddha-Cultus. Dort hat Buddha die Dämonen besiegt und auf seinen Wanderungen das Denkmal seines Fußtritts zurückgelassen. Insofern ist die Insel ein merkwürdiger Gegensatz zu Cypern, der Religionsinsel des sinnlichen Genusses. Buddhistische Lehre scheint der der Aphrodite so entgegengesetzt, wie naive Sinnlichkeit der abstracten Philosophie. In Ceylon bewahrt man die merkwürdigste Reliquie des Buddhismus, den linken oberen Augenzahn Buddha's. Wie man dazu kam, gerade die Zähne desselben zu heiligen Reliquien zu machen, kann nicht bloß aus ihrer Unzerstörbarkeit erklärt werden. Der Zahn ist vielmehr recht symbolisch das Zeichen der buddhistischen Lehre, die Alles in die Nirwana, in das Nichts zermalmt. Grade darin besteht der wahre Gegensatz des Dienstes der Aphrodite, die gern Liebe und Lebensgenuß erhalten wollte. Und doch giebt gerade die Parallele Cyperns mit Ceylon Gelegenheit, an Spuren zu erinnern, in welchen sich beide Lehren in Symbolen begegnen. Es schimmert der Dienst der aphroditeischen Liebe noch durch die Dürre des buddhistischen Dharma, d. h. seine Lehre, hindurch, wie die Sonne auch die Wasserblase wiedererscheinend macht. Die berühmte Gebetsformel: „Om mani pad me hom“, hat sechs Silben, und es wird dies betont. Vom Lotus ist darin die Rede, welche die Aphrodite aus dem Wasser geboren und aller Liebe Abbild ist. Die Zahl sechs war Aphroditen's Zahl, zumal in orientalischem Gebrauch. Der sechste Tag war der Venus und der Freia Tag, daher auch der Feiertag des Islam. Der Würfel, dessen höchster Wurf der Aphroditenwurf hieß, war ein Abzeichen der Venus. Wenn bei den Athenern ein quadratischer Stein ihr heilig war, so correspondirte das mit dem vierten Monatstage, den man ihr

heilig hielt. In der That als Laster galt das Würfelspiel von Cypern bis nach Indien.

Venus war in Paphos unter der Gestalt eines Kegels gebildet. Andere nennen sie Pyramide oder Nadel. Dieselbe Gestalt tragen buddhistische Monumente, welche, zumal in Ceylon, Dagops heißen. Nach der Symbolik der Buddhisten sollen sie die Wasserblasen vorstellen. Davis bemerkt mit Recht, daß die Einwohner von Ceylon, die Buddhisten sind, den Schwan (hansa, der gemeinschaftliche Name für Schwan und Gans) für den König der Vögel halten; so erscheint er auch in der buddhistischen Fabel des Pantschatrantra. Es ist dies auffallend genug; aber der Schwan ist der schöne Wasservogel, der auf den Wogen schwebt wie die Lotusblume. Es war ganz natürlich, daß der Schwan auch ein gepriesener Vogel der Aphrodite war. Schwäne zogen ihren Wagen, Schwäne wurden in ihrem Tempel in Kypros aufgezogen. Sie selbst wird abgebildet, von einem Schwan getragen, und der cyprische Nationalheld Einyras galt auch als Sohn des Schwanes.

Ein Hauptprodukt der Singhalesen ist die Muschel (Sangamuschel), die an der Küste angesucht und in großer Menge ausgeführt wird. Sie dient religiösem Gebrauch und schmückt die Tempel. Eine schöne rechts gewundene wird mit Gold aufgewogen. Sie wird zu Ehren Buddha's geblasen, und es gehört daher das Muschelhorn zur Hauptmusik in den Tempeln der Buddhisten. Auch der Aphrodite auf Kypros war die Muschel heilig. Man dachte sich die Göttin auf einer Muschel fahrend, als sie nach Kypros kam. Wie einer der buddhistischen Helden durch sein gewaltiges Blasen auf der Muschel die Thiere des Waldes getödtet, so hatte Triton mit seiner Muscheltrumpete die Giganten erschreckt.

3.

Was aber Cypern von Ceylon unterscheidet, das ist ihr Verhältniß zum Meer. Ceylon lag einem weiten Ocean gegen-

über, Cypern aber gewissermaßen wie in einem Binnenmeer, etwa fünfzehn Meilen von Asten, nahe an Syrien, nicht weit von Aegypten. Von seinen Bergen sah man den weißschimmernden Taurus und die Umrisse des Libanon, und überall blickte man mit Glühaugen des Verlangens nach der Insel. Die Lust streckte von drei Erdtheilen die Arme nach dem Genuße der schwimmenden Aphrodite aus und die Geschichte der Insel ist die Chronik ihrer Liebhaber. Dem entspricht allerdings eine Tradition, die Servius mittheilt: daß aus Aegypten drei Brüder — Epivius, Asterius und Jon — nach Cypern ausgezogen seien, denn Epivius vertritt Aegypten, Asterius (von der Astarte benannt) Syrien und Jon die Griechen. Wenn nun hier der Sohn des Jon Kettes genannt wird, so erinnert dies natürlich an den biblischen und phönizischen Namen für Cypern, nämlich Chittim, Kittim (כִּיִּיִם). Die Völkertafel des ersten Buches Moses nennt als Söhne Javan's (der Griechen): Elisa, Tarsis, Chittim und Rodanim, was ohne Zweifel Hellas, Tarsus, Cypern und Rhodus vorstellt. Es sind weitgehende (phönizische) Weltfahrten, die der mosaischen Tafel zu Grunde liegen. Cypern lag zu nahe, um nicht die Gewißheit hervortreten zu lassen dafür, daß Chittim ein Sohn der Griechen heißt, zumal für die Benennung Cyperns in phönizischen Denkmälern und Münzen kein anderes Wort erscheint. Es erklärt sich der Name auch nur aus griechischem Anklang, denn כִּיִּיִם stellt sich zu griechisch ἀκτίη, die Küste, und findet sich im Küstensenfels *cos, cautes* u. analog wieder. Offenbar entsprechen die drei weltberühmten Städte Cyperns: Paphos, Amathus und Citium, den drei Einflüssen, die das Land erfahren hat. Paphos ist wol von ägyptischem Brauch benannt, Amathus ist das syrische Amath (אמאח) und Citium hat griechischen Ursprung. Es sind zwei Namen, welche in der alten Literatur der Nachbarvölker Cyperns erscheinen: Chitim in der Schrift wie bei den Phöniziern und Syriern, und Kypros bei den Griechen. Es nennen

also die Griechen die Insel mit dem syrischen, die Syrer dieselbe mit dem griechischen Namen. Denn Kypros ist genannt von קַיְפֹרִים, der Cypresse, dem herrlichen Baume, aus dem die Schiffe gebaut wurden.

Gerade wie das Land Kanaan den griechischen Namen Phönizien erhielt, weil die Seefahrer von Tyrus und Sidon unter dem Bilde der Palme (Phönix) fuhren und Palmenleute genannt wurden — damals überall der Griechen Nebenbuhler und Gegner — so wurde Cypressenland die schöne Insel benannt, deren Bauholz die zahlreichen Schiffe und wehrhaften Flotten hervorrief, die von Cypern, das zum Schiffbau Alles besaß, handeltreibend und kriegsführend auszogen. Schiffsbaumeister aus Kypros waren es, die Alexander den Großen zum Indus geleiteten, um dort seine Eroberungsflotte herzustellen. Es ist nichts Seltenes, daß Länder, Inseln und Städte von dem Charakter der Landschaft, den ein Baum offenbart, den Namen tragen. Colombo auf Ceylon hat seinen Namen vom Baume Ambo, der keine Früchte, nur Blätter (Cola) zeitigt. Auch das berühmte indische Palibothra, das in die mittelalterliche Sage und in den Parzival von Wolfram von Eschenbach übergegangen ist, heißt ursprünglich Pataliputra, von Patali dem lieblich duftenden Trompetenbaum.

4.

Wir sprachen oben vom Schwan. Es ist ein wehrhafter Vogel und doch um seiner Schönheit und Weiße willen ein Symbol der Liebesgötter, wie er auch das Abbild der Musik ist und darum Apollo heilig. Das stellt sich in den Sagen vom Kynos dar; er ist auf der einen Seite als räuberisches Schiff abgebildet und auf der andern als ein musischer Held. Er heißt des Kriegs- und des Meergottes Sohn und ist ein Griechenfeind, insofern er gegen Herkules und gegen Achill vor

Troja streitet. Sein Sohn wird Cinyras genannt (von כנר) die Harfe, und dieser gilt als der cyprische National-Culturbeld.

In der heiligen Schrift sind Jubal und Tubal Brüder, Enkel Kain's, von dem Kina, das Klage lied, kommt. Jubal erfindet die musikalischen Instrumente, auch die Kinor, Tubal die Bereitung des Eisens. Nach der cyprischen Sage war Cinyras, der von der Harfe den Namen hat, auch der Erfinder aller eisernen Instrumente.

In Cinyras ist Name und Sage syrisch-phönizisch. Man nennt ihn einen assyrischen König und macht ihn zum Vater des Adonis. Er ist ein Gegner der griechischen Heroen. Agamemnon ist sein Feind. Er selbst fällt im Wettkampf mit Apollo. Seine Tochter Myrrha unterliegt der Venus im Streit um die Schönheit. In Cinyras, dessen Schönheit ungemein gerühmt wird, stellt sich ein syrischer Apoll, in Myrrha eine syrische Venus dar. In den Sagen von ihm spiegelt sich der Kampf des syrischen mit dem griechischen Geiste wieder. Er soll Paphos gegründet haben, Amathus wäre seine Mutter gewesen, aber er unterliegt und der griechische Geist wird Herr. Apollon siegt und Aphrodite wird der schaumgeborne Inselchwan. Der griechische Genius war doch nur ein besiegter Sieger. Wie Rom später Griechenland gewann und griechische Poesie und Kunst den Sieger feierten, so erging es dem griechischen Genius, wenn er nach dem Orient kam. Der siegreiche Alexander schuf ein orientalisches Luxusreich. Apollo in Cypern besiegte den Cinyras, aber er selber wurde wie dieser; nicht jener, sondern er ward verwandelt — bald war er des Cinyras Vater. Paphos und Amathus wie die ganze Insel lernte griechischen Laut und Mythos, aber trank syrische Lust. Aphrodite hatte griechischen Namen, aber ihr Cultus wurde der syrischen Göttin gleich. Insofern wurde der Mythos von Cinyras und seinem Widerstreit gegen die Griechen der Typus der cyprischen Geschichte, zumal des Alterthums. Die nationalen Gegensätze hörten nicht auf. In Cypern standen

sich Griechen und Phönizier, Griechen und Perser gegenüber. Cypern hatte keine eigene Politik. Seine Liebhaber stritten sich auf seinen Ebenen, an seinen Küsten. Es war griechischer Einfluß, der den einen König Cyperns, Evagoras, der selbstständige Kraft entwickelte, gegen Persien aufstachelte. Sittliche Gegenstände gab es nicht.

Es giebt einen sogenannten cyprischen Spruch, den die Alten citiren: Ein paar Tauben gerathen in einen Scheiterhaufen; sie retten sich und gerathen nun in einen andern. Es wurde damit das Loos Cyperns selbst charakterisirt. Wenn es sich aus der Herrschaft und Ausbeutung des Einen gerettet zu haben schien, fiel es in die eines Andern. Dasselbe galt von der Sittlichkeit der Insel. Ob Perser die Beute heimtrugen, ob griechische Könige die Insel selbst regieren konnten, es war dasselbe. Cypern ward nur gesucht, um ausgebeutet zu werden; es war die Insel des Genusses. Der Dienst der Aphrodite in den üppigen Festen der Aphrodisien war nicht die Ursache der sittlichen Zustände der Insel, sondern nur ihr Ausdruck.

Allerdings war der weise Solon auch nach Cypern gekommen und hatte dort sein Leben beschloffen, aber keine Besserung der Sitten, nur eine Verschlechterung der Sprache bewirkt. Der Solocismus erinnert an die Stadt, die von ihm den Namen trug: (Soli) Auch Cimon beschloß dort seine Heldenlaufbahn. Conon und Chabrias führten dort athenischen Geist und Sieg ein. Ein tapferer Grieche, Evagoras, schien einmal ein festes cyprisches Reich gründen zu können. Der griechische Redner Isokrates war sein Lobredner in Athen. Ptolemäus und Demetrius Phalereus schlugen sich um Cypern in Riesenschlachten. Der tugendhafte Cato bringt 7000 Talente aus Cypern nach Rom. Sicher war die Insel ein passendes Geschenk, das Antonius, der Römer, der ägyptischen Königsbuhlerin Cleopatra machte; aber in all' den Gegensätzen und Kämpfen, in syrischer, persischer, griechischer und römischer Zunge blieb eins unverändert: Alle suchten Geld,

Genuß, Ueppigkeit, Unzucht. Cyprischer Luxus war das Sprüchwort des Alterthums. Man nannte die Insel die selige, aber nur vom Rausch. Von allen Nachbarn wurden Gelüft und schlimme Sitten auf die Insel übertragen. Das Vergnügen, sagten die Alten, machte die Kyprier unfrei und ungebildet.

Wenn man sich bei Tafel unterhielt, handelte es sich nicht um geistige Stoffe, sondern man legte sich Fragen vor, wie: welcher Fisch überhaupt der beste, zu welcher Zeit er der beste, und welcher im Sommer der wohlschmeckenste ist u. dgl. m. Wer diese Fragen gut beantwortete, erhielt einen Kuß, wer nicht, mußte zur Strafe Wein aus großen Bechern trinken. Die Fürsten luden zuweilen Philosophen und Flötenspieler zu ihren Mahlzeiten. Es brachte das Geld und Lederbissen ein, aber zuweilen auch Schmach und gräuliche Behandlung. Als Stratonikos aus Athen, ein berühmter Musiker, bei Nikotreon, dem Fürsten von Salamis, speiste, kam die Fürstin mit ihrer Tochter herein und trat dabei auf eine zerbrochene Mandel. Der Künstler bemerkte scherzend: „das war kein harmonischer Ton.“ Diese Aeußerung büßte er mit dem Leben. Er wurde ins Meer geworfen. Darum ist es schwer zu verstehen, wie Schiller dichten konnte:

„Wie ganz anders, anders war es da,
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia.“

denn er selbst hatte es in Jena und in Weimar viel besser.

In Paphos und Amathus herrschte eine bodenlose Zuchtlosigkeit. Die cyprischen Jungfrauen verkauften sich an die Höfe der Großen. Die Jünglinge schmückten sich wie Weiber und gaben sich zu unzüchtigen Zwecken her. Es ist ein Beispiel erhalten wie damals ein Prinzenkind erzogen wurde: Auf einem silberfüßigen Sopha, das auf einem kostbaren Teppich aus Sardes steht, lag das Kind, um das Haupt einen köstlichen Schleier, bedeckt mit einer Decke von Purpur. Die Hüfte sollten drei Kissen

von feinstem Leinen mit Purpurbesatz mildern. Das Kind trug eine weiße Chlamys. Drei Diener hatten die Pflege. Was der eine that, läßt sich nicht wiedergeben. Der andere saß neben dem Kinde, um es zu streicheln; er hatte den Namen Sikya, etwa Schröpfkopf. Der dritte hieß Ther, das Thier. Während der erste für die Füße, der zweite für die Hände beschäftigt war, hatte es dieser mit dem Kopf zu thun; er achtete darauf, daß die Löckchen nicht in Unordnung kamen, und in der Rechten hielt er einen Fächer gegen die Fliegen. Wenn aber doch einmal eine Fliege den Knaben stach, so entstand ein völliger Aufruhr.

Der Vater eines solchen Kindes, etwa ein Kleinkönig einer cyprischen Stadt, dünkte sich als Stellvertreter des Cinyras; dieser war gleichsam die Venus als Mann — sie wurde in Cypern darum auch zuweilen bärtig vorgestellt — darum mußten ihn Tauben umgeben. Sein Haupt war mit Del gesalbt aus einer Frucht, die die Tauben liebten. Kamen sie dann herangesflogen, scheuchten Diener sie zurück; so flatterten sie hin und her und fächelten den ruhenden König wie einen Gott mit Taubenflügeln.

„Ach wie anders, anders war es da,
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia.“

Die kyprischen Fürstinnen stiegen nicht auf gewöhnlichen Stufen in den Wagen, sie hatten dazu ihre Kammerfrauen, welche Steigbügel hießen, weil sie auf deren Rücken und von da in den Wagen stiegen.

Der beste König Cyperns, Evagoras, kam um, weil er und sein Sohn Ehebruch mit derselben Frau trieben, wobei Evagoras erschlagen ward. Es strömte eben Alles nach der Insel, was Lüderlichkeit und Ueppigkeit suchte. Man sagte von der kyprischen Erde, sie mache sinnlich, wenn man auf ihr schlafe, wie die Juden vom heiligen Lande glaubten, seine Luft mache heilig. Es

bekämpften sich in Cypern zwar die Liebhaber der Aphrodite, aber ihre Knechte waren sie alle.

Nur einer, der in Kypros unter den Heiden geboren war, bildete schon vor Christo einen Gegensatz: der aus Citium stammende Zeno. Sein Vater war ein phönizischer Kaufmann, der einst dem Sohne griechische Bücher mitgebracht hatte. Er fand an Sokrates' Lehren Geschmack. Als er nun später selbst in Handelsangelegenheiten reiste, litt er Schiffbruch. In Athen, wohin er sich rettete, fand er bei einem Buchhändler Xenophon's Memorabilien des Sokrates. „Wo findet man doch solche Männer!“ sprach er. „Da geht einer,“ erwiderte der Buchhändler und wies auf den vorübergehenden Philosophen Crates. Dem schloß Zeno sich an und ward ein Philosoph. Er sprach später: „Es war kein Ungemach, als mir das Schiff zerbrach.“

Zeno und seine Lehre sind allerdings Gegensätze cyprischer Anschauungen. Es war nichts vom Cynras an ihm. Er war häßlich, schief und schwach. Er kannte keinen cyprischen Luxus. Etwas Brod mit Honig, einen Schluck süßen Weines, eine frische Feige waren seine Lederbissen. Er liebte weder Tafelfreuden noch Gesellschaft, er suchte Königshöfe nicht auf und liebte nicht den Reichthum. Er kehrte auch nach Cypern nicht zurück. Das Land hatte, wie es scheint, kein anderes Verdienst um ihn, als ihm das Gegentheil seiner Laster zu lehren. Freilich Franz von Löhner macht ihm den Vorwurf, daß er für den „tieferen lieblichen Adel der anmuthigen Lehre Epikur's kein Verständniß hatte“ und meint auch, daß, wenn Zeno sich das Leben genommen, dies nicht sowol aus Philosophie geschehen, sondern vielleicht darum, „weil er unglücklich verheirathet oder ein armer, einsamer Junggefell“ gewesen sein mochte. Interessanter ist, daß er die Vermuthung hat, Zeno hätte dem Volke angehört, das sich eher abschlachten ließ, als den Sabbath brechen. Meint Löhner doch aus Haß gegen das römische Recht, daß Ulpian, der aus Verutus war, also auch ein Phönizier, auch ein Nachkomme

jener Rabbi gewesen, „die ihren Talmud mit feineren Commentaren ausgeschmückt haben, als sie das römische Recht je besaßen.“ Wir glauben es gern, daß dem modernen Reisenden der alte Stoicismus widerstand; in ihm ist sicher mehr vom Epikur und vom Sadducäer, und ein gewisser wenn auch ernster Pharisäismus läßt sich Zeno nicht absprechen. Die Liebe Epikurs ist eine Seligkeit des Fleisches, während die Lehre des Cypriers Zeno eine Negation der Sünde war und darum eine Verherrlichung tugendhafter, echt pharisäischer Selbstgerechtigkeit.

Interessant ist sein Gegensatz zur Lehre Buddha's. Seine Lehre ist strenger, mitleidsloser, aber aktiver und kraftvoller. Buddha's Lehre ist dem Epikuräismus ähnlicher, aber Zeno kennt keine Nirwana, kein Nichts, sondern überall ein Etwas, das vernünftig gemacht werden muß durch Tugend. Darum gehen aus seinen Lehren tüchtige, wenn auch stolze und eingebildete Männer hervor. Sie giebt Kraft und Charakter, während die Völker der Buddhistenlehre zu Slavenvölkern, gleich den Cypriern versinken. Für Ceylon wäre Zeno kein Lehrer gewesen, so wenig wie für Cypern, aber Epikur ist der Philosoph Aphrodite's, mit welcher auch Buddha verwandt ist.

Allerdings gab es auch in Cypern viele jenes Religionsstammes, von dem Löhner sagt, daß sie sich eher abschlachten ließen, als den Sabbath brechen, nämlich Juden, und sie bildeten durch Bekenntniß und Gesetz einen wirklichen Contrast zu der Lebensweise, wie sie das heidnische Cypern kannte und liebte. Freilich nicht alle herodäisch und sadducäisch Gesinnte werden die Genüsse Cyperns verschmäht haben. Sobald Juden das asketische Kleid des Bekenntnisses abgelegt haben, werden sie Meister des orientalischen und cyprischen Luxus. Die nahen Beziehungen von Judäa mit Cypern erkennt man daran, daß mehrere Prinzessinnen in des Herodes Haus den Namen Kypros trugen.

Aber aus ihnen ging hervor, als die Lehre Jesu auf-

leuchtete, Joseph mit dem Beinamen Barnabas, was darauf hindeutet, daß sonst Jünger Propheten genannt wurden. Er war aus Cypern. Dahin waren Jünger geflohen als die Verfolgung über Stephanus kam. Cyprier waren treue Jünger in Antiochien. Ein alter Jünger ward Mnason aus Cypern genannt. Wie Barnabas hat niemand in der Geschichte des cyprischen Evangeliums einen Namen, schon dadurch, daß er sich zu Saulus bekannte und ihn den Jüngern zuführte, die sich vor dem ehemaligen gewaltigen Verfolger fürchteten. Er blieb mit Saulus von Tarsus als Küstenlandsmann im liebevollen Glauben lange verbunden. Er hatte sich ihn aus der Stille von Tarsus nach Antiochien wiedergeholt und geleitete ihn noch über Seleucia nach Cypern.

Was dort in Paphos sich ereignete, bildete ohne Zweifel den tiefsten Gegensatz zu Cyperns Charakter und zugleich den Höhepunkt von Cyperns Geschichte. Cypern war zur Zeit römisch und der Proconsul regierte in Paphos. Diese Stadt war damals der Hauptsitz des heidnischen Dienstes, sie galt als der Nabel der Erde. Der Tempel der Aphrodite ragte gewaltig und prachtvoll am Meere empor. Mächtige Trümmer werden noch heut gefunden. Wunderbares Schauspiel! Auf der Höhe, die in sanfter Neigung zum Meere sich abdacht, das Heiligthum der Sünde und Sinnlichkeit, der Abgötterei in ihrer reizendsten und üppigsten Art, und in der Burg des Landpflegers standen Paulus und Barnabas — die Zeugen der Einheit und Reinheit. Der Römer, wie viele seines Gleichen in dieser Zeit, war satt des gepuzten Staubes und der glänzenden Lächerlichkeit. Er war müde von der Raserei und Slaverei des Fleisches und wollte ein ernstes Wort vom Geiste der Wahrheit hören. Da widerstand jenen beiden ein Magier und Gaukler und wollte vor dem mächtigen Landpfleger mehr gelten als sie. Was hier nun geschah, hat in der Völkergeschichte und Legende mehrfach sich wiederholt. Was die Priester Pharao's Mose gegenüber

thaten, um ihrer Weisheit die Ehre zu verschaffen, hat die Gaukelei der falschen Kunst dem Evangelium immer anthun wollen. So steht in der christlichen Geschichte der falsche Simon dem wahren Simon Petrus gegenüber, so hat das Mittelalter noch in der Sage vom Wartburgkrieg den Weltfänger dem Gottesfänger gegenüber gestellt.

Der Magier nannte sich Bar Jesus. Ein Heide war er also nicht. Offenbar stellte er sich auch als ein Jünger Jesu dar. Die Wunder des Heilands waren bekannt. Man schrieb sie unter den ungläubigen Juden einer besonderen Weisheit zu, die er besaß. Der Magier wollte durch seine Gaukeleien ein Jünger Jesu heißen; mit dem Namen Elymas wurden Gaukler und die ägyptischen Zauberer benannt, denen gegenüber, die bloß durch den Geist und die Liebe Jesu Jünger waren.

Betrug und Zauberkunst, die hier im Namen Jesu auftraten, wollten Paulus und Barnabas das Herz des Sergius entreißen, aber Paulus entlarvte den Gaukler. Nicht ein Bar Jesus bist Du, fuhr er ihn in heiliger Empörung an, sondern ein Bar Satan und wie Dein Vater nur bestrebt, voll List und Tücken die geraden Wege des Herrn zu verwirren. Denn gerade sind die Bahnen, die zu Gottes Heil führen, krumm ist der Schlangen Pfad. Du willst Anderen die Wege zeigen und wirst selber Handleiter brauchen.

Und von Stund' an fiel auf den Elymas Finsterniß. Löher meint, er habe in „seiner Hexenküche das Augenlicht eingebüßt.“ Aber es braucht zu solcher Blindheit niemand eine Hexenküche, die gewöhnliche Küche Epikurs reicht aus.

Es läßt sich nicht leugnen, daß erst in der Erzählung von dem Vorgang in Paphos Saulus den Namen Paulus trägt. Man meint, er habe ihn zu Ehren des Römers Sergius Paulus angenommen. In der Absicht des Erzählers lag es offenbar, darauf hinzudeuten. Aber anderseitig kann kein Zweifel darüber herrschen, daß der Name Paulus als ein Gegenklang zu

Saulus gewählt ist. Saulus der König, war der längste Mann am Leibe in Israel. Paulus heißt klein. Saulus war ein Königsname, Paulus ein Demuthsname. Wenn also der Apostel Paulus von dem Landpfleger, der ihm glaubte, einen Namen annahm, so wählte er eben Paulus mit obigem tieferen Bezug, sonst hätte er sich ja Sergius nennen können. Aber immerhin wird der Apostel in Tarsus Saulus, in Cypern und Paphos Paulus genannt.

Vöher erzählt, daß bei dem heutigen Vasso ein Säulenkopf sich befindet, von dem die Sage geht, es habe hier der Apostel Paulus die Geißelstrafe erlitten, und deshalb schlage man sich kleine Stückchen davon ab und bewahre sie als wunderthätig. Vom Geiste Pauli ist im heutigen Cypern wenig zu gewahren und er allein konnte doch dort noch Wunder bewirken.

Als Barnabas von Paulus auf immer in Antiochien schied, ging er nach Cypern zurück, und nichts mehr berichtet von ihm die wirkliche Geschichte. Wenn der uralte Brief, der den Namen des Barnabas trägt, ihm angehört, so läßt sich daraus doch nichts mehr über sein Leben erfahren. Nur die Legende berichtet, er sei in Salamis gemartert und begraben worden. Dort sei unter Justinian sein Grab entdeckt worden. Auf seiner Brust hätte man das Evangelium Matthäi gefunden. Leider lag es im Grabe, nicht im Herzen der Zeit.

Aber die Juden waren dem Beispiel des Sergius, des Römers, nur in geringer Zahl gefolgt. Bald fielen sie in die Stricke eines Mannes, der die Künste des Elymas verstand. Um 130 erhob sich in Palästina der falsche Messias, der sich Bar-Cochba nannte und die Juden im ganzen römischen Reich zu einem wüthenden Aufstande erregte. Auch in Cypern geschah dies. Artemion hieß der Führer der Juden, welcher Salamis zerstört und Tausende von Cypriern erschlagen haben soll. Daß neben Aegypten und Mesopotamien grade Cypern als Hauptheerd der Empörung genannt wird, zeigt, wie groß die Zahl

der Juden im Lande gewesen sein muß. Ihr Ausstand wurde radical unterdrückt. Das Schwert Israels, um Menschen zu morden und Städte zu zertrümmern, hat keine Verheißung.

Dio Cassius erzählt, es hätte noch zu seiner Zeit kein Jude an die Küste kommen dürfen; wer etwa durch Schiffbruch dahin verschlagen ward, sei getödtet worden.

Doch Salamis bestand noch weiter. Es ward der Sitz eines christlichen Bisthums. Epiphanius, von dem die Tradition geht, daß er, wie die alten Apostel, aus Israel geboren sei, war sein berühmter Bischof.

Es war die letzte blutige Katastrophe, welche die Insel bis zur Regierung des Kaisers Constantin erlebt, aber nicht ihre letzte Tragödie überhaupt, und byzantinische wie romanische und zumal türkische Tragödien haben sich, wie die Weinlesen des Herbstes, in Zwietracht und Blutvergießen wiederholt.

Die romanische Eroberung begann seltsam genug mit dem Siege eines englischen Königs. Richard Löwenherz war es, der die Insel dem byzantinischen Kaiser während der Kreuzzüge entriß. Die türkische Eroberung begann mit den Intriguen des Josef Rasi, eines Juden und Günstlings des Sultanes Selim, den Rasi schon unter der Regierung seines Vorgängers auf Cypern und dessen Wein aufmerksam gemacht hatte.

Die neue Zeit scheint alte Verluste auf der schönen Insel wieder gut zu machen. Ein Benjamin, zu großen Dingen unter dem Kreuze berufen, hatte erneuern wollen, was ein Josef mittelst türkischer Haremsintriguen verdorben hatte. Unter englischem Einflusse darf Cypern eine allmälige Wiedergeburt hoffen, wie sie Ceylon, wenn auch langsam, erfährt. Auch diese schöne Insel war verfallen und trotz ihrer Reichthümer verarmt und soll jetzt ein Malta für den indischen Ocean bedeuten. Auch Cypern ist verfallen und verarmt. Pöher sagt: Schweigen und Dede wohnt jetzt ringsum; die Menschen sind hier und da zu kleinen Häufchen zusammengetrochen und

Cypern rufe verlassen in Nacht und dunkel: „Wächter, Wächter! Ist die Nacht bald hin?“

Die Bebauung der Mesoria allein wird nicht zur Entfernung der Nacht führen, und auch dann wird das Leben nicht allein wiedergekehrt sein, wenn Salz und Wein die alten Erträge bringen werden. Heutzutage ist Cypern wie ein großer Kirchhof. Graberinnerungen sind genug da. Solon, Rimon, Konon sind dort gestorben in der heidnischen Zeit. Man behauptet auch, daß Lazarus nach Cypern gekommen und dort gestorben sei. Ein Steinsarg aus weißem Marmor mit einer Rose geschmückt erinnert in dem heutigen Larnaka daran. Und doch ging sonst die Sage, daß der Boden von Cypern Leichen nicht extrage, wie man dem dänischen König Erich sagte, als er auf seiner Reise, 1103, in Cypern tödtlich erkrankte. Er hoffe, erwiderte der König, die Erde der Insel werde ihm Ruhe geben.

Es war dies eine symbolische Sage aus den Zeiten des Heidenthums. Aphrodite liebte nur die Lebendigen; ihre sinnliche Liebe scheute den Tod. Ihr Cultus enthielt tiefere Gedanken, als gewöhnlich geahnt wird. Sie laufen parallel denen der christlichen Wahrheit, nur enden sie im Fleisch und jene im Geist. Ihre Liebe will auch nicht sterben, aus Schrecken vor dem Tode. Sie hat auch Rosen, aber keine Rosen vom Kreuz. Sie hängen bei ihren Festen über dem Haupt, aber liegen nicht auf den Grabsteinen von Marmor. Sie hat zum Symbol die sechs und den sechsten Tag, aber er ist der Ueppigkeit gewidmet. Jesus starb am sechsten Tage auch für alle Sünden, die sie verschuldete, am Kreuz. Die Sage ist seltsam, daß Lazarus in Cypern von neuem gestorben sei, aber die Auferstehung, die die Insel durch das Wort Pauli erlebt, ist auch wieder schlafen gegangen. Kein tieferer Gegensatz und doch wiederum kein schönerer Zusammenhang zeigt sich als zwischen den Namen Kypros und Phönizien.

Kypros hat den Namen von der Cypresse. Die Cypresse

hat ein unverweslich Holz — die Arche Noah ist davon gebaut — sie war das Sinnbild der Unsterblichkeit. Aber unsterblich zu sein wünscht auch Aphrodite, — nicht sterben will auch Circe, — ewig zu leben redete auch die Schlange der Eva ein; aber nicht sterben ist allein keine Seligkeit. Phönizien hat den Namen von Phönix, der Palme. Die Palme ist das Symbol der Auferstehung. Die Unsterblichkeit ist nur eine Seligkeit, wenn sie in der Auferstehung eine Wiedergeburt ist dessen, der Tod und Grab überwindet. —

Die Arche Noah allein führt an's Ufer, auch für die Zukunft Cyperns, wenn nicht mehr Aphrodite, sondern Maria Magdalena unter der Liebe Banner unter dem Kreuzesbanner auf ihr fährt.

Ach, wie anders wird es sein,
Wenn im neuen Licht geschmückt,
Neues Leben wird gedeih'n.





Cypern in der Literatur des Mittelalters.

Lo schöne Namen wie Cypern, die Duftende, die Heilige, haben wenig Eilande getragen, aber so furchtbare Schicksale von Blut und Thränen hatte auch keine andere Insel erlitten.

Wenn man Cypern in Geschichte und Natur etwa mit Ithaca vergleicht, gewinnt man ein Bild wie das eines prächtigen, üppigen Fürstenhauses neben einer idyllischen Hütte. Freilich war Cypern reich an goldnem Schmuck und glänzender Anmuth, aber ebenso erfüllt von Leidenschaft, Kampf und Blut. Ithaca war arm und versteckt, ohne Geschichte aber auch ohne Katastrophen. Es hatte nichts als seine homerische Erinnerung, und wegen dieser baute man keine Flotten und schlug man keine Schlachten. Würde es dem glücklichsten Forscher gelingen, nicht bloß die Schätze Troja's sondern auch die Sparkasse Penelope's zu finden — Reichthümer hätte er nicht entdeckt. Allerdings war Penelope umworben von Freiern, wie Cypern, aber es waren einheimische Freier, die Penelope's Tugend überwinden wollten. Die häusliche Königin war an den Küsten Syriens und Italiens nicht bekannt, aber Cyperns Insel kannten Alle,

und sie buhlten Alle um sie. Sie hatte den Ruhm, als Beute gesucht zu werden. Cypern glich einer Cleopatra, der Buhlerin von Königen — Penelope war eine treue Hausfrau. Aber Cleopatra endete in Verzweiflung während in Ithaca von keiner Tragödie zu erzählen ist. Cypern hatte Cypressen und Delbäume und Gold und Luxus — Ithaca hatte einen armen Homer, nichts mehr; man weidete dort in der Stille die Ziegen. Freilich redete auch in Ithaca kein Paulus, wie in Paphos, und allerdings waren die Felsen Ithacas leichter zu überwinden als die Cyprische Lust. Ob Ithaca jetzt viel ärmer ist, als es im poetischen Reich des Odysseus war, ist zweifelhaft, jedenfalls ist Cyperns Aphrodite nun ein armes Weib; ein dürstiger Rock liegt durchsichtig um den Leib der herabgekommenen Schönen. Ithaca hat niemals Kaiserthum, Königthum geheißten und Erzbischöfe besessen, aber man kann ihm keine Erinnerungen ablocken, in welchem es Könige und Völker verrathen und gemordet hätte. In Ithaca konnte Johann der muntere Seifensieder wohnen, während Cypern die Trümmer des großen Bankerotts zeigt, dem nach vielen andern Fürsten das große Handelshaus Venezia verfiel. Mit den Phöniziern, Kaufleuten ersten Ranges, fing seine Blüthe an, mit den Venetianern hörte sie auf; es waren die ersten Kaufleute Europas. Dem größten Handelsstaat der Neuzeit ist es nunmehr gegeben, Schätze und Segen darin zu erneuen.

Was ihm aber auch ereignete, eine Insel der Aphrodite ist Cypern geblieben, oder besser, es hörte nicht auf, ein Königreich Eva's zu sein. Hochzeiten und Liebesmahle bildete seine Katastrophen. Mit einem Ehebund fing seine mittlere Geschichte an und eine Hochzeit leitet seinen letzten Act ein.

2. Am 12. Mai 1191 fand in Limasol die Hochzeit von Richard Löwenherz mit seiner Braut Berengaria von Navarra statt. Es befand sich der englische König auf dem Kreuzzug. Seine Braut mit ihrer Schwester waren nach Cypern gekommen,

hatten aber an der Küste von den Griechen, die damals auf der Insel herrschten, eine üble Behandlung erfahren. Man hatte ihr Schiff am Einlaufen in den Hafen verhindert. Richard Löwenherz war nicht der Mann, eine solche Beleidigung zu dulden. Damit begannen die Feindseligkeiten; sie endeten mit Eroberung der Insel.

Der kurze Krieg bietet ein interessantes Bild aus dem Kreuzfahrerleben. Cypern hatte damals einen Kaiser, Isaak, aus dem byzantinischen Haus der Komnenen, der sich während der Wirren am kaiserlichen Hof in Constantinopel der Insel bemächtigt hatte. Die Kreuzzüge kamen den Byzantinern ungelogen. Sie hatten zwar denselben Feind mit den Kreuzfahrern, aber zwischen diesen und ihnen war durch Glaube und Sitte ein großer Contrast. Außerdem eroberten die Ritter aus England und Frankreich nur für sich. Sie nahmen den Byzantinern scheinbar mehr, als sie ihnen nützten und so hatte auch der cyprische Kaiser Isaak durchaus keine Freude daran, so gefährliche Geister auf der Insel zu sehen. Seine Macht war zwar keineswegs gering. Er hatte eine stattliche Flotte, ein großes Heer, aber einem Kriegshelden wie Richard zu widerstehen, war er nicht der Mann.

Richard erstürmte die Stadt, und nachdem er seiner Braut einen gebührenden Aufenthalt bereitet, schlug er die Griechen auch auf freiem Felde. Da zeigten sich plötzlich Segel am Horizont — und siehe nicht Feinde, sondern Freunde nahen. Veit (Guido), ehemaliger König des nun in die Hände der Saracenen gefallenen Jerusalem, kam nebst seinem Bruder Gottfried von Lusignan, sich mit Richard zu verbinden und seine Hülfe zu suchen. Die Freude darob war nicht gering, das Hochzeitsmahl um so köstlicher. Auch Kaiser Isaak wollte nun unterhandeln, doch hinterlistig brach er den Vertrag — da kannte Richard keine Schonung mehr. Wie ein Eroberer trat er auf, nahm die Städte und Gebiete Cyperns mit Gewalt in

Besitz und ließ vielen Mannen Isaaks den Bart abschneiden, zum Zeichen, daß sie nun ihm angehörten, der keinen Bart trug.

Isaak selbst wurde trotz seines wunderbaren braunen Renners auf der Flucht gefangen, und da er als Bedingung sich ausgemacht hatte, keine eisernen Fesseln zu tragen, so empfing er silberne. Richard nahm Cypem völlig in Besitz. Als er später wieder nach England zurückkehrte, übergab er oder vielmehr verkaufte er dem König Veit, der auf Jerusalem Verzicht leisten mußte, den Besitz der Insel. So kam das Haus Lusignan zur Herrschaft, die es bis zum Jahr 1489 behauptete. Erst von da an ging Cypem in den Besitz der Venetianer über.

Veit oder Guido von Lusignan war der Sohn Hugo's von Lusignan in Poitou. Er hatte noch drei Brüder, Hugo, welcher der Erbe der väterlichen Besitzung war, Gottfried und Almerich, und als er im Jahre 1194 als König von Cypem starb, folgte ihm Almerich nach. Dieser hatte zwei Töchter Sibylle und Melusine; die erste heirathete den Fürsten von Armenien, die andere Raimund II. von Antiochien in Tripolis. Es war im Jahre 1218, als Melusine sich vermählte; ihr Bruder Hugo, der seinem Vater 1205 in jungen Jahren gefolgt war, starb während der Hochzeitsfeierlichkeiten in Tripolis.

Cypem hat allerdings seine schönste Zeit unter den Lusignan's gehabt. Freilich fehlte es nicht an Leidenschaften und Krieg, an Ueppigkeit und wahnsinnigem Unfrieden, doch das Land blüthete. Der Druck auf die tributairen Einwohner war nicht gering, aber Reichthum und Cultur wuchsen; schöner als irgendwo im Orient pflanzte sich germanisch-romanische Art auf asiatischem Boden ein. Auf den Gebieten der alten Aphrodite stiegen herrliche Dome empor. Burgen und gothische Abteien contrastirten auf wundervolle Weise mit den cyprischen Erinnerungen an Paphos und Amathus. Ein reicher Handel belebte die Küsten. Die cyprischen Schiffe fuhren wieder auf dem weiten Mittelmeer. Feste und reiche Städte lockten die Fremden an. Aber man

darf diese Blüthe nicht den Lusignan's allein zuschreiben. Sie fasten nur Fuß und brachten ihre vaterländischen Künste hinein. Vorher schon hatten die Byzantiner, wie überall, Cultur gehegt. Richard Löwenherz schleppte mehr Schätze aus Cypern mit sich als vielleicht damals ganz England besessen hatte. Der griechische Einfluß machte sich noch lange geltend. Man redete von Perpirs, die 15 Perpirs jährlich zu zahlen hatten. Paroiken hießen eine Art leibeigene Leute, denn griechische Sprache so wie griechische Namen blieben lange in Gebrauch.

Die Könige trugen ihre alten fränkischen Namen, aber die Frauen wurden mit griechischen benannt. Sibylle war damals ein beliebter griechischer Name, desgleichen, wenn auch seltener, Melusine (auch Melisende). An Melusine die cyprische Fürstin schließt sich die wunderbare Sage von der Fee von Lusignan an.*

3. Erst ein Roman von Jean von Arras stellt die feenhafte Geschichte Melusinen's dar; er erschien gegen Ende des 14. Jahrhunderts. Es ist unthunlich, die ganze Sage ausführlich mitzutheilen; zumal der Erzähler viel fremde Sagen hineinverwebt hat. Wir haben es nur mit Melusinen zu thun und in ihr nach Wegnahme mancher Schleier Melusinen von Cypern zu erkennen. Versuchen wir dies.

Ein König Helmas, der in Albanien regierte, hat eine Frau Persine (Presine, Fresine) und von ihr drei Töchter, Melusine, Melior, Palatine. Die Mutter versteht zu zaubern und lehrt es die Tochter. Mit dem Gatten gerieth sie in Conflict und verließ ihn, um in die Einsamkeit zu gehen. Melusine bannt den Vater nach Avalon. Ihr Lohn dafür ist, jeden Samstag

* Mit Bezug auf diese Sage hat Göthe sein Märchen erfunden: „die neue Melusine“. Er hätte sie ebenso gut nennen können, „die neue Melior“ oder die neue „Persine“, so wenig geht er in den eigentlichen Kern der Sage ein, aber auch die Deutung der „neuen Melusine“ erscheint wie in Fr. Meyer v. Waldeck, Märchendichtungen p. 117 viel zu steif.

einen Schlangenleib zu tragen. Am Brunnen, wo die drei Schwestern einst stehen, wirbt der Graf von Poitou um sie; sie reicht ihm die Hand mit der Bitte, sie Samstag nicht zu besuchen. Er thut es dennoch und sieht mit Schrecken an ihr die Schlange. Sie entflieht und kehrt nur wieder, wenn ein Unglück das Haus Lusignan oder Frankreich trifft.

Interessant ist, was der Geschichtschreiber Brantome in seinem Eloge über Louis de Bourbon am Ende des 16. Jahrhunderts erzählt.

„Ich habe einen alten pensionirten Diener, es sind etwa 40 Jahre her, sagen hören, daß Kaiser Karl der Fünfte, als er nach Frankreich gekommen war, auch nach Lusignan auf die Jagd geführt ward, und zwar auf Damhirsche, welche dort in einem der größten und ältesten Parks sehr zahlreich waren. Dabei habe er die Schönheit, Größe und Kunst der Gebäude nicht genug anstaunen und loben können, zumal einen Bau, welcher von einer merkwürdigen Dame aufgeführt worden, von der er sich mehrere dort bekannte Wundergeschichten erzählen ließ. Die Erzähler waren gute alte Weiber, die ihre Wäsche im Brunnen wuschen; auch die Königin Katharina von Medicis, die Mutter des Königs, geruhte, sie zu fragen und anzuhören. Die Einen erzählten, daß sie gesehen hätten, wie die Dame einige Mal nach dem Brunnen gekommen, um dort zu baden, in Gestalt einer sehr schönen Frau und im Wittwenkleid. Die Anderen sagten, daß sie sie zwar gesehen, aber sehr selten, halb als sehr schöne Dame, halb als Schlange, doch nur Samstag Abends, wenn sie sich badete. Andere wieder, daß sie nur auf der Spitze des großen Thurmes erschiene, sehr schön aber auch als Schlange; sobald irgend ein großes Unglück im Reich sich ereignen sollte, ein Regierungswechsel, oder Tod und Mißgeschick ihrer Verwandten oder der Könige, höre man sie schreien mit einem schrillen und gräßlichen Schrei, drei Mal. Man hält dies für wahr. Mehrere Personen versichern es, die Sage habe sich von Vater auf

Sohn verpflanzt. Selbst eine Menge Soldaten und ordentlicher Leute, die dabei waren als Lusignan belagert wurde, versichern, daß als die Belagerung vorrückte und der Befehl gegeben war, das Schloß Melusiniens abzutragen und zu zerstören, diese lautes Geschrei und Klagen erhoben habe. Seitdem hat man sie nicht gehört. Einige alte Weiber behaupten, daß sie später dort wieder erschienen sei, aber selten.“

Das um das Jahr 1211 verfaßte Buch *Otia imperialia* von Gervasius von Tilbury enthält eine ganz ähnliche Sage. Er berichtet: „Von Schlangen erzählen die Leute und daß es Frauen giebt, welche in Schlangen sich wandeln und daran erkannt werden, daß sie einen weißen Bund wie ein Krönlein auf dem Kopfe haben.“ Er erzählt von einer Dame, die einem Edelmann, Namens Raimund, begegnete und mit diesem einen Bund unter ähnlicher Bedingung wie Melusine schloß, den er nicht hielt. Sie verschwand und er wußte nicht, daß sie ihre Kinder geheimnißvoll besuchte. Doch wird weder der Name Melusiniens noch deren Schloß genannt.

Vincenz von Beauvais († 1264) erzählt eine ganz ähnliche Geschichte von dem Bund eines Ritters mit einer Dame, die er als Schlange erkannt und die dann verschwindet. Man muß nur beachten, daß überall berichtet wird, es sei aus diesem Bunde ein lange blühendes, großes Geschlecht entstammt.

Solche Schlangensagen waren grade zu der Zeit, als das Haus Lusignan in Cypern seine Herrschaft antrat, im Munde des Volkes. Man hielt es von jeher für einen Ruhm von solcher Herkunft zu sein. Sie erschien als etwas Ueberirdisches und Göttliches. Es ist ja Alexander der Große, welcher der Sage nach aus der Verbindung seiner Mutter mit einer Schlange (Drachen) geboren sein soll. In noch ältere Zeit ging die Sage, daß mit der Mutter des großen Messenischen Königs Aristomenes eine Schlange Umgang gehabt habe.

Auch Scipio hat einen ähnlichen Ursprung gehabt, wie Pivius erzählt. Die späteren römischen Kaiser rühmten sich dessen. Mörder, die Nero erschlagen wollten, flohen vor einer aus dem Polster sich emporhebenden Schlange. Kaiser Aurelian ließ verbreiten, daß eine Schlange die Wanne umringelt habe, in der er als Kind gebadet ward. Sie konnte nicht getödtet werden. Ähnliches wurde von Septimius Severus erzählt.

Der Gedankengang, mittelst dessen diese Sage von der Schlangengemeinschaft an die Geschichte der Melusine (Melisende) angeknüpft worden, scheint uns sehr interessant.

4. Von der Esche haben die Alten wunderbare Erzählungen. Plinius berichtet, ihr Saft sei das beste Gegenmittel gegen Schlangengift. Jede Schlange fliehe den Eschenbaum schon von weitem; sie vermeide dessen Schatten, wenn er früh und Abends am längsten ist. Wenn eine Schlange zwischen Eschenblätter und Feuer gelegt werde, so stürze sie sich lieber ins Feuer. „Es ist eine große Wohlthat der Natur, daß die Eschen früher blühen als die Schlangen erscheinen und daß sie nicht eher die Blüthen abwerfen als bis die Schlangen zur Winterruhe gegangen sind.“ Werde eine Schlange mit einem Eschenzweig berührt, bleibe sie todt liegen. Ein leiser Schlag tödte sie. Ein Haus, das von Eschenbäumen umgeben ist oder von ihrem Schatten getroffen wird oder um welches Blätter von Eschenbäumen gestreut werden, sei sicher vor Schlangen. Solche Sagen haben sich bis heut erhalten und wurden sogar nach Amerika übertragen.

Die Heilung, welche die Esche gegen die Schlange darbietet, ist wie vieler medicinischer Aberglaube, homöopathisch. Gleiches wird durch Gleiches geheilt. Die Esche hat vielen Zusammenhang mit der Schlange. Sie hat einen ähnlichen Namen wie diese schon in uralter Zeit, und das Volk hat seine Dichtungen oft an ähnlichen Wortklang gelegt, wie man aus ähnlichen Wappen auf alte Verwandtschaft schloß.

Das althochd. askr, angels. äsc. mhd. Asch, Esche (Sanskrit ag. Baum) entspricht dem Sanskrit ag, ahi, azhi, (Griech. ἔχis, (anguis) Schlange.

Der Weltbaum in der Edda, Yggdrasil, ist eine Esche; zu ihren Füßen liegt eine Schlange.

Von der Esche, erzählt dieselbe Edda, stamme der erste Mensch; sein Name ist Ask. Mit dem Baum im Paradiese und dem Menschen erscheint die Schlange.

Die Erbsünde ist gleichsam die Schlangengeburt.

Nun gab es in Cypern, wie man erzählt (Plinius 28. n. 30. 31.) Ophiogeneis, d. h. Schlangengeborne Menschen, welche den Schlangen ein Schrecken sind und Menschen, welche von der Schlange gestochen sind, heilen und das Gift auffaugen. Ein cyprischer Gesandter, Evagon, hatte sich von den Römern in ein Faß mit Schlangen werfen lassen und sie thaten ihm nichts. Das Zeichen der Schlangengeborenen ist zur Frühlingszeit ein scharfer giftartiger Geruch; ihr Schweiß und ihr Speichel dient zur Heilung. Da sie Schlangengeborne sind, so stellt sich auch hier eine Homöopathie dar. Es ist merkwürdig, daß dies von Cypern erzählt wird; denn eine cyprische Sage ist die spezifische Melusinen-erzählung. An ihren Namen hängt sie sich an.

An sich wird wohl Melusine, Melisende mit meli, melissa, Honig und Honigbienen zusammenhängen. Aber die Sage hat eine tiefere Ableitung versucht. Der König Helmas hatte drei Töchter: Melusine, Melior und Palatine. Von Melior ward eine ähnliche Sage berichtet, man leitete Melusine von Melia (Esche) ab.

Hesiod erzählt, daß die Erde zugleich hervorgebracht habe die Erinyen, die Giganten und Meliaden. Die Erinyen haben Schlangenschweife. Die Giganten sind schlangenförmig. Alle Erdgeburt ist schlangenartig wie Erechtheus in Athen, der von der „fruchtbaren Erde“ geborene, Schlangen-

füße gehabt oder ganz Schlange gewesen ist. So ist auch Krotos, der Athener Urahn, halb Mann halb Schlange gewesen. Daher muß das auch von den melischen Nymphen angenommen werden, die gleichzeitig mit Erinyen und Giganten geboren sind. Und es heißt die Esche, melia, wodurch dieser Zusammenhang noch gewisser wird.

Wie auf diese Weise Melusine in der volkstümlichen Anschauung als eine Meliade angesehen ward, so stimmt auch in der Erzählung alles Andere mit cyprischer Tradition. Der König Helmas ist kein anderer als Elymas der Zauberer, der in Paphos dem Apostel Paulus gegenübertritt. Seine Frau Presine oder Fresine bedeutet nichts als melia die Esche. Es ist die romanische Form von fraxinus, fresne, frône, ital. frassino, span. fressino, altfranz. fraysne, fraysse. Wie die Tochter so die Mutter. Helmas war König von Albanien. Albanier hießen zur Zeit der Lusignans die freien Krieger in Cypern.

Der Mann der Melusine war in der That ein Raimund, der Sohn Bohemunds, des dritten Fürsten von Antiochien. Man muß statt Poitiers, Poitou verstehen, denn die Bohemunde werden Poetivins genannt, wie sogar der jüdische Reisende Benjamin von Tudela bemerkt. Wenn sich Raimund in der Sage nach Monte Casino zurückzieht, so ist darunter der Mons Casius zu verstehen, der bei Antiochien liegt. Mir ist über das historische Ende der Frau Raimunds II. nichts bekannt, aber es nicht unwahrscheinlich, daß sie nach dem Tode Raimunds (1233) sich, um den Wirren des Antiochischen Lebens zu entgehen, nach ihrem Heimathschlosse als Wittwe begeben habe. Eine dritte Schwester wird Palatine genannt, man kann Balduine annehmen. Durch Balduin ist das Haus Lusignan im Orient emporgekommen. Auch der in der Sage vorkommende Gottfried mit dem Zahn ist historisch: es ist eben der Bruder Beit von Lusignans, der Oheim Melusiniens.

Es ist gewiß von Bedeutung, die cyprische Färbung zu beobachten, welche die vorhandene Volksvorstellung durch diese Erzählung erhalten. In cyprischer Tradition hat sie dann ihre weite Verbreitung gefunden. Freilich hängen an ihr Mischungen anderer Sagen, ähnlich wie die sind, welche von Lohengrin und Elsa umgehen. Der Brunnen, an welchem der Ritter die drei Schwestern trifft, mahnt an den Brunnen, an welchem die Nornen und Feen sich zu versammeln pflegen. Daß Melusine klagend sich offenbart, wenn ihrem Geschlecht ein Unglück bevorsteht, soll die Liebe der Stammutter bezeugen, die über ihm unsterblich wacht. Ohne auf den Sagenkreis hier einzugehen, der sich an ähnliche Erscheinungen knüpft, weil wir aus den cyprischen Grenzen nicht hinausgehen wollen, fügen wir nur hinzu, daß das Urbild derselben, poetisch und bunt verhüllt, sich in Rahel findet, „die über ihre Kinder weint“.

Das Land, wohin Helmas, der Zaubererkönig, gekommen ist wird Avalon genannt. Dies ist aus den Sagen des Arturkreises bekannt; es ist die Apfelau, das Land des Reizes, der Lust, das Paradies der Schlange, der Venusberg, wohin Tannhäuser verlockt wird.

Sehr naiv und drollig ist die Sage von der Melusine im Volksbuch verarbeitet worden, so zumal in einem zu Reutlingen erschienenen. N. Thüringer nennt sich der Verfasser aus Ringelingen bei Bern in Urysland; doch treten auch darin noch alte historische Dinge hervor. Ein Sohn Melusines wird König von Cypern, und Cypern und Armenien scheinen sehr verbunden.

Die Sage war sicherlich schon zeitig in Cypern bekannt. Nur durch sie erhält eine merkwürdige und dunkle Stelle bei Dante ihre Deutung. Es heißt im Paradies, canto 19. Schluß:

Et creder dee ciascun, che già per arra
 Di questo Nicosia et Famagosta
 Per la lor bestia si lamenti e guarra
 Che dal fianco dell' altre non si scosta.

Was Witte übersezt:

„Ein Jeder glaube, daß zum Zeichen dessen
Schon Nicosia wie Famagosta
Laut über ihre Bestie murr'n und klagen,
Die von der Andern Flanke sich nicht los macht.

Die Erklärungen dieser Stelle sind durchaus nicht befriedigend. König Philalethes sagte, man könne zweifeln, ob König Heinrich II. oder Almerich, der eine Zeitlang seinen Bruder von der Regierung ausschloß und Regent sich nannte, gemeint sei, und deutet auf Almerich. Die Anderen reden von Heinrich. Kopisch sagt: Der König von Cypern, Heinrich der Zweite, wird als ein Thier bezeichnet, das mit den anderen Thieren, (d. h. den schlechten Königen) immer nebenher läuft auf allen wilden Wegen.“

Aber es ist dabei vieles auffällig. Dante erwähnt noch Philipp des Schönen Tod, 1314, während Almerich schon drei Jahre früher gestorben war. Warum Heinrich im Gegensatz zu den anderen Königen ein Thier (Bestia) genannt wurde, ist gar nicht einzusehen. Nicosia und Famagusta waren die zwei Hauptstädte Cyperns. In der ersten wurde er zum König Cyperns, in der zweiten zum König von Jerusalem (titular) gekrönt. Beide haben Heinrich nicht mit Klagen oder Murren, sondern mit Jubel aufgenommen. „Was soll das Thier bedeuten, das nie den Andern von der Flanke weicht“? Warum sollte das von König Heinrich gelten? Die Anderen wurden ja keine Thiere genannt. Es kann doch nicht Allen auf einmal an der Flanke sitzen!

Der Sinn wird offenbar, sobald man annimmt, daß Dante an die Schlangenkönigin erinnert, von welcher das Haus Lusignan abstammen wollte. Die Schlange ist das Thier, worüber Nicosia und Famagusta klagen und trauern, denn ihr Erscheinen bedeutet Unglück. Es ist die Schlange, und Dante nennt sie so im christlichen Sinne, nichts anders als die

Sünde. Cypern weint und klagt um seine Schlange, aber diese läßt auch von der Flanke der Anderen nicht. Die Schlange treibt ihr Wesen überall.

5. Bojardo in seinem verliebten Roland macht Cypern zum Schauplatz eines großen Turniers, wo Roland streitet. Seltfamer Weise läßt er einen König Tibian in Nicosia herrschen, einen Muselman. Aber bis zu Bojardo's Zeiten († 1494) und bis 1571 hat in Cypern kein Muselman geherrscht. Zahlreiche Plünderungszüge, man zählt 24, haben die Kalifen während der Zeit, in der Cypern zu Byzanz gehörte, ausführen lassen, aber Nicosia war erst seit den Lusignans Hauptstadt. Bojardo ist wohl durch den Umstand verleitet worden, daß Cypern und Jerusalem in Titel und Anspruch immer verbunden waren; der erste König von Cypern war ja ein König von Jerusalem gewesen, und der König von Cypern hat den Titel eines solchen Königs behalten, Jerusalem aber war vor den Kreuzzügen und nach ihnen in den Händen der Saracenen, in Folge dessen hat der Dichter den Namen eines Moslemischen Königs von Jerusalem auf den von Cypern übertragen.

Mehr historischen Grund hat die Geschichte bei Boccaccio (1. Tag. 9. Erz.), wonach eine Dame aus der Gascogne in Cypern von einigen bösen Leuten sehr unhöflich behandelt wird und beschloffen habe, beim König Hülfe zu suchen. Man sagte ihr, der König sei ein so schwacher Mann, daß er nicht nur Andern keine Genugthuung gewähre, sondern selbst unzählige Schmach erduldet, weil er sich Alles gefallen lasse. Nichtsdestoweniger ging die Dame zum König. „Mein König, sprach sie, ich komme nicht, von dir die Bestrafung des mir angethanen Unrechts zu fordern, ich bitte Dich bloß, mich zu lehren, wie Du die Beleidigungen erträgst, die man, wie ich höre, Dir zufügt, damit auch ich das mir erzeigte Unrecht mit derjenigen Geduld hinnehmen möge, die ich Dir, Gott weiß es, wenn es möglich wäre, gern überlassen wollte, weil Du ein so geduldiger Träger

bist.“ Der König schämte sich, erwachte wie aus einem Schlafe und rächte nicht nur die Dame, sondern ward späterhin auch ein kraftvoller Rächer aller Beleidiger seiner eigenen Würde.

Voccaccio erzählt zwar, es sei dies in Cypren in der Zeit des ersten Königs geschehen, das ist aber weniger passend. Vielmehr ist damit ein älterer Zeitgenosse des Dichters selbst gemeint, jener Heinrich, an dessen Regierungszeit auch Dante seine Bemerkung knüpfte. Heinrich starb 1317. Voccaccio ward 1313 geboren. Heinrich war von passiver Natur und fränklichem Körper. Am liebsten hielt er sich in Strovilo auf, einem Lustschloß bei Nicosia, wo er Jagd und Fischerei betrieb. Währendes bemächtigte sich sein Bruder Amalrich der Regierung, auch der Person Heinrichs und ließ ihn in Armenien bei seinem Schwager gefangen halten. Als Heinrich jedoch nach Amalrichs Tod frei wurde, nahm er seine Herrschergewalt mit Strenge wahr; er schreckte sogar vor grausamen Handlungen nicht zurück und ließ u. A. seinen rebellischen Bruder Guido im Gefängniß verhungern.

Daß solche Aeußerungen, wie die der französischen Dame gegen den König, auch historisch beglaubigt sind, davon giebt die Geschichte Peters I. ein Beispiel. Es war dies der Sohn Hugo's IV., dem Voccaccio sein Buch von der Genealogie der Götter gewidmet hat. Daß der Dichter sich gescheut hat, den König Oheim in jener Erzählung ausdrücklich zu nennen, läßt sich denken. Peter, der 1361 starb und sehr gerühmt ward, war ein tüchtiger, aber übermüthiger und zorniger Mensch. Er ließ ein Schloß in Nicosia bauen und alle, die ihm mißfielen oder denen er nicht traute und die er bestrafen wollte, Reich und Arm, Vornehm und Gering, mußten dabei mithelfen. Selbst Frauen machten keine Ausnahme. So hatte er auch eine Frau v. Jblim, aus einem der vornehmsten Geschlechter, dazu verurtheilt, Kalk und Steine zuzutragen. Während sie so arbeitete, trug sie, wie eine Arbeiterin, ihren Rock bis über die Kniee aufgeschürzt.

Erschien jedoch, wie nicht selten der König, um den Bau zu besichtigen, so ließ sie den Rock herunter. Da fragten sie einige Ritter, warum sie nur angesichts des Königs sich schämte, einen aufgeschürzten Rock zu tragen, sonst aber nicht. Sie antwortete, „es sei das ganz natürlich; Weiber schämten sich vor Weibern nicht, nur vor einem Mann. Der König wäre der einzige Mann. Sie alle aber seien Weiber, sonst würden sie solche Tyrannei nicht ertragen.“ Man berichtet, in Folge dieser Aeußerung sei eine Verschwörung entstanden, durch welche der König fiel. Sein eigner Bruder stand an der Spitze der Empörer. Sie erstürmten die Gefängnisse und erschlugen den König in seinem Schlafzimmer, und so stark war der Haß, daß man noch dem Leichnam das Haupt abschlug.

Peter I. war beim Volk sehr beliebt. Unter ihm stand Cypern in höchster Blüthe. Luxus und Ueppigkeit breiteten sich aus wie in uralter Zeit. Es war am 18. Januar 1369, als Peter ermordet war, und im Jahre 1372 im April (13. oder 14.) landete in Cypern eine der merkwürdigsten Frauen des Jahrhunderts — merkwürdig nicht durch Glanz und Ueppigkeit, sondern durch Ernst und Frömmigkeit — Brigitta von Schweden, die den Namen der Heiligen trägt. Damals regierte in Cypern für ihren Sohn, unter der Autorität ihrer Schwäger, welche ihren Mann erschlagen hatten, die Wittwe Peters, Eleonora, eine spanische Prinzessin, noch in blühenden Jahren, voller Lust und Weltgeist. Sie nahm die fremde Heilige mit großer Ehrfurcht auf und zog sie gern zu Rath. Es herrschte ein merkwürdiger Contrast zwischen den beiden Frauen. Beide waren Fürstinnen, beide Wittwen, die eine aus dem Norden, die andere aus dem Süden Europa's. Die eine greis — Brigitta zählte 69 Jahre — Eleonora lebenslustig und jung. Jene hatte mit dem Weltleben abgeschlossen, Eleonora gedachte, es wieder recht zu beginnen. Brigitta lebte für Gott, Eleonora für die Menschen und den Genuß ihrer Zeit.

Und Brigitta konnte ihr rathen. Sie war die Tochter des Upländischen Landrichters Birger Persson zu Finsta in Schweden, mit dem königlichen Hause der Folkunger nahe verwandt — es hieß später Brahe — und verheirathet an den Landrichter in Nerike Gudmundsson, mit welchem sie acht Kinder hatte. Beide waren fromme Leute; eine ihrer Töchter Katharina ward von der katholischen Kirche am 12. März als Heilige verehrt. Brigitte hatte eine Wallfahrt nach Sankt Jago in Spanien unternommen. 1344 starb ihr Gemahl. Einer ihrer Söhne, der Israel hieß, hatte später Aussicht auf den schwedischen Thron. Brigitta's Buch „Offenbarungen“ ist jedenfalls ein merkwürdiges Buch, das, wenn man es der mystischen Umhüllungen entkleidet, wichtige Thatsachen und Lehren enthält. Brigitta war eine Zeitgenossin Boccaccio's, der zehn Jahre jünger als sie war. Welche Gegensätze bietet ein und dasselbe Jahrhundert! Wie verschieden ist ihr Buch von dem Boccaccio's! Man möchte den Gegensatz denselben nennen, welchen Brigitta der cyprischen Königin Eleonore gegenüber zeigte. Sie konnte zwar, wenn sie dieser rieth, nicht grade tugendhafte Beispiele aus der Geschichte Schwedens citiren — es war in ihrer Zeit am schwedischen Hof nicht besser als in Cypern. „Die Schlange lief auch dort an der Flanke der Könige.“ In ihre Jugendzeit fielen die Gewaltthaten zwischen König Birger und seinen Brüdern. Als sie drei Jahr alt war, ließ Birger, angeblich versöhnt mit seinen Brüdern, den besten Mann des Landes, Torkel Knutsson, opfern; er ließ ihn, dem ehemaligen Regenten des Landes und Freunde seines Vaters, die Füße unter dem Leibe zusammenschließen und sein Haupt unter dem Beil des Henkers fallen. Acht Monate drauf nahmen die Brüder Birgers den König, der sich keines Ueberfalls versah, gefangen und gaben ihn erst 1308 frei. 1317 geriethen sie wieder in seine Gewalt. Er ließ sie in Eisen schmieden, — ihren Kerker verschließen und die Brüder Hungers sterben. Ein Aufruhr erhob sich, in dem Birger unterlag. Die Helfershelfer beim Mord der Brüder

wurden aufs Rad geflochten und sein eigener Sohn, der Kronprinz, obschon unschuldig und sein Leben durch Vertrag gesichert, mit dem Schwert hingerichtet. Das hatte Brigitta in ihrer Jugend erlebt. Ihr Mann war schon todt, als die Pest Schreden verheerte. Sie konnte viel erzählen, und daß ihr tiefes Herz sich damals ganz zu Gott zurückzog, war kein Wunder. Aber bessere Beispiele aus ihrer Heimath konnte sie nicht bringen, wenigstens nicht von den Königen, die eben so mild und sinnlich waren, wie die von Cypern. Die Frauen waren vielleicht schlichter und des Volkes Leben einfacher, aber die Leidenschaften hatten dort wie hier Land und Thron zerrüttet.

Eleonora fragte sie, ob sie in ihr Vaterland zurückkehren oder sich an einen andern König verheirathen solle. Brigitta redete von Beidem ab und rieth ihr, zu bleiben, wo sie sei und keinen zweiten Gatten zu suchen, vielmehr lieber das selbst Begangene zu beklagen und durch Buße die ihr bleibende Zeit auszufüllen. Auch die Rache an den Mördern ihres Gemahls sollte sie Gott überlassen und ihrem Sohn solche Rathgeber beigeßellen, von welchen er Gottesfurcht, Gerechtigkeit und Mitleid mit den Armen lerne, damit Schmeichelei, Prunk und Eitelkeit ihn nicht verdürben.

Eleonora folgte ihrem Rathe nicht. Sie ließ den einen ihrer Schwäger gefangen nehmen und sich vorführen, zog aus einer Kiste das blutbesleckte Hemde ihres Gatten, das sie aufbewahrt, hielt es ihm vor und schrie: „Verräther weißt du, wem dieses Hemd gehört? — gehen Unterthanen und Brüder so mit ihrem Könige um?“ Darauf ließ sie ihn ermorden. Aber ihre eigenen Verbrechen sah sie nicht. Dürfen Königinnen aus Rache Meuchelmörder miethen?

Der andere Schwäger entrann; er ward später König.

Eleonora änderte ihr Leben nicht und verharrte in leidenschaftlicher Einmischung in die Politik. Sie war mit den Genuesern gegen ihren Sohn verbündet. Mit dem Grafen von Ruchas führte sie ein Buhlerleben. Endlich ließ der König diesen an

seiner eignen Tafel vergiften. Eleonora verließ Cypern, um nach Aragonien zurückzukehren. Man maß ihr die Schuld bei, daß Famagusta in die Hände der Genuesen gefallen war.

Als Eleonora Brigitta's Rath wegen Krönung ihres Sohnes verlangte, widerrieth Letztere diese und charakterisirte dabei das damalige Königshaus in einer Weise, die Dante's Urtheil hell widerspiegelte. Brigitta sagte wörtlich: „Eine große Lust ist es und eine große Ehre, König zu sein, aber auch eine große Verantwortlichkeit. Ein König muß reif, besonnen, gerecht, fleißig und ein größerer Freund des Nutzens Anderer, als seines eigenen sein. Daher wurden vor Alters die Reiche gut regiert, wenn ein Mann zum König erwählt ward, welcher gerecht regieren wollte und konnte. Jetzt aber dienen die Königreiche zu Kinderspielen, Berrücktheiten und Räubereien, und grade wie ein Räuber Wege und Zeiten sucht, wie er es anstelle, um Beute zu erhalten, ohne bestraft zu werden, so suchen jetzt die Könige nach Künsten, wie ihr Geschlecht könne erhoben werden, wie Geld könne eingefäckelt (imbursetur) werden, wie die Unterthanen auf listige Weise können belastet werden, und wenn sie Ordnung halten, so geschieht es nur, damit sie selbst ein gutes Leben haben, aber sie lieben nicht Gerechtigkeit, um einen ewigen Lohn zu empfangen.“

Es herrschte, als Brigitta in Cypern war, ein reiches lustiges Leben, zumal in Famagusta. Als sie das sah, sprach sie: „Diese Stadt ist ein Gomorrha, glühend im Feuer des Luxus, der Eitelkeit und des Hochmuths. Deshalb werden seine Gebäude stürzen, es wird öde und gering werden und seine Einwohner werden auswandern und vor Schmerz und Verwirrung klagen.“

Man vergleiche damit, was Dante von den Klagen Famagusta's sagt. Die Worte Brigitta's erhielten schon während ihrer Anwesenheit eine traurige Erfüllung. Bei der Krönung Peters II., Eleonora's Sohn, von der sie abgerathen, geriethen Venetianer und Genuesen in Streit. Der junge König und seine Rätthe

nahmen gegen die Genuesen Partei. Es entstand ein Krieg, in welchem das damals mächtige Genua siegte und die Küsten Cyperns verwüstete; Famagusta wurde von ihnen erobert, wie man sagt durch die hülfreiche Tücken Eleonora's. Brigitta blieb, trotz voller Verehrung, die sie am Hof und beim Volk genoß, kaum einen Monat in Cypern. Sie fühlte, daß man sie ehrte, ohne ihr zu gehorchen. Aber wie konnte sie es anders da erwarten, wo auch die verstorbenen Heiligen geehrt wurden, ohne daß man ihrem Beispiele folgte, wo man heute mit Gift und Dolch voring und morgen vor Reliquien auf Knieen lag. Sie lebte nicht mehr lange nach dieser Erfahrung. Von Cypern segelte sie nach Palästina, kam von da nach Neapel, sah in Rom ihre Tochter Katharina und ihren Sohn Birger und starb daselbst den 23. Juli 1373.

Grade ein Jahrhundert war seitdem vergangen, als am 5. Juni 1473 der letzte König von Cypern starb. Er hatte sich kurze Zeit vorher mit Katharina Cornara aus Venedig verheirathet. Von der jungen Wittve erzwang schnell genug die Republik Venedig die Insel, wengleich man ihr bis zu ihrem Tode, 1510, die königlichen Ehren ließ.

Es währte noch kein volles weiteres Jahrhundert, als Cypern, 1571, in die Hände der Osmanen fiel. Jetzt erfuhr Famagusta die wahre Erfüllung dessen, was Brigitta verkündet. Alle cyprischen Sünden wurden jetzt schrecklich heimgesucht.

In die Zeit des venetianischen Besitzes von Cypern und während der Kämpfe, die die tapfere Republik mit den Sultanen auszufechten hatte, fällt das Erscheinen Othello's, des Mohren von Venedig, der durch Shakespeare unsterblich geworden ist.

Die Quelle ist noch nicht ganz sicher gestellt, aus welcher der englische Dichter geschöpft hat. In der Novelle von Cinthio kommt wol ein Mohr als tapferer Feldherr und auch Desdemona vor, aber der Name Othello wird nicht genannt. Doch gab

es eine Erzählung in England, welche beider Namen enthielt. In jedem Falle hat man übersehen, daß die Sage, Venedig habe zum obersten Feldherrn einen Mohren gehabt, nur auf der Umbildung eines historischen Namens beruht. Wie man den heiligen Moritz (Mauritius) als Mohr dargestellt hat, so ist jene Erzählung vom Mohren von Venedig aus dem venetianischen Geschlechte der Moro hervorgegangen. Es ist gewiß von Bedeutung gewesen, daß der Doge von Venedig Christophero Moro es war, welcher Catharina von Venedig nach Cypern führte.

Dreihundert und sieben Jahre nach der Besitzergreifung durch die Türken vergingen, ehe auf Cypern die Türkenflagge fiel. Wie lange wird es dauern, bis auch Melusine ihres Schlangeneibes ledig wird und Rahel ihre Thränen auch in Cypern über ihre Kinder trocknet und daß die Esche hoch und schlank blüht wie das Kreuz der Liebe.





Bellerophon und die Solymmer in Lycien.

1.

In der Stadt des Lycierkönigs am Ufer des wirbelnden Kanthos ist Sorge und Unruhe. Wilde Feinde von Nord und Ost sind in das Land gebrochen.¹ Ein mächtiges Ungeheuer sendet Feuer und Schrecken bis in die Ebenen herunter. Da kommt ein Held aus der Fremde an. Er stellt sich in den Dienst des Königs, rettet das Land und siegt überall. Er schlägt die stürmischen Amazonen zurück, die das Land bedrohen und besiegt die furchtbaren Solymmer, die von den östlichen Gebirgen herab siegreich vordrangen. Er bewältigt die Chimära, die löwen- und drachengestaltig, feuerspeiend auf dem Gebirge haust. Bellerophon² Bestientödter, ist sein Name. Es war dies der Nationalheld der alten Lycier, auf welchen die Großthaten der alten Zeit übertragen wurden und in dem die Volkskraft und das Volksinteresse sich selbst abbildeten. Alle Völker, deren Sagen wir

¹ Die gelehrten Nachweisungen sind nur zu kleinem Theile hier angegeben. Kundigen Lesern wird trotzdem deutlich sein, daß das zumal über Sage und Namen Gegebene originaler Forschung angehört.

² Der Zusammenhang von *βελλερος* mit *bellua* ist offenbar.

kennen, haben solche Helden. Sie zeichnen sich durch alle Wohlthaten aus, die das Volk bedarf. Sie sind die Sieger über die Nationalfeinde. Bei den Lyciern waren es die Solym er. Lycien war die Südwestgrenze Kleinasien's, gleichsam ein großes Vorgebirge, eine Kante, an der die Charactere von West- und Südkleinasien zusammenstießen. Die Provinzen des Südens von Cilicien und Pamphylien, bis nach Lycien, waren von den Einflüssen Syriens beherrscht, die von den Landungen phönizischer Seefahrer verstärkt wurden. Namen von Orten und Bergen, Flüssen und Landschaften gaben davon Zeugniß. Die Solym er hatten einen syrischen Namen. Es waren Bergbewohner, die von den östlichen Gebirgen des Landes bis an das westliche Meer Macht gewonnen hatten und welche die Lycier erst unter Bellerophon zurückwarfen. Auch die Amazonen waren feindliche Völker, welche um ihrer orientalischen langen Tracht willen von dem poetischen Auge der Griechen für Frauen gehalten wurden. Auf den Bergen der Solym er hauste die Chimära. Sie war nicht bloß eine mythologische Chimäre, man kann ihre Spur in Wirklichkeit dort finden. Eruptionen, Kraterausbrüche, Erdbeben und Feuerströme hat die alte Sage stets für Kämpfe von Drachengeheuern mit den oberen Göttern gehalten. So stritt Typhon mit Zeus, die lernäische Hydra mit Herakles; ähnliche Bilder offenbart die persische und indische Sage. Das Ende solcher Naturkatastrophen stellte den Sieg des Helden dar. Auch Bellerophon war nicht bloß Besieger der Solym er gewesen, er hatte auch das Ungeheuer unschädlich gemacht, welches dort gehaust. Es zeigen die Tachtalyberge noch heute die Spuren ehemaliger Bewegung; von plutonischem Gestein sind sie überall durchwühlt. Was die alten Naturforscher wohl gekannt haben, ist in neuerer Zeit bestätigt worden. Als das englische Admiraltätsschiff unter Beaufort's Leitung vor 55 Jahren an der Küste unterhalb des Berges vor Anker lag, erblickte die Schiffswacht auf der Berghöhe nordwärts ein anhaltendes Feuer; die

Türken nannten es Janartasch, Feuerstein. Beaufort eilte am Morgen des nächsten Tages hinauf und fand in einem klippigen Waldrevier im Winkel eines zerstörten Gebäudes eine sehr intensive Flamme aus dem Boden schlagen, die keinen Rauch gab noch sonst Schaden that, sondern nur etwas Ruß am Gestein ansetzte. So wäre es seit Menschengedenken gewesen, sagte der Führer, niemals wären Rauch, giftige Dämpfe, Steine ausgeworfen worden. Es sei eine reine Flamme, an der die Schäfer brieten und kochten; aber gestohlenes Fleisch werde niemals zu einem Braten gar. Auch die bekannten Reisenden Spratt und Forbes sind dort gewesen. Sie fanden außer der beschriebenen Flamme noch aus verschiedenen Spalten der kraterähnlichen Einsenkung, wo am Boden sich trübes und schwefliches Wasser gesammelt hatte, Flammen ausbrechend. Ein Türke benutzte den Ruß zur Heilung seiner Augenlider. Es erinnern diese Erscheinungen an die Feuer von Baku am kaspischen See. Ein schönes Bild davon lieferte der Maler Berg im Auftrage des Königs Friedrich Wilhelm IV., als er 1853 in Rhodus war. Von solchen Erscheinungen war nun die Chimära ein Bild; ihre heutige Unschädlichkeit ward als ein Verdienst Bellerophons angesehen; ihr Name geht bis in das graue Alterthum hinauf. Denn nur aus dem Namen ist ein wunderliches Mißverständnis in der Sage, wie sie bereits Homer mittheilt, hervorgegangen. Chimära ist nämlich aus der semitischen Sprache zu erklären. Dort heißt Chamar glühend aufwallen, daher Chemar das aufsprudelnde vulkanische Element im todten Meere. Die alten Griechen hatten aber, wie ihre Art war, den Namen griechisch erklärt; Chimaera (*Χίμαιρα*) hieß Ziege; daher die Schilderung, daß das Ungeheuer vorn ein Löwe, hinten ein Drache, in der Mitte eine Ziege gewesen sei, was schwer verständlich war. Nur Ovid, was hoch anzuerkennen ist, hat die Ziege vermieden und Feuer in

die Mitte gesetzt, was ganz richtig war, wofür er aber von einem Philologen* sehr getadelt worden, der es besser wußte.

Ob schon in dem trojanischen Kriege die lycische Ritterschaft gegen die Griechen mit Troja verbunden war, so ward ihrer doch im griechischen Epos mit großer Ehre gedacht. Glaukus' Reichthum wird gerühmt; Sarpedon, auch ein Verwandter Bellerophons, ist ein Lieblingssohn des Zeus, wenn er auch gegen Patroklos fallen mußte. Der Dichter lebte in einer Zeit, wo die Griechen ein gutes Verhältniß mit den Einwohnern der Westküste brauchten, deren Vorfahren sie einst bekämpft hatten. Es geht das auch daraus hervor, daß sie alle Nationalhelden Afiens, die sie kennen lernten, zu Abkömmlingen von Griechen machten. Auch Bellerophon stammte nach ihnen ursprünglich aus dem Peloponnes. Ein besonderes Geschick hätte ihn nach Lycien getrieben. Die Gemahlin des Proteus in Ephyra hätte ihn geliebt, er ihr aber widerstanden. Sie hätte ihn dann bei ihrem Manne verklagt, und dieser, der seiner Frau glaubte, sandte ihn mit einem Briefe an seinen Schwager, den Lycierkönig, der ihn tödten sollte. Jener nun habe ihn zu solchen Thaten gebraucht, in denen er fallen sollte, wie gegen die Chimära und die Solmyer. Er aber siegte. Daraus erkannte der König seine Unschuld, gab ihm seine Tochter zur Frau und machte ihn zum Könige des Landes. Er wäre es auch gewesen, dem von dem Gotte zu diesen Thaten das Flügelroß Pegasus verglichen worden. Die Sage vom Pegasus gehört dem Oriente an, aus dessen Dichtung und Kunst die Griechen erst die Besflügelung von Thier- und Menschengestalten entlehnten. Auch das tragische Ende des Bellerophon ist eine orientalische Sage. Durch seine Siege wäre ihm das Herz geschwollen und er hätte sich über die Götter zu erheben gedacht. Auf den Flügeln des Pegasus wollte er sich gen Himmel schwingen, aber das Roß warf ihn

* Heyne zu Apollod. 2, 3.

ab. Er irrte wie aberwitzig umher, sein Glück verließ ihn. Sein Sohn fiel im Kampf gegen die Solymen und seine Tochter starb. Gedemüthigt lebte er dahin.

Gerade der Orient hat viele ähnliche Sagen. Kai Kawus — in der persischen Sage — will zu Gott fliegen, aber er steigt gedemüthigt herab. Bellerophon ist das lycische Abbild eines Nimrod, ein Löwen- und Eberbesieger. Die muhamedanische Sage erzählt, Nimrod habe den Himmel ersiegen wollen und sei darum gefallen. Die schönste Lehre enthält die heilige Schrift von Nebukadnezar. Als sein Herz sich erhob und er meinte, er sei Gott, ward er irre und ging umher verstandlos wie ein Thier des Feldes.

Die Solymen waren es, gegen welche Bellerophon kämpfte. Schon lange vor Christi Geburt erinnerte man sich, daß es ein Hierosolyma, Solyma (Jerusalem) in Palästina gab. Man nannte daher auch die Solymen in Süd-Kleinasien (Steph. Byz.) Söhne Gottes und der Chaldäer, von denen sie stammen. Ein Ausleger Homers, zur Zeit des Atheners Sokrates, erklärte, daß Bellerophon gestraft sei, weil er das von den Göttern geliebte Volk der Solymen angegriffen habe, also ähnlich wie Nebukadnezar gefallen sei.

2.

Der Lycierkönig, welcher Bellerophon aufnahm, wohnte am reißenden Strome Xanthos. Lycien war ein gebirgiges Land, wie seine östliche Grenze die Solymenberge, so durchzogen seine Mitte die Alpen des Masikytus und Cragus, in der Höhe von etwa 10,000 Fuß. Sein größtes Stromsystem ist das des Xanthos (Etschen Tschai), eines schnellen Flusses, der sich vom Südhang des Masikytos reißend in die Ebene herabstürzt und nach kurzem Laufe von etwa 20 Stunden ins Meer fällt. Der Fluß ist weder breit, noch lang, noch tief, aber die Landschaft, die er durchströmt, gehört zu den schönsten, welche

man schildern kann. In seinem kurzen Laufe verbindet er die höchste Majestät wilder Schneelandschaft mit dem Reize grüner und heißer Thäler. Wenn im Februar an seinem mittleren Laufe der Frühling blüht, ruht auf seiner einsamen Quelle noch schwerer Schnee, während an seiner Mündung heißes Wetter die Anwohner drückt. Jetzt ist hier, wie überall in Asien, Unkultur und Einöde. Weder die Schönheit noch der Reichthum des Landes wird genossen und ausgebeutet, der blaue Himmel bescheint ein ausgefogenes, armes Volk. So aber war es im Alterthum nicht. Weizenreiche Acker, prächtige Pflanzungen zogen sich schon vor Homers Zeiten an den Flüssen hin. Zahlreiche Städte schmückten Lycien auf allen Punkten. Der Xanthus umkreiste feste Burgen. An der Mitte des Flusses lag die bedeutendste Stadt, wie der Fluß Xanthus genannt.

Ein eigenthümlicher Reiz von Verborgenheit hat freilich schon im Alterthum auf Lycien gelegen. Eine Neigung der Zurückgezogenheit von ihren Nachbarn, in stillem Frieden mit sich selbst ist in dem tapfern Volk zu erkennen.

Unerforschlichkeit und Furchtlosigkeit zeichnete den kleinen Stamm, so weit wir ihn kennen, aus. Charakteristisch hierfür sind die Worte seines Königs Sarpedon, als er die Lycier daran erinnert, daß dem Tode doch niemand entfliehe. „Freilich, wenn jemand wüßte, er bliebe, wenn er dies Gefecht vermiede, für immer jung und unsterblich, dann dürfte er wol den Kampf vermeiden, aber da auch außerhalb des Krieges überall die Götter des Todes drohen, so könne man nicht weichen. Auf, wolan, daß Anderer Ruhm wir verherrlichen oder den unsern.“ (Homer Il. 12, 323 u.)

In der That ist es dieser Kampf, dem die Lycier allein ihr Gedächtniß im Alterthum verdanken. Ohne den trojanischen Krieg wäre auch Homers Lied von Sarpedon und Bellerophon nicht angestimmt worden. Dem Crösus, König von Lydien, hatten sie sich nicht unterworfen. Da zogen die starken Schaaren

des siegreichen persischen Großherrs Tyrus über sie; Harpagos, sein erster Feldherr, stand an ihrer Spitze. Die Lycier wagten es trotzdem, Widerstand zu leisten, wenige gegen viele.

Trotz tapferer Thaten wurden sie zuletzt in die Stadt zurückgedrängt. Dort bringen sie Weiber und Kinder, Habe und Hausgesinde in ihre Burg und stecken sie in Brand. Alle kommen in den Flammen um, die Männer sterben fechtend. Nur achtzig Familien, sagt Herodot (1,176), welche grade nicht in der Stadt waren, hätten das Volk der Lycier fortgepflanzt.

Aber auch der Geist des Volkes lebte fort.

Dreimal, notirt der Geschichtsschreiber Appian (Röm. Gesch. 4,80), hätten die Einwohner von Xanthus auf solche Weise geendet. Doch ist von dem zweiten Kampfe, in welchem sie, gegen Alexander von Macedonien fechtend der Unterwerfung den Untergang vorgezogen haben sollen, eine nähere Nachricht nicht vorhanden.

Desto genauer kennen wir die dritte Katastrophe von Xanthus in der Römerzeit. In dem großen Bürgerkriege, der sich nach Cäsars Tod erhob, standen die Lycier auf Seiten der cäsarischen Partei. Sie verweigerten, sich dem Brutus zu unterwerfen und Contribution zu zahlen. Da begann der Kampf. Mit erstaunlichem Heldenmuth vertheidigten sich die Xanthier. Als sie nicht mehr widerstehen konnten, thaten sie wie einst zur Perser-Zeit: sie tödteten zuerst ihre Angehörigen und auf Scheiterhaufen, die schon vorbereitet und errichtet waren, tödteten und verbrannten sie sich dann selbst. Den Anstrengungen des Brutus gelang es kaum, einige zu retten.

Plutarch deutet an (im „Leben des Brutus Cap. 31), es hätten die Xanthier dieses ihr Ende nicht ohne Erinnerung an die That ihrer Vorfahren gewählt. Aber diese, namentlich zur Perser-Zeit, scheint nicht bloß einen patriotischen Charakter gehabt zu haben, vielmehr von einem religiösen Cultus, den

die syrischen Völker Westasiens in weiten Kreisen hegten, geboten worden zu sein.

Es war der vom Glauben Israels abgefallene Simri, der (1. Könige 16, 18), als die Stadt eingenommen war, in die Burg des Königshauses ging und über sich und die Seinen Haus und Burg verbrannte.

Von dem assyrischen Könige Sardanapal ist die Sage bekannt, daß er sich, als er dem Feinde nicht mehr widerstehen konnte, mit allen seinen Schätzen und Weibern im Palaste selbst verbrannt habe. Es war in dieser Todesart ein Cultus der Sonne ausgedrückt, die unter dem Namen des Sandan (Sardan) verehrt ward. Die Sonne verzehrt sich in ihren Flammen selbst, um wie der Phönix aus der Asche lebendig wieder hervorzugehen.

Auch die Lyder verehrten den Sonnengott Sandan, und neuere Forschung hat mit Recht die Erzählung von dem Scheiterhaufen, auf welchem Krösus, der letzte König der Lyder, sterben sollte, so gedeutet, daß nicht Cyrus den Krösus hätte verbrennen wollen, sondern dieser mit köstlichen Gewändern und Schätzen sich selbst.

Die Fürsten, die so thaten, wollten wie die Sonne sterben; sie gaben ihren Völkern damit das große Zeichen, auch wie die Sonne wieder aus der Asche aufzuleben. Es war vielleicht nicht bloß Mitleiden, in welchem Cyrus Krösus dem Scheiterhaufen entriß, sondern wol auch ein politisches Motiv maßgebend. Er entriß damit auch den Lydiern den nationalen Traum der Wiederherstellung und des Auflebens aus der Asche. Die That der Kanthier gewinnt dadurch erst ein tieferes Verständniß, daß sie sich tödten und verbrennen, grade um nicht unterzugehen. Ihre Unterwerfung wäre ihnen Untergang erschienen; die Selbstverbrennung gab ihnen die Hoffnung auf ein neues Leben. Man darf dies nicht in dem erhabenen Sinne christlicher Auferstehung fassen. Sie nahmen es sinnlich als

das Leben, welches, gleich der Sonne, sichtbar nach dem Untergang aufersteht, als ein Wiederaufleben des Volkes, des Staates, ihrer Freiheit und Lebensblüte.

Von den Karthagern erzählt Herodot, daß ihr Feldherr Hamilkar in der Schlacht auf Sicilien, als er vergeblich am Altare Menschen opferte und doch unterlag, sich selbst zum Opfer in das Feuer gestürzt habe (7,167). Die Karthager hatten ihm Denkmäler gesetzt, d. h. eigentlich dem Gotte, vor dessen Abbilde er sich selbst verbrannt hatte.





Die Pyramiden.

Uberall ist ein See in der Landschaft wie ein flüssiger Magnet. Nicht bloß im Schooße schweigender Felsen, auch in der niederen Fläche heimischen Sandes. Er zieht an durch Stille und Kühle, durch Schweigen und Flüstern, durch Wellenglanz und Wellenspiel; Baum und Weide spiegeln sich neckisch darin wieder. Ihn umkränzen Häuser und Gärten; zu seinen Füßen dehnen sich voll Leben und Lust Städte und Dörfer. Stürmischen Muth zieht er an wie prophetisches Sinnen; Mittelpunkt und Vermittlungspunkt ist er überall, wo Menschen wohnen.

Freilich nicht überall knüpft sich an seine Ufer der Hall jauchzender Siege, wie an den See der Vierwaldstädte in der Schweiz, wo der Kahn, den freie Männer führten, dahinglitt unter dem blassen Mondregenbogen zum Rütli, — nicht überall spiegelt sich in wunderblauen Wogen wie bei Genf das Bild gewaltiger Predigt von christlicher Zucht und Freiheit, — nur eines Sees heilig gewordene Ufer betrat der Fuß dessen, der ein Meister alles Lebens und Liebens ist. Seine Lehre schwamm wie ein Schwan auf der lieblichen Flut von Venezareth, deren Stille der Gegensatz ist zu dem Rauschen des großen weltgeschichtlichen Sees, den wir das mittelländische Meer nennen.

Drei Erdtheile bespült seine Welle. Die größten Völkergedanken gediehen an seinen Ufern. Kein anderes, auch kein oceanisches Meer kann sich mit seinen Erinnerungen messen. Wirklich, wie ein strömender Magnet des Geistes und der Kraft rollt es dahin. Die Lust nach Gold und Gewinn trieb die Phönicier auf seiner Flut bis zu den spanischen Ufern. Schönheit und Genuß trugen auf ihm griechische Boote bis zu den Gestaden Galliens. Gewalt und Sieg begleitete die römischen Dreiruderer, als sie Asien unterwarfen, und zuletzt brachten die Wogen des mittelländischen Meeres von Aegyptens Geheimnissen Bildwerk und Bildschrift bis in unsre Heimath.

Die Geschichte des Alterthums begiebt sich am Mittelländischen Meer. Das Wort seines Gottes, seliger und freier in Ketten als alle Sieger, trägt auf gebrechlichem Boote der Apostel bis nach Rom und Hispanien. Die Völker der Weltgeschichte: Juden und Phönicier, Aegypter und Karthager, Römer und Griechen, sind seine Nachbarn.

Aber wo ist ihre Herrlichkeit!?

Heut ist das Mittelländische Meer der See der Ruinen. Die Entscheidungen der Weltgeschichte haben es verlassen; an seinen Ufern sind Trümmer und Wehmuth, Knechtschaft und Verwüstung überall. Freilich fahren noch zahllose Schiffe auf seinen Wellen und suchen Handel und Gewinn; noch begleitet das Wort Gottes hier und da die dampfenden Boote, die in wenig für Ham und Japhet Gedanken und Güter, Laster und Moden vermitteln, aber nicht den Uferstaaten gehören sie an. Nicht ihre Habe, ihr Geist, ihre Ideen sind es, die das Meer beherrschen. Das neue Karthago, gewaltiger als das alte, liegt an der Themse. Die neuen Missionare des Evangeliums gehen von London aus. Gibraltar, Malta und Cypern erscheinen als die drei modernen magnetischen Axen des wunderbaren Meeres.

Das Mittelländische Meer ist wie ein flüssiger Magnet. Es zeigt auch seinen anziehenden und abstoßenden Pol. Die

Griechen liebten es als ihr Element. Jauchzend begrüßten es die Krieger Xenophons, als sie es nach langen Irrzügen wiederfanden. Die Phönicier fanden darauf ihr zweites Leben. Mit der Fichte und Cypresse stiegen sie hinab in die Flut und lernten darauf schwimmen wie der Fisch. Nur daher kann es kommen, daß die Götter der Küste, wie Dagon, Fischgestalt hatten.

Nicht so schien es dem uralten Aegypten. Ihm war das Meer verhaßt. Es verschlang seinen Nil. Der Nil war das Leben und Lieben Aegyptens. An ihn knüpfte sich alle seine Sympathie und Antipathie. Er ist der Mittelpunkt seiner Symbolik und seiner Geschichte. In der Feindschaft zwischen Nil und dem Meer ruht eine Fülle ägyptischer Ideen. Am Meer haftet als böses Princip Typhon, so gut wie an der Wüste. Osiris ist der Nil und das Nilland. Die Leiden des Osiris, der von Typhon getödtet wird, sind die des Nil. Plutarch hält den Ausspruch der Pythagoräer, daß das Meer eine Thräne des Kronos sei, mit Recht von ägyptischer Bildung. Kronos ist die Zeit und das fruchtlose, klagende Meer die Folge ihres Schmerzes. Freude hat die Zeit an der Erde, die hervorbringt und ernährt. Auch ist die Thräne salzig von dem Meerwasser, während das Wasser des Nil süß und nahrhaft ist. Es nannten daher die Aegypter das Salz die Thräne des Typhon. Die Priester aßen nur ungesalzenes Brod; aber Steinsalz war erlaubt, weil es eben dem Meere nicht verdankt ward.

Daher auch die Ungunst, welche die Fische erfuhren. Man bezeichnete symbolisch den Haß durch einen Fisch, als Bewohner des Meeres. Die Aegypter aßen keine Seefische; den Priestern waren alle Fische untersagt. Man liebte die Fische, wo man Schiffe brauchte. Seevölker sind Fischesser. Die Aegypter haßten die Fische, sie waren kein Seevolk. Steuerleute wurden nicht angeredet, weil sie vom Meere lebten.

Das Meer bringt nichts hervor, während der Nil Alles giebt, es läßt sich darauf nicht gründen und säen wie im

Nilland. Es trägt eben die Schiffe hin und her, das heißt, es entfremdet und bringt Fremde herbei, was dem altägyptischen Geiste entgegen ist. Es hat keine Geschichte, während Aegypten auf der Geschichte des Nil ruht. Aegypten hatte kein Holz. Die Schiffe auf dem Nil wurden zum Theil aus Papyrus gefertigt. Es hatte aber Steine. Darauf beruhte der uralte Gegensatz von Meervölkern und Aegyptern.

In dichter Nachbarschaft an der Küste des Mittelländischen Meeres saßen die Phöniciëer und Aegypter. Die einen zog das Meer an, die andern stieß es ab. Die einen hatten Fichten und Cedern auf den Bergen, die andern Steine; die einen wurden Meister der Schiffahrt, die andern der Baukunst. Aber die phöniciëische Existenz verging, wie ein Schiff auf dem Meer zerbricht; die Bauwerke der Aegypter stehen noch — Ruinen unter Trümmern. Von Tyrus und Karthago ist nichts mehr übrig, aber in Aegypten überraschen und imponiren noch Pyramiden und Obelisken.

2.

Es ist eine durchaus merkwürdige Thatsache, welche im ersten Buche Moses von Joseph erzählt wird. Es sei durch seine Veranstaltung geschehen, daß die Aegypter ihrem Könige zinspflichtig geworden waren. Aus den Kornkammern, die er angelegt hatte in den guten Jahren, verkaufte er dem Volke Nahrung in der schlechten Zeit. Als nun das Volk kein Geld mehr hatte, kam es zu ihm und sprach: „Kaufe uns und unser Land ab um Brod; wir und unser Land wollen dem Pharao dienen; gieb uns Samen, daß wir leben und nicht sterben, und das Land nicht wüste werde.“ Daraus leitet die Erzählung den Umstand her, daß Aegypten dem Könige Pharao zinspflichtig und seine Knechte geworden waren.

Erzählt wird dies in der Genesis zumal darum, um die Undankbarkeit des späteren Pharao sichtbar zu machen, welcher, ob-

schon der ägyptische König erst durch die Weisheit Josephs zum absoluten Herrn von Aegypten gemacht worden war, dennoch ein Pharao das Volk Josephs grausam tyrannisiert und mißhandelt habe. An sich ist die Erzählung von großer Belehrung für die Geschichte Aegyptens überhaupt. „Laß uns leben!“ bitten die Aegypter. „Lebensspender“ heißt der Pharao auf vielen Inschriften. Die Könige der Aegypter waren völlig absolut. Diesen Umstand auf das Verhältniß des Landes zum Nil zurückführen, hat man volle Ursache.

Das Nilland, zumeist das mittlere und untere, ist ein pures Geschenk des Nil, doch war es früher ein bloßes Sumpfland und mußte erst durch menschliche Arbeit fruchtbar und nutzbar gemacht werden.

Die Urgeschichte davon ist dunkel. Die klarste Andeutung giebt uns die Schrift. Als Nachkommen von Ham (Cham chemi) wird neben Mizraim (Aegypten) Eusch genannt. Die Euschiten waren auch die Herren vom Lande des Euphrat. Von da kamen die Eroberer des Landes, welche, als König- und Priesterkaste, die Einwohner, damals Hirten zumal, unterwarfen. Vom Euphrat brachten sie die Kunst des Wasserbaues und der Canäle mit. Sie wurden die Herren Aegyptens nicht allein durch das Schwert, auch durch die Intelligenz. Sie schufen aus dem Sumpf das Land der Aecker und Gärten. Aber eben, weil die gewonnene Cultur ganz vom Nil abhing, so wurde sie eine Art Staatsangelegenheit. Die Regulation des Nil, die Erhaltung der Canäle, die Beobachtung seines Steigens und Fallens konnte nicht Privatsache bleiben. Wenn der Staat die Aufgaben, welche eine nothwendige Benutzung des Nil auflegt, nicht innehält, so geht fruchtbares Land verloren. Die Vernachlässigung des alten Canalbaues hat manches Stück Deltaland wieder in Sumpf- und Sandland verwandelt. Es waren die Könige des alten Aegyptens, welcher über den Nil als Segensspender wachten. Was (Amenemha III.) Möris be-

absichtigte, als er das große Werk der Ausgrabung des Sees, von den Griechen nach ihm benannt, vollendete, nämlich die Ueberschwemmungen des Nils zu regeln, so daß nicht einmal große Wasserflut Sümpfe und Moräste erzeuge und ein anderes mal eine niedrige Ueberschwemmung geringere Fruchtbarkeit hervorbringe, ähnliches lag allen Königen ob. Dadurch bereicherten und verschönten sie das Land, dadurch gewannen sie volle Herrschaft über ihr Volk. Die Einrichtung der Nilmesser galt auch für die Verwaltung der Steuern. Je nach der Höhe, die der Nil annahm, wurde der Tribut bestimmt. Von den Nilmessern aus wurde der zeitige Zustand des Nil dem Volke publicirt. Freilich steht es fest, daß, namentlich in der muhamedanischen Zeit, das Volk durch falsche Angaben getäuscht worden ist, um die Abgaben auch in alter Höhe einzutreiben zu können. Der vorige Rhedive Ismael hat 1870 das alte Nilmessergebäude von Elephantine wieder freigelegt und nutzbar gemacht. Der Nilstand wird von dort bekannt gemacht, hoffentlich nicht zum Schaden des Volks.

Der Pharao des alten Aegyptens trug deshalb den Namen Horos, denn unter dem Namen dieses Gottes verehrte man den jährlich wiederkehrenden Segen und Sieg des Nil über Sonnenglut und Wüste.

Allerdings waren die Pharaonen absolute Herren im Lande, das Volk war ihnen unterthan, man sieht es auf Bildwerken im Staub vor ihnen liegen. Sie galten als Söhne der Sonne und trugen die Namen von Göttern, (Pharao von Phra) grade wie die Monarchen von Assur und Babylon in ihren Namen lauter Götterbezeichnungen trugen und Verehrung wie vor der Gottheit erzwangen. Nicht anders war es in Altindien, wo der König Deva Gott angeredet wird; er ernährt und erquickt die Unterthanen wie Prithivi und ist ihr Wohlthäter wie Indras.

Die Beinamen „Sohn der Sonne“, König Sonne, Lebenspender“ sind dem Pharao auf den Inschriften so eigenthümlich,

daß es ein sinniger Einfall war, den Lepsius und Genossen in ihrer Expedition nach Aegypten 1842 ausführten, eine Hieroglyphenschrift in Stein zu graben und darin König Friedrich Wilhelm IV., an dessen Geburtstag es geschah, „als den König Sonne, die das Vaterland erleuchtete“, rühmen zu können.

Aber die Pharaonen, die sich als Söhne und Ebenbilder der Götter angesehen haben wollten, nahmen diese Titel ernst. Sie wollten auch sich als solche bekunden. An ihren Thaten sollte man die Aehnlichkeit erkennen. Sie wollten wie jene geschaffen haben. Nicht bloß ihre Namen, sondern auch ihre Werke sollten ebenbildlich den Thaten der Götter sein. Wie der König Horos ist, wenn er den Nil regulirt und nutzbar macht, so wollte er den Göttern gleichen, die ausdauern wie die Sonne und Werke schaffen so ewig, wie diese. Die Pharaonen haßten das Meer, das grundlos ist; die Welle trug nur das vergängliche und ruhelose Schiff; sie hatten kein Holz, aber Stein. Die Baukunst ist der Könige Kunst und Kraft.

Aber ihre Bauten waren nicht Spiele ihres Hochmuths allein. Es waren Ausdrücke ihrer Stellung zu den Göttern. Es waren überall priesterliche Werke gottesdienstlicher Art. Nur durch die Religionsanschauung des ganzen Landes war die Ausführung auch dem Könige möglich. Es wurde nicht aus subjectiven Einfällen, sondern nach dem Gebot des König-Gottesthums gebaut, dem das Volk wie den Göttern selbst diente. Die Werke waren überall Göttern geweiht und ahmten ihre Werke nach. Die Baukunst ist überall eine Kunst der Symbole. Bloße Technik und bloßes Machtgefühl, mit Geld verbunden, haben sie nirgends begründet. Nur überwucherte in späteren Zeiten die kunstvolle, verfeinerte Technik die alten Gedanken. In Aegypten stand kein Tempel, keine Sphinx, kein Coloss, kein Obelisk und keine Pyramide ohne einen Gedanken aus der religiösen Königs-Götterwelt. Bild war Alles — innen und außen, das Einzelne und das Ganze.

Der Engländer Osburn sagt von der Pyramide des Königs Cheops: „Und trotz dem beherrscht sie noch stolz den Wüstensand, das Gesicht ihrer todtenbleichen Blöcke strahlt noch in der Sonnenglut; ihr Riesenschatten dehnt sich über die unfruchtbare Ebene hin um ihren Fuß, und wenn der Tag sich neigt, hüllt er die Mais- und Waizenfelder von Gizeh in Dunkel. Gelingt es dem Beschauer, vom geistigen Gesichtspunkt sich einen klaren Begriff von der Uermesslichkeit des Denkmals zu machen, so kann kein Wort das vernichtende Gefühl schildern, das seinen Geist erfüllt. Er findet sich erdrückt und wankt wie unter einer Last.“

Die Pyramide, die er schildert, war etwa 480 Fuß oder 160 Meter hoch gewesen und enthält gegen 90 Millionen Kubfuß Mauerwerk. Lepsius, der ihre Höhe mit den Genossen erstiegen, (man braucht mehr als eine Viertelstunde, sie zu umgehen), beschreibt den wundervollen Anblick auf die gelbe Wüste hin auf den überschwemmten Strom, auf das Gräberfeld. Welche historische Erinnerungen mußte sein Herz ergreifen! Jahrtausende haben sich um ihren Fuß gelagert. Der Araber sagt: „Ueber Alles spottet die Zeit, — aber die Pyramide über die Zeit!“

Aber was bedeutet das steinerne Riesenzelt, das sich unzerstörbar in der Wüste erhebt? Es war ja nicht eines; immer andere entdeckte der reisende Forscher. Ihre Zahl war groß. Nur die höchsten stehen in der Nähe von Gizeh in Mittel-Aegypten. Die Mühe und die Kosten ihrer Erbauung schildert Herodot anschaulich genug. Es war allein für Zwiebeln, Rettich und Knoblauch in 30 Jahren etwa 6 Millionen Mark ausgegeben worden. Schon in seiner Zeit scheint man ihren Zweck nicht mehr verstanden zu haben. Es werden schon Meinungen laut, die Aegyptens Könige als Tyrannen und Volksbedrücker schildern. Das eigentliche Volk sei durch ihren Bau bedrückt worden, wie Israel, gemäß der heiligen Schrift. So haben auch Neuere in den Pyra-

miden nichts finden können als Werke der Tyrannei. Alban Stolz, der Katholik, welcher in ihnen nur roheste, schönheitsbare Zeichen brutaler Macht und mächtige Dummheit oder Langlewige sah, stimmt mit Voltaire zusammen, der sie „une preuve d'esclavage“ nennt.

Es sind über ihren Zweck die wunderlichsten Meinungen ausgesprochen worden*. Man hielt sie für die Kornkammern Josephs, um das Getreide darin zu verwahren. Sogar Bunsen stellte die Hypothese auf, daß die Könige sich in ihnen eine Zuflucht vor dem Todtengericht geschaffen. Max Duncker sah als ihren Hauptzweck an, den Namen und die Thaten der Könige zu vererben. Viele nahmen sie als Grabmäler an, allein daß sie das seien, steht durchaus nicht fest. Es gab ja sonst noch Königsgräber und auf einen Grabdeckel allein solche Mühe zu verwenden, sieht den klugen und praktischen Pharaonen gar nicht ähnlich. Es hat einen größeren Sinn, wenn Clemens von Alexandrien die Meinung anführt, die Pyramiden verbergen die Gebeine eines Gottes. Timaeus Lokrus ist schon darum der Wahrheit näher, wenn er die Pyramiden für Symbole der Sonne und des Feuers angiebt, weil er ihnen doch einen religiösen Gedanken zuschreibt. Ohne diesen ist eine Erklärung gar nicht zu denken.

Es ist ein schöner Satz, mit dem Bogumil Goltz von der „Felsensymbolik des altägyptischen Gemüthes“ redet und von „einer Menschenkraft, welche Berge zu ebenen und ein Kunstgebirge

* Dr. Kleinpaul äußert sich in seiner Schrift: Die Dahabiye p. 50 „Die Pyramiden, die euren Horizont wie Bergspitzen begrenzen, sind selbst Grabmäler, nicht Vorrathskammern, sondern Katakomben, nicht künstliche Bauten, sondern Gräfte, nicht Wehren gegen den Flugsand, sondern Todtenschlöffer“. Schack von Jgar (Pyramiden und Delberg p. 89) äußert sich, daß es wol möglich sei, daß der König ein solches Werk nicht nur zum Schutz seines todten Leibes aufführen ließe, sondern schon zu seinen Lebzeiten sich mit den zum Himmel aufragenden in weiter Ferne sichtbaren Wegweisern ein Denkmal setzen wollte, gleichsam ein Wahrzeichen seiner Macht.“

aufzubauen vermochte; die Sinnbilder der Unendlichkeit . . . diese gegeneinander geneigten Pyramidenwände, die wie zum Gebet emporgehaltene Steinhände anzusehen sind, die uralte Gottesnothdurst, die bis zum heutigen Tage noch Thürme in den Himmel reckt und solche Gestalt von der heidnischen Erden schwere und Dunkelheit befreite, christliche Pyramiden zu den deutschen Münstern hingestellt hat“ . . .

Golz erinnert mit Recht an die deutschen Thürme; sie sind nicht Kinder der Technik, sondern steinerne Gottesgedanken der Christenheit, die sie in wachsender Kunst zu bauen verstanden hat. Sie strecken eben das Herz zu Gott, wie die Kuppel schon in den Werken der alten Kunst die Wölbung des Himmels über den Menschen darstellen sollte.

Man tritt dem Verständniß der Pyramiden näher, wenn man sie mit den Thürmen der Kirchen vergleicht. Aus dem Gegensatz zu dem babylonischen Thurm entstand die christliche Baukunst. Aber auch der Thurm zu Babel war ein religiöses Werk — wenngleich nur ein heidnisches Werk. Der christliche Geist, der die Thürme baute, bewältigte die Massen im Geiste seines Glaubens, wie jener Thurm für den Baal errichtet worden ist.

Auch die Pyramiden richten sich mit ihrer Spitze in die Höhe — zur Höhe des Sonnengottes, der ihnen der theuerste war, weil er in der Sommerzeit am höchsten steht, wenn der Nil seine Wohlthat über die Ufer ausgießt. Die symbolische Bedeutung der Spitze ist Widmung an die Höhe, und darin liegt das richtige Gefühl der alten Erklärung, daß sie dabei an Strahlen denkt. Die Pyramide selbst ist das Bild dessen, was der Sonne, der Höhe gewidmet wird. Was ist das?

Die Aegypter hielten ihr Land für das Hauptland der Welt. Die Könige hielten sich für Weltkönige. Es war dies die stolze Empfindung der uralten Monarchie auch in Babel und Persien. In einer Inschrift heißt es, daß Ra dem Könige die Welt übergeben habe. Wie nun die Tempel ohne Zweifel —

wir kommen darauf wieder zurück — den Himmel als die Gotteswohnungen abbildeten, das Labyrinth den ägyptischen Staat in großem Stil modellirte, so waren die Pyramiden das Abbild der ägyptischen Welt, ihrer Erde, wie sie zur Höhe sich hebt.

Vier Seiten hat die Pyramide; vier war die Zahl der Welt. Von den vier Winden, Weltgegenden, Enden der Erde ward gesprochen. Philo sagte, es sei die Vierzahl der Beginn für Himmel und Erde. Die Lotusblume galt wegen ihres vierblättrigen Kelches als ein Bild der Welt. Man verglich die Welt mit einem viereckigen Gewande, der Chlamys. Vier Ströme fließen aus dem Paradiese in die Welt. Die Tetraktys — die Vierzahl — war bei den Pythagoräern die Benennung der Welt.

Aber die Vierseiten selbst bilden gleichseitige Dreiecke, Deltas. Darin beruht der besondere Charakter der Pyramiden. Daß das Dreieck ein hervorragendes Symbol der Aegypter war, steht außer Zweifel. Ganz Unterägypten hieß das Delta. Ein alter Schriftsteller meint, es hätte ägyptisch ptimyris geheißen. Das Wort muß sicher verbessert werden. Wenn myris zu mera Land gestellt wird, so muß die erste Sylbe sompt geheißen haben, so daß es somptimyris, das Dreiland, bedeutet. Weil Neith die besondere Göttin des Delta war, hatte sie das Dreieck zum Zeichen, und darauf geht wol, daß der Athene (Neith) das Beiwort Tritogeneia gegeben ward. Auch Toth, der in den Hermesstädten des unteren Aegyptens dargestellt war, hatte als Bild den Ibis, von dem man sagte, er bilde durch Schnabel und Füße ein Dreieck.

Zumal ist die Drei die Entwicklungszahl Aegyptens nach allen Seiten. Es war ein treffendes Wort des Arabers Anru, als er das Jahr Aegyptens eintheilte in „Staubgefild, süßes Meer und Blumenbeet.“ In dieser Drei verläuft alle Zeit. Sie ist die heilige Zahl der Wiederkehr. Es kommt der Nil, er verschwindet, er kommt wieder und giebt seine Flut. Diese

drei charakterisirt sich in Osiris, Isis und Horus. Osiris stirbt, Isis klagt, aber Horus ist der neue Erretter. Osiris ist schwärzlich, wie die Scholle, Horus ist weiß, wie das Licht und die Blüte. Osiris gleicht dem Samen, der in der Erde stirbt, Horus ist die Auferstehung der Frucht. Das indische Abbild des Horus ist in manchen Stücken der indische Siwa. Er ist auf Bildwerken ganz weiß und hält in der Hand einen Triangel.

Die Pyramide stellt im Dreieck und Viereck das Bild der Erde im Raum und in der Geschichte dar. Aber die Erde lebt eben nur durch die Sonne, der die Pyramide von dem Erbauer gewidmet ward.

Man darf nicht vergessen, daß der Buchstabe Δ Delta, das Dreieck, seinen Namen bekommen hat von der Zeltthür des Morgenlandes, die so beschaffen war. Sie stellte gewissermaßen in der Pyramide das Erdenzelt dar — aus Stein, zu dauern wie die Erde selbst.

Aber dies Zelt war verschlossen. Es verbarg Alles, wie die Erde selbst. Diese ist in ihrer Tiefe eine Grabesstätte, sie verbirgt selbst den Tod. Nur darum finden sich auch Gräber in den Pyramiden, aber zu Gräbern allein sind sie nicht gebaut.

Die Aegypter starben nicht für den Tod, sondern für eine Wiederkehr. Darin liegt das Geheimniß ihrer Bauten, ihrer Mumien, ihrer Gräber. Es waren keine Todesstätten, sondern Hoffungsstätten, zwar nicht für ein Geistesleben, sondern für die ihre Welt. Die Pyramiden stellten die Erde vor, hinter deren Zelt alle Verborgenheit der Zukunft lag. In dieser Verborgenheit hatte der König sein Grab, um zu harren, bis das neue Leben käme, wie Aegypten in Staub und Aede harret, bis der neue Nil von den Cataracten herabströmt. Der König nannte sich ja Horus, das Licht, die Wiederkehr und das Auferstehen. Gewiß werden Entdeckungen, die das ganze Innere aufschließen, mit dieser Anschauung harmoniren.

Der König, welcher ein Sohn der Sonne war, brachte

seinem Vater in der Pyramide die Erde der Gegenwart und Zukunft. Es war seine Erde, die er darbrachte. Er baute, wie jeder König seine Kirchen und Museen bauen kann und wie jeder sie nach Gabe, Verstand und Vermögen zu bauen vermag. Aber daß es ein Denkmal war, das nicht bloß aus purer Tyrannei entstand, ist außer Zweifel. Kein zweiter König würde gerade eine solche Pyramide gebaut haben, um sich verhaft zu machen. Man ahmt nach, womit man Ruhm und Liebe zu finden hofft. Und nur mit dem Volksgeist verbunden, konnten solche Werke entstehen, so weit man sich in jenen Tagen, wo innerhalb des Priester- und des Kriegergeschlechts intelligentes und symbolisches Leben allein gepflegt war, solche Verbundenheit denken kann. Die Pyramiden waren die großen Erdenzelle, deren Geheimniß wie das Grab den Tod umschloß.

Mag man ihre Gestalt schön finden oder nicht, man sieht sie jetzt nur in verwitterter Gestalt; aber Schönheit war nicht ihre Idee, sondern Eindruck der Ewigkeit. Man kann sie für nutzlos halten, aber dann wird ein ganzer Kosmos von Ideen nutzlos erscheinen müssen. Je weniger man sich in die Fülle alter Religionsymbolik zu finden vermag, je weniger wird man darüber ein Urtheil fällen können. Man hat viele Arbeit und viel Geld daran verwendet, aber der Erfolg war ja nicht vergeblich. Die Phönicier und Karthager waren sehr praktische Leute, doch ihr Geld und ihr Besitz sind spurlos verschwunden.

Ein schönes Wort von Schubert: „Die Kraft der Eindrücke der Pyramiden kommt nicht aus dem Gewicht und Umfang der hier aufgehäuften Werkstücke, sondern sie beruht auf dem Gedanken, den der Geist des Menschen anderen Menschen verständlich in das Werk der leiblichen Hände legte. Dieser Gedanke heißt Ewigkeit.“

Die Aegypter suchten und verstanden allerdings griechische Schönheit nicht, nur auf das Leben und die Wiederkehr war ihr Sinn gerichtet. Sie schufen für die Dauer, um wiederzufinden

bei der Wiederkehr. Was sie in Mumien erfunden hatten für eine zukünftige Zeit, das schufen sie in Pyramiden für die geheimnißvolle Dauer. Es war nicht bloß ein Ringen nach Ruhm, von dem ihre Werke zeugen sollten, sondern ein Hoffen auf ein Wiederkommen, wie der Nil wiederkommt.

Der Opferbau des Erdenabbildes, den sie der Sonne darbrachten, besteht zwar noch, aber um ihn liegt jetzt Alles in Ruinen, denn Mumien zerstäuben, die Obeliskten wandern, die Colosse stehen schon vielfach in London, Paris und Rom, — der Stein hat wol Dauer, aber verspricht keine Ewigkeit. Zu Jesus sagten die Jünger in Jerusalem auch: Sieh welchen Bau, welche Steine! Aber Jesus sprach: Was sind Steine! Steine haben, aber machen keine Zukunft.

Das gilt auch von den größten Domen der Christenheit. Sie haben denselben hohen Zweck wie die Pyramide. Ihr Symbol ist auch Erhebung in den Himmel, aber des lebendigen Gottes, der auch die Sonne schuf, — und sie sind offen. Sie verbergen nicht die Nacht und den Tod, sondern sie stellen, wenn die in ihnen Versammelten singen und beten, die Gemeinschaft mit dem Himmel dar. Der Himmel mit seinen Engeln klingt wieder, wenn die Kinder singen und die Alten preisen. Jedes untere Hallelujah ist ein Echo von der Oberwelt. Aber sie sind auch nur die Gefäße des Weines, wenn er darinnen glüht. Ich saß jüngst eine halbe Stunde zur Abendzeit im Cölner Dom. Welcher Bau, welche Steine, welche Herrlichkeit und herzerhebende Andacht! Aber wenn der Wein ausgegangen, was hilft es da, wenn die Dome stehen und dauern? Die Steine mögen bestehen, aber Lebendig macht allein der Geist, der Wahrheit und Liebe ist.

1.

Man kann von den Pyramiden nicht sprechen, ohne der Obeliskten zu gedenken. Jeder Obelisk, das ist sein Kennzeichen, trägt eine kleine Pyramide auf dem Haupt.

Einen der ältesten kennen zu lernen, ist eine Wagenfahrt von 1 $\frac{1}{2}$ Stunde schon werth, nämlich von Kairo aus nach den Trümmern von Heliopolis.

Es ist dies ebenfalls ein Baalbek, wie jenes in Syrien, welches wir besucht haben und das auch Heliopolis hieß. Es war auch einmal eine reiche Tempelstadt — ja mehr als das, eine uralte Universität. Die Priesterschulen, welche der Wissenschaft des alten Aegyptens dienten und die nicht gering anzuschlagen ist, befanden sich hier. Plato, der griechische Philosoph hat hier gelebt. Freilich hielten die alten Weisen ihre Lehre geheim; sie ist für uns unter den Ablagerungen des Nilschlammes begraben. Nichts ist mehr übrig als wenige Mauern und der Obelisk, obwol Heliopolis voll von Obeliskten gewesen sein soll. Von hier stammt auch die vielbesprochene Nadel der Kleopatra, die aber mit der bekannten Königin nichts zu thun hat.

Obeliskten sind in Europa längst nicht mehr fremd. Rom war die erste Stadt, welche durch den Willen seiner Kaiser sie besaß. Es wäre gut gewesen, man hätte alles ägyptische Alterthum wegfangen können, bevor der Islam einbrach und später die Türken Aegypten eroberten (1517). Wie Obeliskten beschaffen sind, ist bekannt genug. Es sind eben hohe (der von Heliopolis ist über 28, die Nadel aber 21 Meter hoch), vierseitige, geglättete Balken, zumeist aus einem Stück des festen röthlichen Granits von Syene (heute Assuan) gearbeitet (Monolithen), deren bestimmter Charakter das Pyramidion auf der Spitze ist. Es standen immer zwei am Eingang der Tempel.

Ueber ihr Symbol ist man im Alterthum und bis auf diesen Tag nicht ganz einig und klar. Plinius sagt: Es sind Balken, die sie Obeliskten nennen, der Sonnengottheit geweiht; sie stellen ein Bild ihrer Strahlen dar; so werden sie mit ägyptischen Namen genannt.“ Ammianus sagt: weil das Ganze einen Sonnenstrahl vorstellen soll, so wird er immer schmaler

und geht allmählich von seinen vier Seiten, alle von Künstlerhand geglättet, in eine scharfe Spitze aus.“ Auch der Kirchenvater Tertullian sagt: Der Obelisk ist der Sonne vorgestellt.“

In neuerer Zeit ist diese Meinung nicht von allen Forschern getheilt worden und die Vermuthung geäußert worden, daß man nur deshalb Obeliskten für Bilder von Sonnenstrahlen gehalten habe, weil die Obeliskten aus Heliopolis es waren, die nach Rom gekommen sind. Ebers bezeichnet sie allerdings noch als Symbole „der Beständigkeit, des Bleibenden und Dauernden, zugleich aber als sinnbildliche Darstellung der Sonnenstrahlen“.

Sehr seltsam ist, was in neuester Zeit ausgesprochen worden, daß „die Achtermannshöhe, eine der höchsten Bergspitzen des Harzes, im ägyptischen Steinbaugeschmacke sich darstellt“, denn „diese Höhe und Spitze wird für Kunst gehalten“. Der Urheber dieser Ansicht, E. W. Heine (in den german. ägypt. und griech. Mythen, Hannover 1879), hat freilich auch den Einfall, den Namen der Stadt Hannover mit Hönövä zu verbinden, „dem Worte, welches Ormuzd sprach, als er die Welt erschuf.“ Bogumil Golz sagt in seiner geistreichen Weise „aus dem spitze geschliffenen Brunkstein vor dem Sonnentempel der hohen Priester und Pharaonen, aus der Granitnadel (Obelos), dem Granitspeer, mit welchem der ägyptische Titane den Himmel eines unvergänglichen Nachruhms im ungetreuen Menschengedächtnisse erstürmen wollte, ist ein Leichenstein geworden in einem Gräbergarten, den eine meilenweite Wüste umgiebt; ein hochgereckter Granitfinger, welcher die kommenden Geschlechter bedroht, wenn sie solche Symbolik, wenn sie die Zeichenschrift nicht verstehen, die zwischen den Hieroglyphen in Geisternoten steht.“

Ebenso unklar ist bisher der Name „Obeliskos.“ Bunsen sagte (Aegypt. I. 438): „Allerdings aber hängt die Bestimmung der Obeliskten wohl mit dem Sonnendienste zusammen und das

Wort enthält wahrscheinlich ra (la) die Sonne in sich, also ubenra-ubenla Strahl der Sonne.“ Dies ist nicht von Allen angenommen. Ebers sagt: Der Name der Obelisten ist griechisch und gewiß, da sie Herodot noch steinerne Spieße (*ὄβελος λατίριος*) nennt, in Alexandria entstanden. Die sarkastischen und witzelnden Bürger dieser Stadt nannten die ungeheuren Monolithe, von denen die Aegypter verlangten, daß sie ihnen durch ihre Größe imponiren sollten, mit der Diminutivform von Obelos der Spieß d. i. Obeliskos „das Spießchen!“

Ich denke, man mag sonst mit Gladstüb übereinstimmen oder nicht, daß er gewiß Recht hat, wenn er bei der Betrachtung des Obelisten zumal an das Pyramidion denkt.

2.

Der Obelisk ist jedenfalls eine Säule. Mit Säulen sind überall im Alterthum tiefsinnige symbolische Gedanken verbunden. Natürlich drückt sie Festigkeit und Bestand — Standhaftigkeit aus. Daher auch ihre Namen. Mit Stehen, Stellen sind daher *stylos*, *stele*, *statua* verbunden. Daher heißt *stoa* die Säulenhalle. Im Sanskrit ist *sthuna* der Pfosten, Pfeiler. Gewiß hängt auch Stein, wie er ja auch Säule, Denkstein, Monument heißt, damit zusammen. Das deutsche Säule hat Jacob Grimm mit *stylos* verglichen, nur daß ein *t* ausgefallen wäre. Aber es ist zu vermuthen, daß goth. *sauls* mehr aus der Bedeutung Höhe, das auch in *sol* Sonne, *sulam* (semit.) die Leiter liegt, wie auch Gebirge so genannt wurden, erklärt werden muß.

Das Wort Obelisk hat eine ähnliche Bedeutung. Er bedeutet seinem Namen nach Säule, Stein und aus einem Stein, dem Granit, war er ausgearbeitet, sie heißen darum in unserer Sprache mit einem dem Griechischen entlehnten Worte: Monolith, Denkmal aus einem Stein, Einstein. Wir werden diese Bedeutung überall durch die Symbolik bestätigt finden.

Clemens von Alexandrien hat das schöne Wort: „Es bedeutet aber die Säule, daß das Bild Gottes nicht ausgedrückt werden könne.“ Zumal bedeute sie „die beständige und bleibende Kraft Gottes.“ „Bevor die Menschen, sagt er, im Stande waren, die Formen der Bilder genau auszuführen, so errichteten die Alten Säulen und verehrten sie als Stützen der Götter.“

Der Pfeiler und die Steinhügel der Hermen, welche dem Hermes — Mercurius — geweiht waren, haben darin ihre ursprüngliche Erklärung. Mit Hermes identificirte man in Aegypten den Thoth. Diese merkwürdige Persönlichkeit unter den ägyptischen Göttern soll auch, dem Namen nach, nichts anders als Säule bedeuten, und man würde schon um deswillen verstehen, weshalb er mit Mercurius = Hermes für eine Person gehalten wird. Denn wie die Hermen Merksteine sind, so hängt wahrscheinlich der Name Mercurius damit zusammen. Der altgermanische Begriff (merc, mearc, merif) des Merkens und Anzeigens — wie er auch im Mark für Geld sich offenbart — läßt die Entstehung des Namens Mercurius, als eines merkenden und markenden Gottes (Vergl. das lat. mercari) begreifen. Säulen tragen und befestigen. Von den Säulen im Tempel des Hercules hat Apollonius das merkwürdige Wort: „Der ägyptische Hercules leidet nicht, daß ich verschweige, was ich weiß; diese Säulen sind die Bänder von Himmel und Erde.“ Isis, die ägyptische Erde, heißt es, ist im Feuchten geboren; sie ruht im Meer, darum wird sie symbolisch die Tochter des Typhon genannt. Aber eben darum heißt es, daß sie von Thoth stamme. Er ist die tragende Säule, auf welchem die Erde, die ägyptische Welt, ruht.

Sein Abbild ist der Obelisk, der das Pyramidion auf dem Haupte hat. Wie sie, so hält Thoth die Welt in der Tiefe. So ruht Isis unerschüttert auf ihm. So trägt er sie dem Licht entgegen. Daher ist er mit ihr verbunden. Es ist der Obelisk, die Säule des Thoth.

Alte Schriftsteller erzählen vielfach von den Säulen des Seth, die im Seriadischen oder Siriadischen Lande stehen. Das Siriadische Land ist das Land des Siris oder Schichor, welches ein anderer wolbekannter Name des Nil ist. Josephus und die Späteren denken an Seth den Sohn Noah's, aber Seth bedeutet eben auch nichts als Säule. Das Wort kommt im alten Testament im selben Sinne vor; es ist nur die Uebersetzung von Thoth, wie Manetho statt von Säulen des Seth von denen des Thoth redet, und Andere später sie die Säulen des Mercurius nennen.

Der Sinn der Erzählung, welche Josephus zumal von den Säulen des Seth mittheilt, kann kein anderer sein, als ihnen das Beständige und Erhaltende in Wasser und Feuer darzustellen.

Keinen anderen Gedanken können die Säulen des Herakles haben, von denen bei Gades (Cadix) die Rede ist. Sie erinnern an Aegypten, denn der ägyptische Herakles sei es, der die Säulen in Libyen aufgestellt hat. Der ägyptische Hercules scheint zuweilen mit Toth wie mit Hermes vertauscht zu sein.

Ihre Idee ist offenbar dieselbe wie die der Säulen des Seth, denn sie heißen auch Säulen des Briareus oder Aegeon eines gewaltigen Meeresriesen, den die Meeressättin Thetis dem Zeus zu Hülfe gegen die zerstörenden Titanen sendet. Da nun Zeus Regierung die Ordnung und Harmonie der Welt darstellt, so sind es die Säulen des Briareus, welche die Erde fest auf dem Meer stabiliren. Dasselbe lehrt die Sage vom Atlas, der als Riese die mächtigen Säulen hält, welche Himmel und Erde tragen und auch die Tiefe des Meeres kennt, wie Homer berichtet. Was von Säulen des Proteus Virgil dichtet, geht, wie schon Servius bemerkt, auf Aegypten. „Bis zu den Säulen des Proteus“ hieß: bis Aegypten, wohin man den Proteus versetzte, welcher auch der Aegypter genannt wird.

Bekanntlich haben auch die alten Deutschen eine solche Weltsäule sich vorgestellt, wenigstens wird von der Irminsäule gesagt: sie bedeute „Welt säule (universalis columna) die alles trage;“ es war eine göttliche Säule, die man verehrte. Vor den Eingängen der Tempel standen gewöhnlich zwei Obelisken; diese Zweifheit bedeutet entweder die beiden Aegypten, oder Himmel und Erde.

Solche zwei Säulen standen vor dem Salomonischen Tempel. Es sind Jachin und Boas. Jachin kommt von einem Stamme, der stützen, gründen heißt; es bedeutet Fundament, das trägt; das griechische *Kion* Säule ist dasselbe Wort. Boas bedeutet dasselbe wie Ben As, Sohn der Kraft, das ist die Kraft selbst; es ist wohl in den beiden Säulen die Idee Gottes als des Schaffens und des Erhaltens ausgedrückt worden, die gründen und tragen kann, so daß die eine Gott den Schöpfer und die andere den Gott der Liebe darstellen mochte.

Nach der phöniciſchen Erzählung standen indeß am Tempel die beiden Säulen Uſous und Hypsuranius; die erste bedeutet dasselbe wie ben As und ist von der Kraft benannt, welche die Erde trägt, die andere hat von der Himmelshöhe den Namen.

Schon bei den Pyramiden wurde bemerkt, daß Thoth mit dem Ibis dargestellt ward; von diesem sagt man, er bilde ein Dreieck, ein Delta, welches das Zeichen der Isis — Neith war. Eben sein Verhältniß als Vater der Isis bringt ihn mit dem Ibis in Verbindung. Noch interessanter ist, daß ihm der Kynokephalus der Hundsaffe gewidmet war.

Thoth ward auf den Denkmälern mit der Schreibtafel und dem Griffel dargestellt oder mit dem Palmzweig, als Zeichen des Jahrs.

Auf der Säule wurde der Kalender angeschrieben. Die Tage des Mondumlaufes wurden auf ihr verzeichnet. Daher heißt es, es kreise Thoth mit dem Monde umher, und dem Monde zumal war der Hundsaffe geweiht. Aber der Hunds-

affe hatte auch die Lust der Nachahmung. Er äffte den Menschen nach, wenn sie schrieben. Horapollo sagt: „man bildet einen Hundsaffen ab, wenn man Buchstaben ausdrücken will, weil es ein Geschlecht Hundsaffen giebt, welches das Alphabet versteht. Daher wenn ein Hundsaffe zuerst in den Tempel gebracht wird, so legt „ihm der Priester eine Tafel hin, zugleich mit einer Rohrfeder und Dinte, um zu erforschen, ob er aus dem Geschlecht der Schreibkundigen ist und ob er schreibt. Es ist daher auch dies Thun dem Hermes (Thoth) geweiht, welcher alle Wissenschaft inne hat.“

Auf die Säule grub man ein, was man als Wissenschaft erfunden hatte, wie es in der Stelle bei Josephus von den Säulen des Seth hieß „ihre Erfindungen schrieben sie darin ein.“ Auch Ham soll seine üblen Lehren in die harten Steine gegraben haben, um sie nach der Fluth wiederzufinden. Wunderbar genug daß, wenn er so schlecht war, er überhaupt noch mit gerettet ward.

Daraus, daß die Säulen die Tafeln waren, in die Lehre, Kalender, Inschriften eingegraben wurden, kam es, daß in Thoth als Erfinder aller Wissenschaft gedacht ward. Manetho sagt: „er habe seine Nachrichten entlehnt aus den Säulen, die im siriadischen Lande standen und auf welche einst Thoth, der erste Hermes, im heiligen Dialekt und mit priesterlichen Zeichen das eingeschrieben hatte, was nach der Sündfluth Agathodaemon, der Sohn des zweiten Hermes, in die griechische Sprache übersetzte.“

Dieselbe Wissenschaft wurde daher dem Seth, welcher ja Thoth ist, zugeschrieben. Die Araber nennen ihn den Erfinder der Schreibkunst. Als Muhamed geboren war, rief es aus einer weißen Wolke „daß man ihm Adams Gestalt und Seth's Wissenschaft wünsche.“ Spätere Gelehrte haben Seth's Schriften getreulich aufgezehlt. Man hat die Säulen wirklich für Archive gehalten.

Bis zu den Sagen der Briten drang die Vorstellung des gelehrten Steins. Es wird darin berichtet von „dem Stein von Ganhebon, auf welchen geschrieben waren alle Künste der Welt.“ Auch mit dem Riesen Atlas, der mit dem Haupte die Welt trug, verband man philosophische und gelehrte Ideen.

3.

Es sind nur wenige Sätze und diese in kürzester Form, welche ich hier darlege. Allein sie dürften doch hinreichend die Idee erkennen lassen, welche ich den Obelisten zuschreibe.

Man muß nur auch hier, wie bei jeder Beurtheilung der symbolischen Ideen der alten Kunst, den Umstand im Auge haben, daß die Kunst selbst im Laufe ihrer Entwicklung den Urgedanken verdunkelt. Nicht alle Späteren, die Obelisten schufen, mögen sich der eigentlichen Idee noch bewußt gewesen sein. Es war eben ein neuer Stil entstanden — wie man gothische Zierrat heute ausführt, aus keinem anderen Grunde, als weil sie gothisch heißt — aber der Obelisk war die Ergänzung zur Pyramide. Er vollendet die symbolischen Gedanken dieser. Er bildet die Kraft ab, die jene trug. Er präsentirt die Erde, die ägyptische Welt, dem oberen Gotte des Lichts. Er ist die Widmung des Aegyptens, in welchem man lebt, an die Sonne, die Alles erhält. Die Säule ist gleichsam die Hand, mit welcher Atlas den Kosmos trägt. Möglicher Weise stellt auch, da es überall vorkommt, das Obelistenpaar die Doppelhände dar, mit welchen Himmel und Erde gehalten werden.

Der Stein der Säule galt als die mächtige uralte Schreibtafel. Thoth symbolisirt die alte Kunst des Malens und Schreibens auf dem Stein, welche der Orient offenbart. Er ist die Gottheit, in welcher Hieroglyphenkunst, Kalenderzeit und Mondberechnung, die an den Stein gezeichnet war, ideale Gestalt erhielt. Weil er die Säule war, wurde er der Inbegriff der Wissenschaft. Die Festigkeit, mit der der Stein trug, ließ diesem

die Inschriften und den Selbstruhm, mit denen man sich schmückte, anvertrauen. Er sollte dauern über aller Zeiten Wandel hinaus; mit ihm blieb alte Wissenschaft.

Die Säulen, sagt jene alte Nachricht, standen im Siroisischen Land, das ist im Lande des Nils.

In der That ist der Obelisk die eigentlich ägyptische Säule. Sie unterscheidet sich von der griechischen und asiatischen nicht bloß der Form, sondern auch dem Gedanken nach. Man hatte in Rom, wie Ammian erzählt, auf den Obelisk, den man hingeschleppt und mühsam aufgerichtet, eine Kugel von Bronze, mit glänzenden Goldblechen belegt, aufgestellt, als diese aber vom Blitz getroffen war, wurde sie abgenommen und eine mit Gold plattirte Fackel an die Stelle gesetzt, die viele Flammen ausstrahlte. Damit traf man keineswegs die Idee des Obelisk, sondern schien bloß diejenige ausführen zu wollen, welche Plinius als die dem Kunstwerk eigenthümliche vermuthet hatte. Die Fackel sollte die Sonne mit ihren Strahlen abbilden. Wenn Papst Sixtus V. an den von Kaiser Caligula nach Rom gebrachten Obelisk die Inschrift setzte:

Sixtus V. Pont. Max.
Cruci invictae
Obeliscum Vaticanum
Ab impura superstitione
Expiatum justius
Et felicius consecravit.

das ist: Sixtus der fünfte, Papst,
Hat dem unbefiegten Kreuz
Den vatikanischen Obelisk
Von unreinem Aberglauben
Entsühnt, gerechter
Und glücklicher geweiht.

so ist doch unklar, wie er dies gethan hat. Die Idee des Obelisk war immer noch die ägyptische. Wenn ihn der Papst aufrichtete, so bewies er mehr die Herrlichkeit des alten Heiden-

thums, da er doch seine Stadt mit ihr schmückte. Dem ägyptischen Geist blieb die Ehre, da man seine Obeliskten weit und breit setzen und aufrichten ließ. Man kann auch die Idee der Säule nicht grade „unreinen Aberglauben“ nennen. Der Obelisk war immerhin ein Symbol der Anbetung, welche die Welt nach der Höhe trägt.

Mit den Säulen, welche die Sonnentempel von Palmyra und Baalbek schmücken und ähnlich auch in Aegypten vorkommen, theilt der Obelisk nicht denselben Gedanken. Die Säulen in Palmyra bilden den Palmenwald ab. Die Palme ist das Bild des Phönix und der Wiederkehr. Ihre Symbolik bewegt sich in der Welt; der Obelisk trägt die Welt selbst. Von den Säulen in der griechischen Kunst wird ein Symbol religiösen Gedankens nirgends angegeben.

Cicero sagt: Säulen tragen Tempel und Hallen, dennoch haben sie nicht mehr Nutzen als Würde an sich.

Plinius sagt: Sie bedienten sich der Säulen in Tempeln, nicht der Schönheit wegen (denn noch wurde jene nicht verstanden), sondern weil sie früher auf andere Weise nicht errichtet werden konnten“, welche letztere Meinung doch offenbar durch die Erfahrung widerlegt wird.

Die Griechen nahmen zwar aus dem Orient das Muster des Säulenbaues herüber und haben es wunderbar verschönt, daß sie dies aber nur ganz äußerlich gethan hätten, ist nicht anzunehmen. Wie sie in ihren Tempeln die Himmel abzubilden trachteten, werden auch ihnen die Säulen wie die Stützen desselben erschienen sein. Die Natur mit ihren Waldhallen kann dem griechischen Kunstgeist nicht entgangen sein.

Es ist nicht ohne Bedeutung daß in Theoth die Säule und auch die ägyptische Wissenschaft abgebildet ist.

Der Obelisk athmet ägyptischen Geist, wie unter den Völkern die Säule zumal von dem Kunstgeist zeigt, der ihnen eigen ist. Wie die Säule so die Kunst. An der Säule offen-

bart sich noch immer der Thoth-Hermes des bildenden Volkes. Wo keine originale Säule gebildet werden kann in Capital und Schmuck, ist kein originaler Schöpfungstrieb.

Selbst wenn hunderte von Obeliskten nach Europa gebracht werden oder nachgeahmt werden, so verpflanzt man doch nur ägyptische Symbolik — ein moderner Gedanke wird nicht offenbar. Auf dem Obeliskten bildet das Pyramidion eine Idee ab, welche in Aegypten groß und erhaben war; aber der moderne Künstler, der für seine Säulen nichts anders zu schaffen vermag, bekundet, daß seine Säule nichts in die Höhe des Ideals zu tragen hat. Auf den Stein der Säule ist noch immer das geschrieben, was, wie Clemens sagte, der Mensch vom Göttlichen nicht bloß zu reden, sondern zu bilden, den Drang hat.





Die Sphinx und ihr Räthsel.

1.

Den Philistern gab Simson das Räthsel auf: „Vom Verzehrten kam Zehrung und vom Schrecklichen kam Süßes.“ Philister können aber niemals Räthsel rathen, darum wußten sie keine Antwort zu geben. Es ist das Räthsel der Sphinx, das er aufgab, das ägyptische und griechische. Werden wir es lösen? Wir sagen „die Sphinx;“ in neuerer Zeit, wie Ebers auch, sagt man der Sphinx. Doch mit Unrecht. Wenn wir überhaupt Sphinx sagen, folgen wir griechischer Tradition; in dieser wird Sphinx durchgehend weiblich gebraucht (*ἡ Σφίγξ* oder *ἡ σφίξ*).

Wären wir etwa wie so viele Andere bis zur Höhe der Cheopspyramide emporgestiegen, wir wären, wenn auch zuerst etwas müde, dann doch wieder erfrischt geworden von dem seltenen Schauspiel, das sich von oben darbietet. Doch nicht alle sind von ihm befriedigt. Ich selbst habe schon Enttäuschtes gesprochen. Der Blick schweift auf der einen Seite über das graue eintönige Sandmeer, aber auf der andern über den Nil, der durch grüne Saaten strömt. Hier die schweigende Wüste, dort der Fluß mit regem blühenden Leben. Die Residenz mit der Citadelle wird sichtbar — die Berge begrenzen den Blick. Und sieben andere

Pyramiden sieht man im Sande, wenigstens die Spitzen ragen deutlich heraus; fünf überblickt man ganz, in der nächsten Nähe, nur etwa 800 Fuß entfernt, unter ihnen die zweite große Pyramide, die des Chephren. Im Süden, einige hundert Schritt von der zweiten Pyramide, ragt etwas wie ein kolossaler Pilz empor; es ist der Kopfschmuck und das Bordertheil der großen Sphinx, des ungeheuren Löwenbildes mit Menschengesicht, von dem Schubert sagt: daß sich der Mensch dazu verhält wie ein Grassalm zur Palme.

Nächst der Pyramide, von der wir herabsteigen ist nichts Merkwürdigeres in ganz Aegypten.

Das Bild ist ganz aus dem Felsen gehauen und 117 Fuß lang. Der Umfang des Kopfes beträgt 81 Fuß, die Höhe von der Brust bis zum Scheitel 51 Fuß. Wenn man sich auf die obere Randung des Ohres stellt, kann man doch nicht mit der Hand den Scheitel berühren.

Das Menschengesicht und zwar das eines Mannes, der Bart ist abgebrochen, war roth bemalt, was noch zu erkennen ist. Der Sand hat es fast zugedeckt, doch ist es mehrfach bloß gelegt worden, wie 1817 von Caviglia, doch ragen noch Kopf und Rücken aus dem Wirbel des Wüstenandes heraus. Am Kopf wollte man nubische Gesichtsbildung erkennen, doch erklären Andere die Mundgestaltung, aus welcher man auf solche schließt, nur durch die Zerstörung, die es erfuhr. Die Nase ist abgeschlagen, Augen und Mund durch Verwitterung und rohe Hände schwer beschädigt. Nur die rechte Wange und das Ohr sind gut erhalten, und dennoch macht das Ganze einen eminenten Eindruck. Noch im zwölften Jahrhundert sagte ein Araber „dieses Gesicht ist sehr ansprechend und trägt den Stempel der Anmuth und Schönheit, man möchte behaupten, es lächle liebreizend.“ Bogumil Goltz sagt: Die Gesichtszüge graben sich in die Seele des Beschauers und kommen ihm Zeitlebens nicht aus dem Sinn.“ Schack von Sgar, der freilich mit anderen Augen sah und

anders auffaßte, meint, „ihre Züge sollen niemals stolz und schön gewesen sein und jetzt wird der Eindruck durch die Beschädigungen, die sie erlitten, vielfach gestört.“ Zwischen den mächtigen Löwentagen stand ein Tempel, dessen Hinterwand eine elf Fuß hohe Stele bildete, die Lepsius ausgraben und abformen ließ. Der große Gelehrte schrieb 1853: „noch ist das große Räthsel der härtigen Riesensphinx ungelöst.“ Was bedeutet es?

Plutarch sagte: „Sie selbst bezeichnen durch die vor den Tempeln passend aufgestellten Sphinxen die räthselvolle Weisheit ihrer Götterlehre.“ Und Clemens von Alexandrien: „Um damit auszudrücken, daß man das Göttliche lieben und fürchten müsse, lieben weil mild und gnädig den Frommen, fürchten weil unerbittlich gerecht gegen die Gottlosen, denn die Sphinx vereinigt das Bild des wilden Thiers und des Menschen.“ Röth meint, „es sei die Sphinx nichts als der Sonnengott, Wächter des Himmels.“ Bunsen: „Die Sphinx behauptet ihr Recht, sie ist das Räthsel der Geschichte.“ Schack von Jgar hält sie für das Symbol der productiven Urkraft. Schwend meint darin ein Sinnbild des segensreichen Lichtes der Sonne zu erkennen.

Die Mannessphinx sei, sagt Wilkinson, das Symbol der Einheit von geistiger und psychischer Kraft (III. 309. ed. Birch London, 1878.) und fügt auf der folgenden Seite hinzu: „Die Sphinx war das Emblem des Gottes Harmachis.“ Letzteres ist von der jüngsten ägyptischen Wissenschaft angenommen worden. Auch Maspero nennt die Sphinx „Harmachis, das Sinnbild der aufgehenden Sonne.“

Trotz alledem dürfte die Frage noch offen stehen, was bedeutete die Sphinx in ihrer Gestalt für den Harmachis, und wie entwickelte sich daraus ihr sonstiger Mythos?

Dieser Frage eine Antwort zu geben, wollen wir versuchen. Harmachis als Sphinx ist eben noch nicht erklärt.

Die Sphinx der großen Pyramiden ist bekanntlich nur das größte, aber nicht das einzige Symbol ihrer Gattung. Herodot erzählt, daß König Amasis für die Vorhallen des Tempels in Saïs gewaltige Männersphynxe anfertigen ließ. Strabo schildert erstaunt die Sphinxalleen, welche zu den Eingängen der Tempel führen.

„Wer die Ruinen von Theben besucht (in Oberägypten), gelangt beim Austritt des Dorfes Luxor durch die Straße vom Haupteingang nordwärts bald an das Ende der künstlichen Schuttrasse, auf welcher dieses ganze Quartier des alten Thebä liegt. Dieser Weg gegen Norden ist sehr breit und zu beiden Seiten mit Säulenresten und Sockeln von Sphinxcolossen überdeckt. Je mehr man sich nordwärts gegen Karnak nähert, desto mehr nehmen diese Fragmente zu. Im Dorf Karnak liegen ganze Torso's von Löwen mit Widderköpfen, so daß in einer Ausdehnung von 6156 Fuß (1026 Toisen) Beides eine Allee von mehr als 600 Sphinxcolossen von Tempel zu Tempelpalast stand, und die Reihen der Schutthügel zu deren beiden Seiten zeigen, daß sie einst ein monumentales zusammenhängendes Ganze bildeten.“

Diese Sphinxen haben 12 bis 15 Fuß Länge, sind aber meist ohne Köpfe, welche die Muhamedaner, von jeher große Meister im Kopfabschlagen, zerstört haben. Doch findet man noch genug Sphinxen mit Sperber- und Widderköpfen, die kunstvoll tren dargestellt sind.

Ueber Sphinxen mit Frauenköpfen sagt Wilkinson: „Aegyptische Sphinxen waren nicht zusammengesetzt aus einem Weib und einem Löwen, wie in Griechenland. Und wenn solche doch vorkommen, so war dies bloße Caprice und vielleicht eine fremde Neuerung, gerechtfertigt durch die Darstellung einer Königin, des Weibes von König Horus aus der 18. Dynastie; auch werden sie zuweilen gesehen in den Bilderwerken, welche die von asiatischen Nationen gewonnene Beute darstellen.“

Ich halte diese Meinung des englischen Forschers nicht für richtig.

Goltz konnte „trotz alles Spähens nur noch einen sehr beschädigten Mädchenkopf entdecken“ und führt die Worte des General Heilbronner an: „Die Widderköpfe auf den Sphinxen sind voll Treue und Wahrheit, einen unverlöschlichen Eindruck machen aber zwei Mädchensphinge — das Vollendetste und Erhaltenste, was ich von ägyptischer Plastik gesehn. Der schalkhafte Blick der Einen mit dem schönsten, edelsten Ausdruck des Gesichtes, wäre des Bildes einer Kleopatra werth und nimmt sich zwischen all dem übermenschlich Großen und unter den stupenden Proportionen der Tempel von Karnak um so reizender aus. Wenn etwas geeignet ist, in Europa einen bessern Begriff von der ägyptischen Skulptur zu erzeugen, so wäre es eines dieser räthselhaften Frauenbilder von Stein.“ Auch die französischen Erforscher Aegyptens haben die Jungfrauensphinx in Aegypten beschrieben und sagen von ihr, „sie sei das Symbol der Epoche des Sonnensolstitiums zwischen dem Zeichen des Löwen und der Jungfrau, wenn der Nil austritt und seine befruchtenden Gewässer verbreitet.“

Auch Melian muß von ägyptischen Frauensphinxen unterrichtet gewesen sein, wenn er schreibt: „Aber auch die doppelartige Sphinx suchten die ägyptischen Künstler in Bildern, die Thebanischen Fabeln in prunkenden Dichtungen als zweigestaltetes zu zeigen, indem sie ihr durch die Mischung des jungfräulichen und des löwenartigen Leibes Würde verliehen.“

Es ist offenbar, daß Herodot die Bildung des griechischen Wortes *Androsphinx* in Aegypten nicht angenommen und die Bildung von Männersphinxen betont haben würde, wenn nicht andere vorhanden gewesen wären. Mit Bezug auf den Mythos der Griechen allein konnte es nicht geschehen sein.

2.

Aber wie auch immer das Haupt der Sphinx gebildet ist, ob als Mann oder Weib — Widder oder Sperber — an sich ist sie immer ein Löwe. Dieser wird nur dadurch zum Bilde der Sphinx, daß er einen symbolischen Kopf hat. In Aegypten trug auch das Bild nicht den Namen Sphinx, sondern Neb, das „Herr“ übersetzt wird, aber wol kein anderes Wort ist, als das semitische Leb, Löwe. Die hieroglyphischen Zeichen, in welchen sie den Löwen schrieben, werden als „Hüter, Wächter“ erklärt, was uns schon eine Hypothese späterer Zeiten zu sein scheint. Die Araber nannten den Löwen zum Theil ebenso (Belhit, wie Ebers übersetzt) oder Abul hól, Vater des Schreckens.

Daß man die Sphinxen fürchtete, geht auch aus einer scheinbar räthselhaften Inschrift hervor, die auf einer Sphinx in Oberägypten stand und mit griechischen Buchstaben lautete:

ABASKANTOS ΨΑΩ.

Ich finde diese Erklärung dieser Inschrift in einer Notiz Aelian's, wo er von den Löwen erzählt, die in Leontopolis (Löwenstadt) in Aegypten im Tempel gehalten wurden. Während die Löwen fraßen, stimmten die Aegypter einen Gesang an. Aelian sagt: „Der Inhalt des Gesanges ist: behext keinen Zuschauer, und er scheint so zu sagen die Stelle eines Amulets zu vertreten.“

Obige Inschrift wird wörtlich übersetzt lauten: „Unbehext berühre ich.“ Sei nun, daß diese Worte dem Bilde in den Mund gelegt werden oder, was wahrscheinlicher ist, denen, die zu den Bildern anbetend herzutreten. Abaskantos nannte man ein Amulet gegen den Neid.

Der Löwe war den Aegyptern ein hochheiliges Thier, freilich weniger durch seine irdische wie durch seine himmlische Natur. Nirgends wie in Aegypten gilt die Zeit der höchsten Sommerhize für eine Segenszeit, denn wenn die Sonne, berichtet Aelian, den höchsten Grad der Höhe und Wärme erreicht hat, so sagt

man, „daß sie sich dem himmlischen Löwen nähere.“ In dieser Zeit aber findet die Ueberschwemmung des Nil statt. Horazollo berichtet: Wenn die Aegypter eine Ueberschwemmung des Nil andeuten wollen, malen sie zuweilen einen Löwen, denn sobald die Sonne in das Zeichen des Löwen tritt, verursacht sie eine größere Ueberfluthung des Nil. Und so lange die Sonne in diesem Zeichen aussharret, wächst das Wasser des Nil oft um das Doppelte, weshalb auch die Mündungen und Kanäle der heiligen Quellen, von denen, welche heiligem Dienste vorstehen, mit der Gestalt des Löwen versehen werden.“ Man ließ, sagt schon Plutarch, die Brunnen aus Löwenrachen springen, weil der Nil das Wasser auf die Aelter gießt, „wenn die Sonne im Löwen steht.“ Aus dieser Anschauung ist der Brauch, Löwen an Brunnenmündungen anzubringen in der Kunst heimisch geworden. Man nannte den Löwen (wie die Sphinx) Hüter, Wächter der Brunnen, Krenophylar. Um des Segens willen, den sein Erscheinen über Aegypten bringt, zeichneten die Aegypter, wenn sie um die Ueberschwemmung des Nil beteten, einen Löwen. Sie gaben den Tempelschlüsseln die Form eines Löwen, wie auch die Ausgüßröhren der Tempel zum Schmuck einen Löwen hatten.

Die Ueberschwemmung des Nil gab Aegypten sein Leben und Gedeihen. Ohne diese ward es zur Wüste. Daher stellt sie den Sieg über den Typhon dar, welcher das Symbol der Wüste und des Meeres war, und der den Nil verschlang.

Durch den ausdörrenden Typhon ward Osiris erschlagen; sein Sohn Horus besiegte den Typhon. Im Horus war das über die Wüste durch den Nil stiegende Land dargestellt. Daher ist der Löwe sein Bild. Es sitzen am Throne des Horus Löwen. Von Horus haben alle Könige gleichsam ihre Krone; sie sind seine menschlichen Nachfolger. Die Sphinx ist ein Löwe mit Mannesgesicht. Es ist das des Horus selbst oder eines Königs an Horus Statt. Es ist der himmlische Löwe, der Horuslöwe, welcher das Symbol des neuen Nilsegens geworden ist.

Es bedeutet nichts anders, wenn die Sphinx statt eines Mannesgesichts einen Hieraxkopf tragen (Sperber, Habicht). Unter dem Hierax stellte man neues Leben, daher auch den Phönix dar. Die Priester trugen einen Hieraxflügel auf dem Haupt. Horapollo sagt: Wenn man den Gott, die Sonne, den Sieg zeichnen will, so thut man dies mit einem Hierax.“

Es ist belehrend, daß grade in Theben die Sphinx mit Widderkopf erscheinen. Der Widder ist das dem Ammon in Theben geweihte Thier. Die Aegypter, sagt Herodot, haben eingeführt, daß das Bild des Gottes eine Widdergesicht erhalte.

Es war das Zeichen des neuen Lebens, daher auch bei den Griechen das Symbol des Frühlings. Hermes ist darum der Widderträger, d. h. des neuen Lichtes, das still heraufkommt. Das goldne Vließ des Widders, welches Jason holen soll und will, ist das Symbol nicht des Goldes, sondern des Lebens, des neu errungenen, das dort verborgen ist in dem Garten des Todes.

Die Sphinx war roth bemalt, was an den wolerhaltenen Theilen der Wange und des rechten Ohrs noch zu erkennen ist. Es ist das sehr lehrreich. Denn wenn der Nil in Aegypten bei hohem Wasser eintritt, ist er voll Sand und Schlamm und röthlich von Farbe, und diese Farbe hält die ganze Zeit der Ueberschwemmung an. Die Sphinx drückte also auch durch das röthliche Gesicht den Gedanken des Sieges aus, den die Ueberschwemmung über die Wüste davonträgt. Wegen dieser röthlichen Farbe trägt sie den Namen Harmachis, weil diese das Symbol der Morgenröthe war.

Der Nil hatte röthliche Farbe. Aus demselben Grunde hieß der röthliche Planet Mars: Harmachis. Auch Ra wird roth dargestellt. Der röthliche Horus Sphinx, der Harmachis, der Löwe, war der Retter und Hüter des Wohlstandes Aegyptens. Wenn er erschien, wurde es fruchtbar und genährt. So ist die Sphinx gewissermaßen die Lösung des Simson'schen Räthsels:

Vom Verzehrter kommt Zehrung. Im Bilde des Löwen erhielt das Land wieder Nahrung. Daher kam es, daß auch im griechischen Lande der Löwe eine segensreiche Bedeutung im Symbol erhielt. Die Sphinx wurde ein Symbol der Göttin von Ephesus, weil diese der Fruchtbarkeit der irdischen Natur vorstand. Die Leontiner hatten auf ihren Münzen einen Löwen mit aufgesperstem Rachen, der von Fruchtkörnern umgeben war.

Wo man es bisher gar nicht suchte, in einer Stelle des Kirchenvaters Arnobius finden wir eine Beschreibung der Sphinx. Er sagt in seiner Schrift, die er an die Heiden richtet: Unter Euren Göttern sehen wir ein furchtbares Bild eines Löwen, dessen Gesicht mit rother Farbe bestrichen ist und der Fruchtbringende heißt.“ Fruchtbringend hieß auch sonst Osiris und Isis wie Serapis.

3.

Damit aber ist die Symbolik der Sphinx noch nicht erschöpft.

Der Löwe, nach seiner irdischen Natur, war kein Symbol des Lebens sondern des Todes. Er war der Schrecken der Nacht. Es ging von ihm aus Raub und Verzehrung. Horapollon sagt: „daß man auch das Gewaltige und Furchterregende mit einem Löwen abbilde.“ In Leontopolis hielt man lebendige Löwen, denen Rindvieh zur Speise täglich geliefert ward. Wenn diese Schrecken des Löwen in aller Bewußtsein waren — die Helden der Sage werden ja grade als Sieger des Löwen geschildert — so mußte allerdings ein Bild der Sphinx räthselhaft erscheinen. Ein Todbringender Löwe mit dem Gotteshaupt des Lebens, ein Löwe mit dem Widderhaupt der neuen Zeit, mit dem Hieraxhaupt der wiederkehrenden Zeit, gab allerdings einen merkwürdigen Contrast. Tod und Leben, Vergehen und Hoffnung erschienen in einem Bilde.

Die Sphinxen bildeten den Eingang zu den Tempeln. Zu den Häusern des Göttlichen führte der Tod mit der Hoffnung des Lebens.

Ohne den Tod kam man nicht hinein, aber mit dem Widder und mit dem Hierax, mit den Symbolen des Lebens. Eine Philosophie des Lebens über den Tod ruhte auf den Bildern der Sphinx. Die Sphinxen bildeten daher die Alleen zu den Wohnungen der Götter. Es scheint, daß man nie erfahren wird, wie groß die Zahl der Bilder war, welche zu den Tempeln führte. Wahrscheinlich lag in ihr eine chronologische Symbolik. Durch den Tod zum Leben war gleichsam jährliche Erfahrung durch den Nil. Durch den Tod zur Wiederkehr die Hoffnung der ägyptischen Seele, welche die Sphinx geschaffen.

Das ist es, was in einem Berliner Papyrus, wie Ebers anführt, gesagt wird, „daß die solare Gottheit sich selbst erzeuge und zwar in Löwengestalt zu neuen Formen. Harmachis in der Gräberstadt verheißt den Verstorbenen die Auferstehung. Harmachis, der genau gegen Morgen gerichtet ist und dessen Angesicht zuerst wieder erscheint vom Glanz der aufgehenden Sonne, bringt der Welt das Licht nach dem nächtigen Dunkel. Harmachis am Saume des Fruchtlands besiegt die Dürre und wehrt dem Sande, die Acker zu verschlingen.“

Diese offenbare Deutung der Sphinx läßt mich doch auf die Frauensphinx nicht verzichten. Ohne Zweifel hat es deren gegeben. Die griechische Sphinx selbst ist davon ein Zeugniß. In der Frauensphinx läßt sich vielmehr das Bild der „Herrin“ erkennen, wie jene Sphinx an der großen Pyramide der „Herr“ heißt.

Es ist die Nebti oder in griechischen Formen Nephthys genannt. Sie ist eben eine Göttin sowol der Unterwelt wie der Oberwelt. Sie wird die Gattin des Typhon genannt, des Verzehrers, des Todes, und doch ist sie wieder Erzieherin des Horus. Sie erscheint mit Osiris und Isis zusammen und sie,

welche in der Unterwelt ihren Sitz hat, trägt auf Bildwerken eine Krone mit dem Hierax und hält ein Blumen scepter wie sonst ein Lebenssymbol in der Hand. Es ist darin derselbe Gedanke des Todes, welcher die Hoffnung des Lebens erzieht (in Horus).

Die Griechen haben dies tiefsinnig verstanden, wenn sie dieselbe mit der Nike, dem Siege, oder der Teleute verglichen, nämlich dem Ende im Tode.

3.

Durch Nephthys erklärt sich sicherlich auch die vielbesprochene Dichtung der griechisch-thebanischen Sphinx. Sie drückt denselben Gedanken aus und ist doch ihr Contrast. Sie stellt eben auch das Gebilde eines Löwen mit einem Menschenkopf vor, aber hier hat der Löwe seine räuberische Gewalt.

Nephthys ist das Symbol des Todes mit dem Zeichen des Lebens. Die griechische Sphinx ist nur der erwürgende Tod.

Das ägyptische Gebilde ist uns durch die Denkmäler allein stumm überliefert worden. Die griechische Sphinx ist von der Dichtung bewahrt und zu einem theologischen Drama erhoben worden.

In den Denkmälern des ägyptischen Theben geleiten die Sphinxalleen bis in die Tempel der Götter. Nach der griechischen Sage liegt bei Theben in Böotien die Sphinx und tödtet, die zur Stadt des Zeus wandern.

Dem so lautet ja die Mythe. Als Lajos, der König von Theben erschlagen war, Creon statt seiner regierte, da war es, daß die Sphinx jeden Wanderer nach Theben zerriß, der das Räthsel, das sie aufgab, nicht lösen konnte. Als Oedipus es löste, gab sie sich den Tod. Was ein symbolischer Gedanke war, reichte die griechische Dichtung in die mythische Geschichte ein. Spätere Erklärungen machten sonderbar genug aus ihr eine wirkliche Persönlichkeit; sie ward zuletzt zu einem Räuber-

hauptmann oder zu dessen Weib. Allerdings der Tod ist räuberisch genug.

Aber schon das Alterthum giebt Andeutungen, worin nicht nur die ägyptische Verwandtschaft, auch das ägyptische Symbol nur im Contrast des Gedankens heraustritt.

Wie Hesiod erzählt, gehört die Sphinx (böotisch Fix) zu der Familie der Echidna, der Chimära, der Lernäischen Hydra, des Nemeischen Löwen. Es sind das ihre Geschwister, und zwar lauter Geburten der Nacht und des Todes, Feinde der Menschen, welche von den Helden, den Söhnen des Zeus, überwunden werden. Bellerophon überwindet Chimära, Herakles die Hydra, Oedipus die Sphinx.

Es sind der Nemeische Löwe, die Hydra und die andern Schlangengehüme lauter Geschöpfe der Hera, die Göttin der Nacht. Hera war die Göttin von Argos und Feindin von Theben, woraus sich der Krieg der Sieben von Argos gegen Theben erklärt. Einer der Helden, die von Argos kamen, hatte deshalb den Spruch auf seinem Schild, wie Aeschylus schildert:

„Im Erz des runden Schildes, der ihn schirmt,
Glänzt hell die Schmach von unserer Stadt, die Sphinx.
Ein reißend, ein abscheulich Ungeheuer
Und in den Klauen hält sie einen Mann
Des Berges Kadmos Einen, unter sich
Zum Ziel gesetzt jeglichem Geschöß.“

Es wird auch von Pisander erzählt, daß Hera die Sphinx aus Born gegen die Thebaner vom fernen Aethiopien kommen ließ. Die Sphinx wird also auch hier als eine Feindin des Lichts dargestellt; es ist der alte Gegensatz der Nacht und des Zeuslichtes am Tage angedeutet.

Die Sphinx ist ein Gegenstück zum Nemeischen Löwen; nur anderer Waffen mächtig und anders überwunden.

Als solches Bild des Todes stellte sie auch die Kunst dar.

An den vordern Füßen des Thrones, auf welchem der Zeus des Phidias saß, sah man, wie die Kinder der Niobe von den Pfeilen fielen und wie Kinder von der Sphinx geraubt wurden. Es waren beides Bilder des Todes. Auf vielen Gemmen erscheint die Sphinx, Theben niedertretend. Sie kommt auf Sarkophagen und Grabmonumenten vor. Silius Italicus läßt sie mit andern Ungeheuern an den Pforten der Unterwelt weilen.

Also wie Nephthys, die in der Unterwelt herrscht, ist die griechische Sphinx die Tochter Typhons. Die Dichter reden oft von der Thebanerin als grauenvollem Hund. Nephthys gilt als die Mutter des Anubis.

Es leuchtet überall der ägyptische Gedanke durch. Darum nannten die Griechen auch die ägyptischen Bildwerke mit dem griechischen Namen. Auch die ägyptischen Neb und Nebti stellen noch das Ersticken im Tode dar, aber auf ihrem Haupte glänzt das Lebenszeichen. Die griechische Sphinx ist nichts als Erwürgung und Verschlingung allein.

Es war dieselbe Vorstellung in Beiden, nur gestaltete sich ihre Idee verschieden bei Aegyptern und Griechen, weil deren Land und Geschichte verschieden war. Die Griechen hatten keinen Nil und keine Wüste wie die Aegypter. Diesen war das Meer ein feindlich Element, während der Griechen heilig Element die Fluth war, ihr Gott und Schutzherr in Gefahr. Bei den Aegyptern war Anubis, obschon ein Geleiter der Todten und Wächter der Unterwelt, eine hochverehrte, heilige, göttliche Persönlichkeit. Bei den Griechen war Cerberus verabscheut; kein Hund durfte in das Heiligthum des Herakles.

Bei den Griechen war der Löwe ein Thier des Schreckens und der Nacht — in Aegypten das heilige Thier des Segens, denn der August war eine Jubelzeit in Aegypten, weil dort mit dem Sternbild des Löwen der Nil austrat. In Griechenland war diese Zeit voller Schrecken und Krankheit. Die Sonne dorrt aus, die Bäche vertrockneten.

Allerdings haben beide Sphinxen den Löwen, aber in Griechenland blieb er der Todesbringer. In Aegypten überwindet er den Typhon, aber in Griechenland ist er wie Typhon. In Aegypten verkündet er neues Leben und in Griechenland die Erstickung des Lebens durch die ausdörrende Gluth. Daher bildet die Sphinx in Aegypten den Wächter und Geleiter zum Tempel, während sie in Böötien diejenigen zerriß, welche zur Stadt des Zeus wollen, weil sie der Hera diene. In Aegypten ist die Sphinx Siegerin (Nife) und Herrin — in Griechenland muß sie besiegt werden.

4.

Aber die Waffen, mit denen Oedipus streitet, sind andere, als die welche Herakles gebraucht. Die Lernäische Hydra hat Gift, der Löwe in Nemea seinen Rachen und seine Taten; gegen sie braucht der Held Pfeile und Keule, aber die Sphinx appellirt an den Geist, sie giebt ein Räthsel auf; wer das Räthsel nicht räth, muß sterben. Oedipus kann sie nicht mit Schwert und Lanze angreifen, die Sphinx kann nur besiegt werden, wenn man ihres Räthsels Lösung findet.

Räthsel galten im Alterthum als besonderes Zeichen der Weisheit. Man rühmte den Scharfsinn, solche zu geben und zu lösen. Zwischen Salomo und Hiram, König von Tyrus, soll ein solcher Räthselkampf stattgefunden haben. Wer die Räthsel nicht errathen konnte, mußte große Summen zahlen. Erst unterlag Hiram, als ihm aber ein Tyrier, Abdemon zu Hilfe gekommen sei, da mußte Salomo Strafe zahlen. Es war dies eine griechische Legende. Von Räthseln, welche die Königin von Saba dem Salomo aufgegeben, erzählt schon die heilige Schrift. In späteren Zeiten wollte man sogar den Inhalt der Räthsel wissen. Ein byzantinischer Schriftsteller berichtet, daß die Königin dem Salomo gleich gekleidete Kinder

gesandt hatte, damit er errathe, welches Knaben und Mädchen seien. Da ließ er sie alle gemeinschaftlich sich waschen und die verschiedene Weise offenbarte ihm das verschiedene Geschlecht. Die arabische Legende ist noch weiter unterrichtet. Nach Hammers Uebersetzung hatte ihm die Königin ein kostbares verschlossenes Gefäß gesandt. Er sollte den Inhalt aus dem Vers errathen:

Es schließet dieser Becher ein
Was bohrt und wird gebohrt,
Zwiefachen Edelstein.

und er errieth es, indem er antwortete:

Der Demant bohrt, die Perle wird gebohrt,
Schert Euch mit Perlen und Demanten fort,
Die sind bei Weibern, nicht bei mir am rechten Ort.

Nun gaben die Gesandten der Königin ihm ein andres Räthsel auf:

„Was ist das Wasser, das
Nicht von den Wolken fällt,
Nicht aus der Erde quillt
Das süß und bitter rinnt aus einem Glas.“

Und Salomo rieth: die Thräne.

Auch der König Amasis von Aegypten wird als besonderer Räthselfreund geschildert. Er hatte dem griechischen Philosophen Bias geschrieben, er sende ihm ein Opferthier; das Stück, was das schlechteste und beste zugleich sei, solle er ihm zurückschicken. Bias sandte ihm die Zunge. Amasis war mit dem König von Aethiopien in einen Räthselkrieg gerathen. Provinzen sollten die Strafe sein für den Verlierer. Amasis gerieth in große Verlegenheit, als ihm der Aethioper aufgab, er sollte das Meer austrinken. Er rief Bias zu Hülfe, welcher ihm rieth dem Aethioper zu schreiben, er werde das Meer austrinken, wenn jener die Flüsse verhindert haben werde, immer wieder in's Meer zu fallen.

Unter den nordischen Völkern war die Lust am Räthselkampf nicht geringer. Es stand zuweilen das Leben auf dem Errathen eines aufgegebenes Räthsel. In der Sage war Odin der Räthselmeister. Es heißt, daß ein König Gesterblinde dem Odin angerufen hatte, als er in einem Räthselkrieg auf Tod und Leben mit König Ulrik lag (Saxo erzählt es anders). Man gab dem Missethäter Räthsel auf; wenn er sie rieth, war er frei. Aus der norddeutschen Sage wird ein Beispiel erzählt, aber in umgekehrter Form. Die Richter wollten einer Frau den Mann losgeben, wenn sie ihnen, den Richtern, ein Räthsel aufgeben könne, das sie nicht zu errathen vermöchten. Sie that es, und jene erriethen es nicht. Ihr Mann ward frei. In einem anderen Falle steht der Sünder schon am Galgen, da giebt er noch den Richtern ein Räthsel auf. Sie finden die Lösung nicht. Er kommt los. Die Geschichte der Räthsel der Turandot sind aus Schillers Märchen-Lustspiel bekannt. Wer sie nicht rieth, dem kostete es den Kopf.

Als der persische Sagenheld Sal sich um Rudabe bewirbt, läßt ihm Minutschehr Räthsel vorlegen, die der kluge Jüngling alle löst. Das eine, weil es das entscheidende war, lautete (nach Schacks Uebersetzung des Firdusi):

Auf einer Wiese,
 So reich an Grün ist keine wohl wie diese,
 Erscheint ein rauher finster schauender Mann
 Und legt die Sichel, scharf von Schneide an;
 Indem er Trocknes so wie Grünes mähet;
 Nicht klümmerts ihn, wenn man um Mitleid sieht.“

Sal antwortete:

„Der Mäher ist die Zeit, wir sind das Kraut,
 Gleich gilt ihr, ob wir jung sind, ob ergraut,
 Ob Ahn, ob Enkel, ohne Unterschied
 Wirft sie die Bente nieder, die sie sieht.“

Bestimmt ist's von dem Schicksal so, dem herben,
 Daß wir geboren werden, um zu sterben;
 Geburt und Tod erschließen für und für
 Zum Eingang die, zum Ausgang jene Thür!“

Noch näher an die Idee des Sphinxräthfels tritt der Kampf auf der Wartburg. Auch hier steht das Leben auf dem Spiel. Es traten auch hier die Geister des Lichts und der Nacht einander gegenüber. Wolfram v. Eschenbach und Klingsor sind die Gegensätze des Christenthums und Heidenthums.

Es ist der Legende entnommen, wenn man von dem Räthsel erzählte, welches der Teufel einem Pilger aufgab; nur wenn er es rieth, bewahrte er sein Leben. Wie weit, sprach Satan, ist der Weg zum Himmel. Das wirst du selbst schon wissen, antwortete Jener, da du doch vom Himmel gefallen bist. Der Satan entfloß.

Auch die Sphinx, wenn sie Räthsel aufgibt, drückt eine Weisheit aus, aber eine gefährliche, nächtlich-dämonische. Sie ist Hera's Geschöpf, Typhons Kind — sie will durch Räthsel tödten. Sie ist dem Drachen Pytho ähnlich, der in Delphi das Orakel beherrschte, bis Apollo ihn überwand. Pytho ist gleichfalls mit Hera in Verbindung; er erzieht den Typhon in ihrem Auftrage und wird zum Hüter des delphischen Orakels gesetzt. Seine Bedeutung wird schon in pynthanomai (python) erkannt; er stellt die Orakelkunde im Dienste der Götterfeinde dar, von ihm nimmt er den Namen Pythius an. Pythaizein hieß, das Orakel befragen. Pythaiestes nannte man Einen, der es aussuchte.

Was der Kampf des Pythischen Drachen mit Apoll bedeutet, stellt der Räthselstreit der Sphinx mit Oedipus dar. Es ist die Weisheit der Hera, die mit der Weisheit der oberen Mächte streitet. Oedipus ist ohne Zweifel mit oida verwandt; sein Name ist sicherlich der Wissende, und zwar aus der Kunst des Zeus. Ich meine, daß der Name des Sohnes von Ptah in Aegypten, der als Heilkundiger (Aesculap) den Namen

Niemhotep (wie Wilkinson schreibt) trägt, in hotep nichts anders bedeutet. In hotep klingt oida, das hebr. *jadah*, das griechische *oedip* an. Man wird vielleicht auch in Odysseus den wandernden Weisen und Wissenden erkennen. Daß in Odin, der angeblich die Sonne darstellt, die alles weiß, der Räthsel aufgiebt und räth, mehr die Erinnerung an Wissen (Sanskrit *vid*, griech. *oida*) vorhanden ist, wie an Wuth und an lat. *vadere*, ist ohne Zweifel.

Dedipus ist ein ägyptischer hotep, ein wissender Räthselrather, ein Held aus dem Geschlecht der Lichtkämpfer, ein Günstling der Athene, wie Odysseus es war.

Dies stellen Münzen trefflich dar. Man sieht die Sphinx auf einem Fels, dem Dedipus das Räthsel aufgebend, zu seinen Füßen liegt eine Palme. Athene redet unten den Herakles an. Dedipus findet daher ein Asyl in Athen selbst. Es war gewissermaßen die Weisheit der Athene, mit der er die Sphinx überwand.

5.

Daß Dedipus in die Reihe der Lichthelden gehört, welche gegen die Geschöpfe der Nacht streiten, bezeugt auch sein Schicksal. Es ist tragisch, wie das aller Lichthelden. Sie fallen zuletzt alle über ihren eigenen Sieg. Am Gift der Lernäischen Hydra, die er überwunden, nimmt Herakles ein tragisches Ende durch die Eifersucht der Dejanira. Jason stirbt durch die dämonische Gesinnung der Medea, ohne welche er gleichwol das goldene Vließ nicht erreicht hätte. Theseus endete traurig und durch Verrath, auch über Perseus Ende gab es tragische Mythen. Am meisten offenbart dies das Leben und Ende des Bellerophon, der die Chimära überwand. Es trägt dieser Held keinen anderen Namen als „Bestientödter;“ er soll, wie Dedipus, einen Vater, einen Bruder in seiner Heimath unglücklicher Weise getödtet haben. Nach seiner Siegesthat heißt es, sei er von den Göttern gehaßt worden und wäre menschenfurcht und unglücklich allein umher

geirrt. Es war dies Folge von Selbstüberhebung und Trotz gegen die Götter.

Dedipus überwindet die Sphinx, der Lichtwissende das Räthsel des Todes. Er gewinnt dadurch, so lehrte die Thebanische Dichtung, die Königin von Theben, Jokaste, zur Frau, und darin spricht sich tragisch sein Schicksal aus. Sein Siegeslohn ist sein Fluch, denn unwissend heirathet er seine Mutter. So soll auch Nebti in ägyptischer Symbolik irrig vom Osiris, der sie für Isis hielt, heimgeführt worden sein, woraus der Anubis entstand.

Es ist tief gedacht, wenn Sophokles den Dedipus, als ihn Tiresias die Wahrheit verkündet, feindselig gegen diesen auftreten läßt. Dedipus will ihn die Ueberlegenheit seiner eignen Weisheit gegen die priesterliche fühlen lassen:

„Dann rede doch, wo warest du als Seher echt?
Was, als die Hündin (Sphinx) dunklen Sang den Bürgern spann,
Was sprachst du damals ihnen kein Erlöserwort!
Doch war das Räthsel nimmer leicht für Jeglichen
Mann aufzudecken, sondern heischte Seherkunst,
Die nicht vom Vogelflug gewonnen, nicht gelernt
Von Göttern du bewiesest, sondern ich erschien
Kundlos und Fremdling und brachte sie zum Schweigen,
Im Geist es treffend, nicht durch Vogelflug.“

Dedipus stellt sich als Seher des eignen Geistes dem Seher der priesterlichen Kunde gegenüber. Tiresias war blind, und Dedipus, der Wissende, sticht sich die Augen aus und wird blind. Er wandert dann irr umher, bis er vom Fluch der Eumeniden in Athen befreit wird.

Das Räthsel, welches die Sphinx aufgegeben hatte, lautete bekanntlich wie folgt: „Was ist das? Eine Stimme hat es, aber am Morgen vier, am Mittag zwei, am Abend drei Füße“. Nach Diodor fragte sie: was ist zweifüßig, dreifüßig, vierfüßig zugleich? Dedipus, nach einem griechischen Scholiasten, antwortete:

Höre wiewol unwillig, geflügelte Muse des Todes,
 Wie wir dem Frevler ein Ziel setzen mit unserem Wort.
 Wahrlich du meintest den Menschen, der weil auf Erden er wandelt
 Erst vierfüßig erscheint, kindlich den Windeln entschlipft,
 Aber den Greis auch stützet der Stab als dritter der Füße,
 Wenn ihm vor Alter das Haupt müde darnieder sich beugt.“

Soll nun der Inhalt des Räthsels gar keinen Zusammen-
 hang mit dem Wesen der Sphinx haben — sollte es gleichgültig
 sein, ob sie dies oder vielleicht ein anderes, das des äthiopischen
 Königs aufgegeben hat? Die Sphinx stürzte sich von dem Felsen
 und verschwand; der Tod war überwunden. Soll das nicht
 auch im Sinne des gelösten Räthsels sein.

Gewiß gehen durch diese Sagen, wie sie Aegypten hat,
 erhabene symbolische Gedanken.

Jason hieß ein Heilender, ein Heiland, aber er selbst ging
 an der Leidenschaft unter, die ihm gedient. Herakles, der ein
 Sieger über die Hera war, verlor doch am Gift ihrer Geschöpfe
 das irdische Leben. Aesculap heilte die Menschen und ward
 zuletzt, wie die Sage lautet, vom Borne des Zeus erschlagen.
 Sie haben die Symbole des Todes überwunden und sterben
 selbst, in Folge der Kraft, die sie überwandten.

Dedipus ist ein Sehender, weiß Räthsel des Todes zu
 lösen, und stirbt blind (*oída, idóv*). Die Auflösung des
 Räthsels des Todes war der Mensch. Als er es gerathen, war
 der Tod besiegt.

Es hat nur einen Menschen gegeben, von dem der Glaube
 sagt, er habe den Tod überwunden und in dessen Geist sein
 Jünger ausruft: Tod wo ist dein Stachel, Hölle wo ist dein
 Sieg! Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben durch Jesum
 Christum!



28421

D
G.